



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

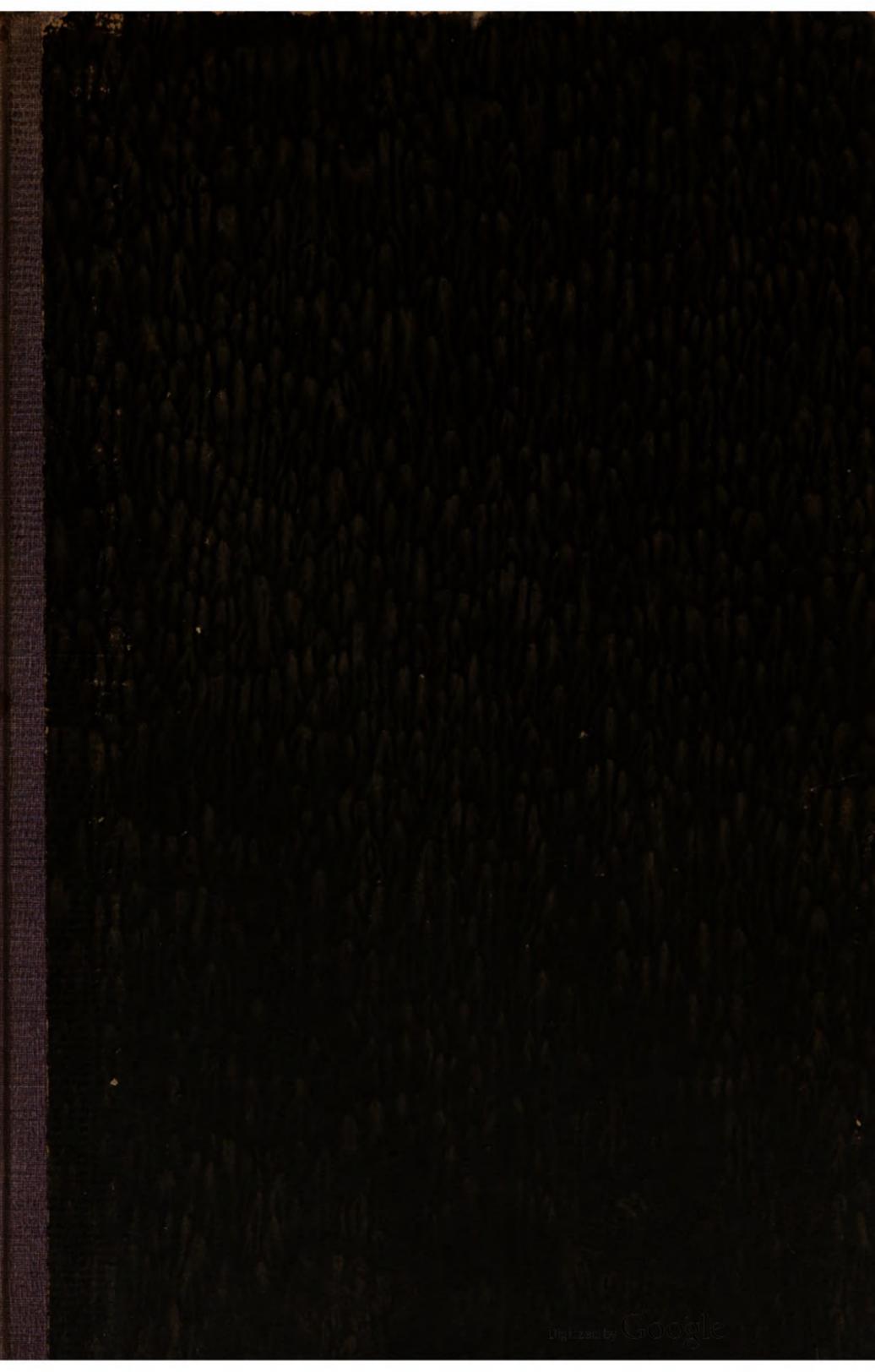
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Opp. 492 ii

9

<36613697440014

<36613697440014

Bayer. Staatsbibliothek

Herbartische Reliquien.

Ein Supplement

zu

Jul. Fedr. Herbart's **Sämmtlichen Werken,**

herausgegeben

von

Prof. Dr. **Ziller**

in Leipzig.

Leipzig,

Verlag für erziehenden Unterricht

(G. Ad. Gräbner).

1871.

Wbz/20/352

DIV 6



(5468)

Vorwort.

Dank denen, die mich von allen Seiten her unterstützt haben, ist es meinen Jahre lang fortgesetzten Bemühungen gelungen, das Material zu den vorliegenden „Reliquien“ zusammenzubringen. Ich hoffe, dass daraus manches erfreuliche Licht in Bezug auf die Entwicklung von Herbart's Persönlichkeit und seiner Lehre und den Zusammenhang der letzteren sich ergeben wird.

Leipzig, 17. Juni 1871.

T. Z.

Inhalt.

	Seite		Seite
I. Zur Biographie Herbart's . . .	1	17. An Langreuter . . .	90
Zur Erinnerung an Herbart		(Postscript der Mutter	
als Lehrer der Königs-		Herbart's)	90
berger Universität. Von		18. An Smidt	90
Prof. Sanio	7	19. „ denselben	93
II. Briefe.		20. An Carl v. Steiger . .	94
1. An v. Halem	20	21. „ denselben	97
2. „ Langreuter in		22. „ denselben	98
Eutin	23	23. „ die Gebrüder v.	
3. „ Smidt	24	Steiger	106
4. „ v. Halem	29	24. „ Carl v. Steiger . .	107
5. „ Smidt	32	25. „ denselben	118
6. „ Rist	33	26. „ v. Halem	119
7. „ Smidt	39	27. „ denselben	121
8. „ denselben	42	28. „ Carl v. Steiger . .	123
9. (Böhlendorfan Rist)	47	29. „ denselben	127
Herbart an Rist . . .	48	30. „ denselben	129
(Gries an Rist) . . .	49	(Beilagen: Blatt 1 . . .	131
10. Herbart an Rist . . .	49	„ „ 2	132
(Die von Herbart entwor-		„ „ 3)	136
fenen Gebete für Carl		31. An v. Halem	137
v. Steiger)	52	32. „ Carl v. Steiger . .	138
11. Herbart's Mutter an		33. „ denselben	140
Langreuter in		34. „ v. Halem	141
Eutin	53	35. „ Carl v. Steiger . .	142
12. Herbart an v. Halem .	56	36. „ Smidt	143
13. An Smidt	58	37. „ Gries	145
14. „ meine Eltern . . .	60	38. „ Smidt	147
(Herbart's Bericht über		39. „ v. Halem	149
eine Reise in die		40. „ Carl v. Steiger . .	150
Alpen)	73	41. „ v. Halem	152
15. An v. Halem	85	42. „ Smidt	153
16. (Böhlendorf an Rist) .	86	43. „ denselben	154
Herbart an Rist	88	44. „ denselben	154

	Seite		Seite
45. An Smidt	156	3. Zur Kritik der Ichvorstellung	247
46. „ denselben	157	4. Ueber den Unterschied zwischen idealischer und wirklicher Geistesgrösse	250
47. „ Carl v. Steiger	157	5. Ueber Gesetzgebung	257
48. „ denselben	161	6. Ueber das Bedürfniss der Sittenlehre und Religion in ihrem Verhältniss zur Philosophie.	
49. „ Smidt	162	Erste Vorlesung	260
50. „ Gries	163	Zweite „	266
51. „ Carl v. Steiger	164	Dritte „	269
52. „ denselben	167	Vierte „	272
53. „ Smidt	168	7. Ideen zu einem pädagogischen Lehrplan für höhere Studien	276
54. „ denselben	172	8. Abhülfe für die Mängel der Gymnasien und der Realschulen	284
55. „ Carl v. Steiger	172	9. Mathematischer Lehrplan für die Realschulen	302
56. „ v. Halem	175	10. len Vorschläge zu einem pädagogischen Seminar	309
57. „ Smidt	178	11. Aus dem pädagogischen Seminar	317
58. „ v. Auerswald in Königsberg	179	12. In Betreff eines Duells	320
59. „ Carl v. Steiger	183	13. Rede an Kant's Geburtstag 1823	322
60. „ denselben	185	14. Rede an Kant's Geburtstag	325
61. „ v. Halem	189	15. Rede an Kant's Geburtstag 1832	329
62. „ Smidt	192	16. Aus einem (beabsichtigten) öffentlichen Sendschreiben an Brandis	335
63. „ v. Halem	196	17. Herbart's Entgegnung auf ein metaphysisches Bedenken von Strümpell	345
64. „ Carl v. Steiger	197		
65. „ denselben	199		
66. „ denselben	199		
67. „ denselben	204		
68. „ denselben	206		
69. „ Prof. Griepenkerl	209		
70. „ Gries	211		
71. „ Hendewerk	212		
72. „ denselben	215		
73. „ K. Reichhelm	217		
74. „ Griepenkerl	218		
75. „ Brzoska	225		
76. Rist an Smidt	228		
III. Abhandlungen und Aphorismen.			
1. Ueber philosophisches Wissen und philosophisches Studium	232		
2. Ueber den Unterschied von Kantischem und Fichte'schem Idealismus	247		



I.

Zur Biographie Herbart's.

In den „Oldenburgischen Blättern“ 1842, Nr. 41—48, ist die Hartenstein'sche Biographie von Herbart in der Form eines Nekrologs zu einem grossen Theile fast wörtlich abgedruckt worden, und derjenige, der den Abdruck veranstaltete, sagt nur am Schlusse, dass er sie „aus eigener Kunde und andern Mittheilungen¹⁾ ergänzt und vervollständigt“ habe. Es sind nämlich ausser Auszügen aus den von Dr. Merzdorf mir zum Abdruck überlassenen Briefen, die unten folgen, nachstehende Zusätze hinzugekommen.

Ueber die Eltern Herbart's (zu p. VII der Biographie) heisst es: „Als Herbart zu Oldenburg geboren wurde, war sein Vater, der am 20. August 1809 als Mitglied der Regierungs-Canzlei verstorbene Justiz- und Regierungs-Rath Thomas Gerhard Herbart, Secretär dieses Collegii mit dem Titel „Canzleirath“; seine Mutter hiess Lucie Margarethe, geborne Schütte.“ (Aus Bertelmann's Oldenb. Gymnasialprogramm vom Jahre 1855, das mir Herr Conrector Ballauff in Varel sammt den „Oldenburg. Blättern“ mittheilte, schalten wir hier ein, dass Herbart's

1) Im Jahre 1842 hat Pastor Langreuter über Herbart und sein Verhältniss zu ihm einige Notizen zusammengestellt, und zwar auf Verlangen eines Mannes, der über Herbart's Leben schreiben wollte und dem Herr Langreuter auch die an ihn gerichteten Briefe Herbart's zu Gebote stellte. Diese Nachricht habe ich von Herrn Pastor Goens in Oldenburg, dem Schwiegersohne des seitdem verstorbenen Pastor Langreuter, erhalten.

Grossvater, zuletzt Rector am Oldenburger Gymnasium, eines Leinwebers Sohn, aus dem hennebergischen Städtchen Ostheim in Franken stammte. Auszüge aus 40 Schulprogrammen beweisen, dass er ein denkender Kopf war.) „Herbart's Mutter war eine seltene und merkwürdige Frau. „In den Augen derer, welche sie wenig näher kannten, erschien dieselbe manchmal sonderbar und excentrisch, und die häuslichen Verhältnisse mit ihrem Gatten waren nicht immer die besten.“

„Es gehört nicht vor's Publikum, was nach und nach diese Verhältnisse so bildete, dass es im Jahre 1801 zu einer förmlichen Trennung der Ehegatten kam, ohne dass gerade eine gerichtliche Scheidung ausgesprochen wurde. Herbart's Mutter begab sich hierauf am Ende des Jahres nach Paris, wo sie im Herbst des folgenden Jahres starb.“

„Ihren einzigen Sohn, den sie sehr liebte¹⁾, hatte sie dennoch durch ihre letzte Willensverordnung in höchst unangenehme Verhältnisse gebracht, indem sie seine Disposition über ihren Nachlass beschränkte. Der Gedanke: „Philosophie giebt kein Brod,“ den sie oft gegen ihn geäussert hatte, war der Grund eines solchen Verfahrens, wodurch sie ihm ein sorgenfreies Alter sichern wollte.²⁾

An das, was Hartenstein p. VII über Herbart's Erziehung bemerkt hat, wird folgendes angeknüpft:

„So glaubte seine Mutter ihn behandeln zu müssen, aus Furcht, dass er der gewöhnlichen Fehler einziger Söhne theilhaftig werde, zum Theil aber auch wohl, weil von einem in der Kindheit erlittenen Sturze in einen Kessel mit fast siedendem Wasser, der sein Leben in Gefahr gebracht, ihm eine gewisse allgemeine Schwäche geblieben war, welcher sie auf solche Weise entgegen wirken wollte. Leiden an den Augen waren noch lange Folgen jenes Unfalls.“

„Der Vater, den sein Beruf sehr in Anspruch nahm, hielt ihn zwar im Allgemeinen zum Fleiss und zur Ordnung an, liess aber übrigen die Mutter in der Erziehung des Sohnes frei walten, wenn er auch in manchen Stücken anderer Ansicht sein mochte, und so kam Einheit in Herbart's Erziehung und Bildungsgang.“

1) Jördens, Nienburger Progymnasial-Programm 1860, S. 7. —

2) Cf. Hartenstein l. c. p. LVI und Zeitschrift für exacte Philosophie I. S. 57.

In Betreff der ersten Jugenderziehung Herbart's heisst es weiter:

„Die bereits angeführte Schwäche liess es nicht rathsam erscheinen, dass er schon früh eine öffentliche Schule besuche, und so erhielt er den ersten Unterricht in Privatstunden, und Uelzen¹⁾, als Dichter bekannt, welcher am 8. April 1808 als Pastor zu Langelingen bei Celle gestorben ist, zu der Zeit aber sich als Lehrer im Hause des damaligen Conferenzzrathes und Canzleidirectors v. Berger befand, war auch Einer seiner ersten Lehrer.

„Die Mutter wohnte gewöhnlich den Unterrichtsstunden bei, um so sich selbst zu unterrichten und ihrem Sohne hülffreich zu werden. So lernte sie sogar Griechisch, um ihm bei den Vorbereitungen auf seine Lection darin fortzuhelfen; aber ein Hauptzweck war auch, den nachtheiligen Einfluss, welchen vielleicht der verkehrte Sinn eines Lehrers auf das Herz ihres Sohnes ausüben konnte, zu überwachen.“

Der von Hartenstein p. VIII erwähnte Sinn Herbart's für physikalische Experimente und geographische und mathematische Spiele wird auf den Unterricht des damaligen Subconrectors Kruse (s. Hartenstein p. XII) zurückgeführt.

Ueber Herbart's musikalische Neigung (cf. auch Bemerkung zu Hartenstein p. IV) heisst es:

„Er erntete schon als eilfjähriger Knabe wegen seines Spiels auf dem Fortepiano und dem Violoncell in Privatconcerten grossen Beifall und erhielt in Folge dessen die Erlaubniss, den Concerten, welche der Herzog damals bei Hofe durch seine Kammermusiker mit Hülfe seiner musikalischen Dienerschaft ausführen liess, in einem Nebenzimmer zuhörtend, beizuwohnen.“

Die von Hartenstein p. IX erwähnte Claviersonate Herbart's ist bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienen.

Ueber Herbart's Besuch (Hartenstein l. c. p. XII) der öffentlichen gelehrten Schule Oldenburg's (die der Subconrector Kruse 1788 verliess) heisst es:

„Seine Talente, sein Fleiss und die wohlgewählte Methode seines Unterrichtes hatten ihn so weit gefördert, dass er schon um Michaelis 1788 in die zweite Classe der lateinischen Schule

1) Bei Hartenstein p. VII fälschlich Uelze.

zu Oldenburg eintreten konnte, welche, während er sie besuchte, in ein Gymnasium verwandelt wurde.

Schon nach einem Jahre, also im Herbst 1789 wurde er in die erste Classe versetzt. Kaum 14 Jahre alt, schloss er dort sich mit inniger Liebe an zwei seiner Mitschüler, seine Freunde Bonus, jetzt Pastor zu Rastede, und Langreuter, jetzt Pastor zu Jahde an, obwohl sie 3 bis $3\frac{1}{2}$ Jahr älter waren. Mit den übrigen Primanern hatte er wenig Verkehr, obgleich sein bescheidenes, theilnehmend-freundliches Betragen gegen alle seine Mitschüler sich deren Achtung, Liebe und Vertrauen erwarb; seine Körperconstitution war klein und schwächlich, besonders litt er, wie schon angeführt ist, an den Augen.

Sein immer weiter strebender Geist fand schon beim Eintritt in die erste Classe nicht volle Befriedigung, denn damals musste der in mancher Hinsicht so sehr verdiente Rector Manso dort in allen Zweigen der Wissenschaften, welche gelehrt wurden, Unterricht ertheilen. Selbstverständlich konnte derselbe nicht in allen gleich stark sein. Geschichte und Naturlehre trug er trefflich vor, und verstand es, seinen Schülern Interesse dafür einzufössen. Nicht so gelang es mit seinem Unterricht in der Philosophie, insoweit darin in Prima Unterricht ertheilt werden sollte nach Baumeisteri institutiones philosophiae rationalis. Für alle Gegenstände, besonders für die beiden letztern, interessirte sich Herbart lebendig. Was in der Schule vorgetragen war, wurde vorzüglich auf Spaziergängen von den drei Freunden oftmals eifrig besprochen. Von einer Idee, die einmal bei Herbart lebendig geworden war, trennte er sich nicht leicht und grübelte ihr fort und fort nach, disputirte darüber gern, jedoch in äusserst bescheidener und anspruchsloser Form. Die Lehre von der menschlichen Freiheit verursachte den Freunden nicht wenig Kopfbrechens, so auch manches Problem der Naturlehre.“

Es wird dann auch der von Hartenstein p. IX erwähnte Aufsatz Herbart's über die Freiheit genannt, und in Betreff dessen, was den Knaben zu demselben veranlasst hatte, hinzugefügt: „die erste Veranlassung gab eine Lection Manso's nach Baumeister's Lehrbuche.“

Darauf heisst es weiter:

„Als einmal in der Classe vom perpetuum mobile die Rede gewesen war, ward auch darüber beim nächsten Spaziergange

disputirt. Herbart kam nach einigen Tagen zu seinem Freunde Langreuter und versicherte, es erfunden zu haben. Die Freunde opponirten, dass die Friction nicht genug in Anschlag gebracht worden etc., und Herbart nahm mit eben so vieler Bereitwilligkeit seine Behauptung zurück, als er mit Freudigkeit sie aufgestellt hatte.“

Ferner:

„Uebrigens fehlte es in dem Schülerleben Herbart's keineswegs an Frohsinn und erheiternden Scenen. Brachten die Spaziergänge der drei Freunde sie an einem schulfreien Nachmittage weiter aufs Land, zu einem Dorfe, so fand es sich zuweilen, dass Herbart's, den Freunden ihres Sohnes wohlwollende Mutter durch Voraussendung eines Korbes dafür gesorgt hatte, dass durch die darin enthaltene Labung die Lebensgeister der Ermüdeten restaurirt werden konnten. Einst aber ward es ihnen nicht so gut. Sie hatten eine sehr weite Reise von 7 Meilen (7 Meilen waren damals für noch nicht so reisefertige Primaner, wie sie jetzt sind, sehr weit) unternommen und noch dazu in ein katholisches Land, welches noch nie Einer von ihnen mit einem Fusse betreten hatte. Sie wollten nämlich das damals noch münster'sche Kloster Vechta beschauen. Sie gelangten durch die unabsehbaren Haiden des Münsterlandes glücklich zum Ziele, jedoch sehr ermüdet, und mit Zuversicht von der gepriesenen Hospitalität der Mönche Labung erwartend. Die Klosterpforte öffnete sich; Bratengeruch strömte ihnen entgegen. Ein Mönch führte sie auf ihre Bitten durch die Kreuzgänge, zeigte ihnen seine Zelle, seine Aurikeln, ein grosses hölzernes Bild, mit der Versicherung, das sei Gott der Vater, und ehe sie sich's versahen, befanden sie sich wieder an der Pforte, wodurch sie eingetreten waren. Zum Abschiedstrunk reichte ihnen der Mönch einen Krug Bier. — Schlimmer ging es auf dem Rückwege. Verirrung in der Haide — eingebildete Räuberangriffe. Herbart füllte den Freunden heimlich die Taschen mit Steinen zur Abwehr, ermüdete, wollte liegen bleiben des Nachts in der den Gefährten Grauen erregenden Haide, musste sich von ihnen weiter bringen lassen u. s. f.“

Und dann:

„Nachdem seine Freunde Bonus und Langreuter im Jahre 1790 nach Helmstädt abgegangen waren, unterhielt lange

ein ununterbrochener Briefwechsel mit Herbart ihre Freundschaft. Herbart's Briefe zeugen von seinem Forschungsgeiste, seiner Bescheidenheit, seinem Sinn für Religion und für Freundschaft, sowie auch von seiner kindlichen Unterwerfung unter den Willen seines Vaters, welcher darauf bestand, dass sein Sohn Jurist werden solle, wogegen dieser eine unüberwindliche Abneigung hatte. Späterhin wurde diese Freundschaft, namentlich mit Langreuter, der des Dichters und Geschichtschreibers v. Halem Schwiegersohn geworden war, durch Grüsse und Erkundigungen in den Briefen Herbart's an v. Halem von Zeit zu Zeit wieder aufgefrischt. Langreuter hatte ihn bei einem Besuche in Bremen 1802 zum letzten Male gesehen und gesprochen.

Um Ostern 1793 war Herbart schon der älteste unter den Schülern des Gymnasiums und hielt als solcher die damals noch herkömmliche Glückwunschede an die Abgehenden. Zum Thema hatte er gewählt: „Etwas über die allgemeinsten Ursachen, welche in Staaten das Wachsthum und den Verfall der Moralität bewirken,“ und die Herausgeber der „Blätter vermischten Inhalts“ fanden diese Rede so ausgezeichnet, dass sie dieselbe in dem 6. Bande dieser Zeitschrift (S. 60) aufnahmen; dazu mochte auch wohl viel beitragen, dass der Eine der Herausgeber, v. Halem, zu dem vielversprechenden Jünglinge eine innige Zuneigung gefasst hatte, die nachher in Freundschaft überging, welche ein lebhafter Briefwechsel bis zu Herbart's Abgang nach Königsberg unterhielt.

Um Ostern 1794 verliess er selbst das Gymnasium und verglich in einer lateinischen Abschiedsrede Cicero's und Kant's Gedanken über das höchste Gut und den Grundsatz der praktischen Philosophie. Auch diese Rede erregte Aufsehen und in dem Programm sagte der damalige Rector, Consistorial-Assessor Manso von ihm: „„Unter den Abgehenden hat sich, wie überhaupt unter allen seinen Mitschülern stets, Herbart durch Ordnung, gute Aufführung, Eifer im Studiren und Beharrlichkeit ausgezeichnet und seine guten natürlichen Anlagen durch unermüdeten Fleiss zu entwickeln und auszubilden getrachtet.““

Er litt zu jener Zeit noch an dem erwähnten Augenübel, wozu auch eine Zahnfistel gekommen war.“

Zu Hartenstein p. XXXIV, Z. 1 der Zusatz: von seinem übrigen hohen Wechsel.

Von Herbart's Rückreise aus der Schweiz über Jena und Oldenburg nach Bremen heisst es:

„Er reisete über Jena, wo er bis Anfang März blieb. Von dort aus schrieb er an seinen Freund Langreuter, der damals in Halle sich aufhielt, bat ihn, sich nach einem Lehrer für seine in der Schweiz zurückgelassenen Eleven zu erkundigen, und versprach, in 14 Tagen selbst zu kommen, um das Nähere zu verabreden. Sein Brief zeugt von der innigsten Liebe, welche er für seine Eleven hegte, und die Anforderungen, welche er darin an den künftigen Lehrer macht, sind mit so vieler Sorgfalt aufgestellt, dass sie Jedem zum Muster dienen könnten, welcher für seine Kinder einen Lehrer sucht. Wie er versprochen hatte, kam er auch selbst gegen Ende Februars nach Halle, und Niemeyer, welcher seine Tüchtigkeit erkannte, gab sich viele, jedoch vergebliche Mühe, ihn als Lehrer für sein Pädagogium zu gewinnen.

Er kehrte nach Jena zurück und ging dann über Göttingen nach Oldenburg. Von da begab er sich noch in demselben Jahre nach Bremen, weil er in Oldenburg, wo eben damals die Verhandlungen zwischen seinen Eltern wegen ihrer Trennung im Gange waren, nicht leben konnte und mochte.“

Wir lassen hierauf Dr. F. D. Sanio's, Professors der Jurisprudenz in Königsberg, Prorektoratsrede vom Jahre 1859—60 folgen:

Zur Erinnerung an Herbart als Lehrer der Königsberger Universität.

„H. A! Wenn wir heute bei dem Beginne eines neuen akademischen Jahres, welches mit der Uebergabe des höchsten akademischen Amts an den neuen Prorektor zusammenfällt, auf die nächste Vergangenheit, namentlich auf das verflossene Jahr zurückblicken, so erfüllt uns alle mit tiefer Wehmuth und stillem Schmerz das fortdauernde schwere Leiden Sr. Majestät des Königs, des erhabenen Rectors der Albertina.

Wie vieles Andere, so hat Ihm die Albertina auch das neue Universitäts-Gebäude zu verdanken, welches im verflossenen Jahre bereits unter Dach gekommen ist und, wie wir

hoffen dürfen, innerhalb zweier Jahre seine feierliche Weihe erhalten wird. Als Ornament dieses unter den Auspicien Königs Friedrich Wilhelm IV. für Jahrhunderte errichteten Musentempels soll zu Folge hoher Anordnung an dem Giebel desselben eine Reihe von Medaillons mit den Bildnissen berühmter Lehrer und Schüler der Albertina angebracht werden, wodurch nicht allein das Andenken dieser Männer geehrt, sondern auch zugleich der Geist unserer Universität gekennzeichnet werden soll und eine Mahnung an uns und alle künftigen Lehrer der Albertina ergeht, im Geiste dieser grossen Vorgänger fortzuwirken, auf dass erfüllet werde das Wort unseres allergnädigsten Königs: Die Albertina sei und bleibe „„ein Heerd des Lichts im deutschen Norden.““

Bevor ich zu der heutigen Amtshandlung schreite, sei es mir vergönnt, H. A., auf einen grossen Lehrer der Albertina Ihre Aufmerksamkeit zurückzulenken, dessen Bildniss ebenfalls das neue Universitäts-Gebäude zieren wird, auf einen unserem Kant vollkommen ebenbürtigen Originaldenker und Eroberer im Reiche der Wissenschaft, der, obwohl nicht wie jener ein geborner Königsberger, doch ein Viertel-Jahrhundert lang höchst einflussreich unter uns gewirkt hat, so dass wir ihn immerdar als den Unsrigen verehren dürfen. Zugleich erfülle ich eine Pflicht der Pietät, wenn ich die Vorrede zur heutigen akademischen Feier dazu benutze, Herbart's Andenken zu feiern, indem derselbe, wie auf viele andere seiner Schüler, so auch auf mein ganzes Dichten und Trachten in einem Maasse eingewirkt hat, wie kaum ein Anderer.

Es kann aber nicht meine Absicht sein, Herbart's wissenschaftliche Persönlichkeit überhaupt schildern zu wollen, da ein hochverdienter vieljähriger College desselben und Meister der Sprache an dieser Stätte, sogleich nach erfolgter Todesbotschaft, der allgemeinen Stimmung und Ansicht gemäss in unnachahmlicher classischer Form darüber sich ausgesprochen¹⁾ und bald darauf auch in der hiesigen deutschen Gesellschaft ein ausgezeichneter Schüler des grossen Verstorbenen dessen Bild mit begeisterten Worten und in lebhaften Farben ge-

1) Lobeck's Gedächtnissrede, mitgetheilt von G. Hartenstein in in der Einleitung zum ersten Bande von Herbart's kleineren philosophischen Schriften, Leipzig 1842, S. XCVIII ff.

zeichnet hat¹⁾. Meine Absicht kann nur darauf gerichtet sein, als ein einer anderen Facultät angehöriger Schüler Herbart's ein Zeugniß abzulegen über seine unvergleichlichen Lehrvorträge, namentlich hinzuweisen auf gewisse Vorzüge seiner Lehrart, wodurch er auf die Studirenden der übrigen Fachwissenschaften einen höchst wohlthätigen Einfluss ausüben musste; wie er vermöge seiner mathematischen Bildung die Philosophie überall als exacte Wissenschaft zu behandeln und durch höchste Klarheit und Präcision das Interesse an der Form der Untersuchung, das formale Interesse der Philosophie, welches auch auf die übrigen Studien gerade am wohlthätigsten wirkt, anzuregen bemüht war, wie er ferner als Kenner des classischen Alterthums dasselbe für Philosophie und Pädagogik auszubenten wusste.

Die engen Grenzen der mir zugemessenen Zeit würden nicht ausreichen, auch wenn ich's vermöchte, vollständig darzulegen, was in Herbart's Schule für Didaktik und Methodik, für eine kritische und begriffsmässige Behandlung jeder Wissenschaft zu lernen war, wie man durch seine Lehrart inne werden musste, dass es überall ankomme auf eine reine Hingebung an die Natur der wissenschaftlichen Probleme, auf Cultur der Methode, und zwar nach den Anforderungen exacter Wissenschaft, einer den einzelnen Problemen angemessenen, durch sie geforderten Methode, auf eine wahre Verständigung über die Grundbegriffe, welche den Streit der Gelehrten in den einzelnen Fächern fortdauernd nähren, vor Allem endlich auf eine lautere und reine Wahrheitsliebe, welche sich in Allem, was wissenschaftliche Untersuchung heisst, zu bewähren hat. Herbart fasste die Bearbeitung der Wissenschaft als eine sittliche Lebensaufgabe, von ihm konnte man mit Recht sagen: „pectus facit philosophum.“ Daher verfolgte er mit hoher sittlicher Kraft und bewunderungswürdiger Resignation seinen Weg, den er sich selbstständig vorgezeichnet hatte, unbekümmert um den Beifall seiner Zeitgenossen, unbekümmert um äussere Autoritäten und nicht zurückschreckend vor unwillkommenen Resultaten der Unter-

1) Dr. Voigt, zur Erinnerung an J. F. Herbart, Königsberg 1841.

suchung. In allen diesen Beziehungen war er ein hohes Muster für jeden wissenschaftlichen Charakter¹⁾.

Das Ethische bildete, wie Hartenstein mit Recht bemerkt, „den höchsten Beziehungspunkt aller seiner Anstrengungen, den eigentlichen Kern seiner persönlichen Denkart.“ Eben deshalb war auch die Erziehung als Kunst der sittlichen Menschenbildung für ihn von der höchsten Bedeutung, und der künftige Biograph Herbart's wird auf den innigen Zusammenhang seiner pädagogischen und philosophischen Sinnesart besonders zu achten haben; ebenso aber auch darauf, wie seine pädagogischen Beobachtungen, Erfahrungen und Versuche, die er, eben aus Fichte's Schule kommend, in den Jahren 1797 bis 1800 in der Schweiz als Hauslehrer machte, und das dadurch angeregte pädagogische Denken über den Grundbegriff und den Zweck der Erziehung auf die Ausbildung seines eigenen Gedankenkreises, auf den Gang seiner Untersuchungen, also mittelbar auf die Genesis seines philosophischen Systems, eingewirkt habe, wie oft gerade in seinem pädagogischen Denken die Veranlassung und der Antrieb zu gewissen philosophischen Untersuchungen zu suchen sei, worüber es an mancherlei Andeutungen in Herbart's Schriften nicht fehlt.

Die durch seine pädagogische Theorie und Praxis gewonnenen didaktischen Grundsätze wirkten auch überall ein auf den Plan und die Anordnung seiner Lehrbücher und auf seine Lehrvorträge, die er stets, wie es sich gebührt, als didaktische Probleme auffasste. Am evidentesten trat dieses hervor in seiner Einleitung in die Philosophie, bei welcher er sich wohl hütete, durch einen abgekürzten Vortrag seines eigenen Systems die Empfänglichkeit der Zuhörer von vornherein bloß für seine Vorstellungsart zu stimmen und ihnen Systemfesseln anzulegen, vielmehr suchte er sie in die natürlichsten ersten und darum ältesten Vorstellungsarten, welche sich echten und unbefangenen Denkern aufdrängen, einzuführen. Er berief sich dabei ausdrücklich auf das ähnliche pädagogische Problem, der früheren Jugend gesellschaftliche Verhältnisse

1) Vergl. Hartenstein's oben angeführte Einleitung zu Herbart's kleineren Schriften.

in ihren einfachsten Elementen auf eine würdige und das Gemüth ansprechende Weise vorzuführen, für welchen Zweck er die Kraft des Homer erprobt habe. Demgemäss komme es für die Einleitung in die Philosophie darauf an, die klarsten speculativen Hauptgedanken, welche zu nachmaligen Systemen den Keim enthalten, aus der Geschichte der griechischen Philosophie von Thales bis auf Aristoteles hervorzuziehen, die Zuhörer also unmittelbar in die Zeit des wirklichen Werdens der Philosophie, des ersten Findens der philosophischen Probleme zurückzusetzen, in jene Zeit, da Metaphysik ursprünglich aus den Bedürfnissen denkender Männer sich erzeugte. So bildete der Abschnitt von den metaphysischen Problemen eigentlich den Stamm seiner Einleitung in die Philosophie, woran sich dann die Vorbegriffe der praktischen Philosophie knüpften, wozu hauptsächlich die Platonischen Ideen, von ihrer praktischen Seite betrachtet, Veranlassung gaben, und endlich die Logik, als eine Erfindung des Aristoteles. Diesen anfänglichen Plan, das Ganze am historischen Faden fortzuführen, hat Herbart später geändert, weil es zu weitläufig, der Anfang zu schwer und das Ende zu leicht werde, vornehmlich aber wohl, um von vornherein der Vermengung theoretischer und praktischer Principien mehr entgegenzuwirken, so dass erst in Folge einer freieren Behandlung des historischen Stoffes und nach vielfältig abgeänderten Versuchen beim mündlichen Vortrage die Einleitung in die Philosophie ihre gegenwärtige Gestalt und Anordnung erhalten hat. Bei diesen mehrfachen Abänderungen des Plans wirkten ebenso wie bei der ursprünglichen Anlage überall pädagogische und didaktische Rücksichten mit ein. Dahin gehört z. B. das Princip der psychologischen Pädagogik: das Ganze des Unterrichts von seinen ersten Anfängen bis zu Ende sei so zu ordnen, dass mit möglichst grösstem Vortheil jedes Vorhergehende dem näher oder entfernter Nachfolgenden die Disposition des Schülers zubereite; ferner: es sei überall das Gesetz der gehörigen Interpunction beim Unterricht, wie er es nennt, welches mit dem Wechsel von Vertiefung und Besinnung zusammenhängt, zu befolgen, so dass, wenn eine Reihe von Auffassungen eine gewisse Hemmungssumme hat anwachsen machen, man

dieselbe zuvor sich senken lassen muss, ehe man weiter gehen darf. Solche psychologische Rücksichten wirkten überall bestimmend ein auf den Faden des Vortrages, den er von dem Lehrgebäude selbst wohl zu unterscheiden wusste. Daher ist auch im Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie die Logik den ethischen und ästhetischen Grundbegriffen und diese wiederum der Einleitung in die Metaphysik vorangestellt, allen diesen Abschnitten geht aber im ersten noch eine allgemeine Propädeutik voraus, in welcher zur Vorübung auch zwei Capitel über die niedere und höhere Skepsis vorkommen, endlich in den letzten Ausgaben des Lehrbuchs sind ohne Zweifel deshalb, weil Herbart eine Vorbereitung des philosophischen Studiums auf den Gymnasien nicht mehr voraussetzen zu dürfen glaubte, noch Vorbemerkungen hinzugekommen über die Anknüpfungspunkte, welche Sprache, Geschichte, Mathematik und Naturkunde für das Studium der Philosophie darbieten, nebst einem vorläufigen Ueberblick der einzelnen Theile der Philosophie. In Betreff der skeptischen Vorübung, welche er als eine Gymnastik des Geistes im ersten akademischen Unterricht in der Philosophie für nothwendig hielt, mag an folgende charakteristische Anmerkung der Einleitung erinnert werden: „Jeder tüchtige Anfänger in der Philosophie ist Skeptiker und umgekehrt: jeder Skeptiker als solcher ist Anfänger. Wer in der Skepsis beharrt, dessen Gedanken sind nicht zur Reife gekommen, wie dieses an den Häuptern des Scepticismus, an Sextus Empiricus und Hume ersichtlich ist. Wer aber nicht einmal in seinem Leben Skeptiker gewesen ist, der hat diejenige durchdringende Erschütterung aller seiner von früh auf angewöhnten Vorstellungen und Meinungen niemals empfunden, welche allein vermag, das Zufällige von dem Nothwendigen, das Hinzugedachte vom Gegebenen zu unterscheiden. Ihm droht „thörichter und hochmüthiger Dogmatismus.“

Das Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, welches beim Vortrage als Leitfaden benutzt wurde, gründet sich auf einen in philosophischer und didaktischer Beziehung so tief durchdachten Plan und dieser Plan ist von Herbart in so meisterhafter Weise ausgeführt, dass jeder Fachwissenschaft Glück zu wünschen wäre, wenn sie auch nur annäherungsweise eine ähnliche Einleitung aufzuweisen hätten! Dazu

würde aber vor Allem gehören, dass man für didaktische Zwecke die Vorzüge einer genetischen Darstellung, welche die betreffende Wissenschaft nicht als fertige, sondern als werdende aufzeigt, anerkenne, dass man die Zuhörer zurückversetze in die Zeit des wirklichen Werdens der Wissenschaft und den historischen Stoff nicht bloss geschichtlich behandle, sondern für die wissenschaftlichen Fragen und Probleme auszubeuten wisse; ferner, dass man nicht, wie so häufig geschieht, die Einleitung in die Wissenschaft, welche Anfängern erst den Zugang zu den systematischen Vorträgen über die einzelnen Theile der Wissenschaft eröffnen soll, mit einer zusammenfassenden encyklopädischen Uebersicht derselben, welche an das Ende der Studien gehört und einen ganz andern Zweck hat, verwechsle. Den Unterschied beider hat Herbart trefflich entwickelt zu Anfang des zweiten Abschnittes seiner Encyklopädie. — Schon in der Einleitung suchte Herbart der beliebten Vermengung theoretischer und praktischer Principien entgegenzuwirken und seinen Zuhörern klar zu machen, wie es im Wesentlichen bei der bereits den Alten bekannten Unterscheidung „Logik, Physik, Ethik“ bleiben müsse, wie Logik, Metaphysik und Aesthetik drei philosophische Wissenschaften seien mit verschiedenen Principien und verschiedenen Methoden, womit jedoch nicht geleugnet werden sollte, dass für das praktische Bedürfniss der Philosophie, welches er dem speculativen gegenüberstellt, die Resultate der theoretischen und praktischen Philosophie zu verbinden seien. Hierin liegt ein Hauptmotiv der aus praktischen Gesichtspunkten entworfenen kurzen Encyklopädie der Philosophie, ein geniales Werk, welches als höchst werthvolles Geschenk gerade für philosophisch gebildete Bearbeiter der übrigen Facultätswissenschaften zu betrachten ist. Dass auf den Plan desselben pädagogische Rücksichten mit eingewirkt haben, bemerkt Herbart selbst, indem er auf eine in der Pädagogik einheimische und auf die verschiedenen Stufen des Unterrichts bezügliche Begriffsreihe hinweist. Sie heisst: Klarheit, Association, System und Methode. Während die Einleitung auf der Stufe der Klarheit, so stehe die Encyklopädie auf der Stufe der Asso-

ciation, sie stelle daher die in den systematischen Vorträgen behandelten Lehren der theoretischen und praktischen Philosophie associirend dar, verbinde die Resultate beider mit Rücksicht auf das praktische Bedürfniss und eben deshalb unabhängig von der systematischen Stellung der einzelnen Lehren. Zur Motivirung seines Verfahrens in der Encyclopädie analysirt er genauer das praktische Bedürfniss der Philosophie und stellt zu diesem Zweck die Philosophie den Wissenschaften der drei oberen Facultäten gegenüber. Er liefert hier ein höchst lehrreiches und scharfsinniges Seitenstück oder vielmehr Gegenstück zu Kant's Streit der Facultäten, indem seine Ausführung nicht wie bei Kant auf den Nachweis eines nothwendigen Antagonismus der philosophischen zu den sogenannten oberen Facultäten, sondern vielmehr auf die Nothwendigkeit einer innigen Verbindung derselben — den Anforderungen der Idee eines Cultursystems gemäss — gerichtet ist; auch ist er gerecht genug, um anzuerkennen, dass bei jenem Antagonismus, von dem Kant a. a. O. handelt, die Philosophen selbst Manches verschuldet haben, indem sie oft irrthümlich dem Allgemeinen einen Werth beileigten, der ihm nicht zukommt und die Beziehungen auf das Gegebene vergassen, wodurch das Abstracte allein Bedeutung hat.

Wie Herbart in seiner Einleitung die speculativen Grundgedanken der Alten, so hat er in seiner praktischen Philosophie (die selbstverständlich wegen der ethischen Grundlage des Rechts mir am nächsten liegt) die Ethik der Alten vortrefflich auszubeuten gewusst. Anders urtheilt darüber freilich Trendelenburg in seiner akademischen Abhandlung von 1856¹⁾. Derselbe sucht darin Herbart's praktische Philosophie der Ethik der Alten, besonders der Nikomachischen Ethik gegenüber, gar sehr in Schatten zu stellen, indem seiner Ansicht nach Aristoteles bis jetzt noch gegen alle späteren Sittenlehrer Stand halte und zwar, wie er meint, durch die richtige Grundlage

1) Herbart's praktische Philosophie und die Ethik der Alten. Das neueste Werk von Trendelenburg, Naturrecht auf dem Grunde der Ethik, Leipzig 1860, konnte bei Abfassung der vorliegenden Rede noch nicht benutzt werden,

des Princip's, durch die reine Behandlung der Lust, durch den offenen Blick für die ethische Erscheinung und durch den Reichthum der Ausführung. Wie eng sich hier Trendelenburg an Aristoteles anschliesse, habe ich nicht nöthig nachzuweisen; wohl aber darf ich den Zweifel nicht unberührt lassen, ob er in demselben Maasse auch Herbart Gerechtigkeit widerfahren lasse. Trendelenburg spricht von „zerschnittenen“ Principien des Herbart'schen Systems, die Alten hätten dagegen in Plato und Aristoteles Metaphysik, Psychologie und Ethik in weiser Einheit zu halten gewusst. Daher kein Wunder, wenn Trendelenburg eine von Metaphysik und Psychologie unabhängige Ethik gar nicht als Wissenschaft anerkennen will, wenn er in der praktischen Philosophie Herbart's eine Untersuchung über die Lust vermisst (die dieser ebenso consequent in die Psychologie verweist, wie sie in der Aristotelischen Ethik nicht fehlen durfte), wenn er bei dem realen Aristoteles „Idealzeichnungen von Tugenden“ findet, die weit concreter und eben deshalb mannigfaltiger und lebendiger seien als Herbart's abstract praktische Ideen. Zu verwundern ist nur, wie Trendelenburg bei solcher Auffassung glauben konnte, in dieser Frage Herbart dadurch gerecht zu werden, dass er den reichhaltigen, zum Theil anthropologischen und empirischen Ausführungen der Nikomachischen Ethik die Ideenlehre Herbart's, die ja nur das Fundament der praktischen Philosophie desselben bildet, gegenüberstellt und sich im Ganzen auf eine Prüfung dieser Ideenlehre beschränkt, ohne zugleich auf das Sorgfältigste das zweite Buch der praktischen Philosophie („die Ideen und der Mensch“) vollständig zu berücksichtigen. Obwohl in demselben Manches nur kurz angedeutet wird, was mit Hülfe der Geschichte, der empirischen Menschenkenntniss und der Psychologie einer viel weiteren Ausführung bedarf, so lässt sich darin doch nicht die Ueberzeugung Herbart's verkennen, die er schon in der Einleitung mit folgenden Worten bezeichnet: „Die Tugendlehre bedarf der Kenntniss des Menschen und sie wird umsomehr praktisch anwendbar, jemehr sie theils von der Erfahrung theils von theoretischer Einsicht in die Natur des Menschen dabei in sich aufnimmt, was über die Veränderlichkeit desselben zum Bessern und zum Schlechtern Aufschluss giebt. Daher ihre Abhängigkeit von der Psychologie und mittelbar von der

Metaphysik.“ — Sämmtliche Anwendungen der praktischen Philosophie, zu welchen auch die Politik und Pädagogik gehören, bieten daher die rechten Vergleichungspunkte mit des Aristoteles Ethik und Politik dar, nicht aber die Ideenlehre Herbart's, welche vielmehr zur Vergleichung mit den Platonischen Ideen auffordert. Diese letzteren hat Herbart vornehmlich dadurch für die Ethik auszubeuten verstanden, dass er die Betrachtung derselben von ihrer theoretischen und praktischen Seite sonderte und ihnen statt der (metaphysischen) Realität die Gültigkeit der Musterbegriffe zugestand, womit freilich Trendelenburg nicht übereinstimmen kann; indem er bemerkt, „die neuere deutsche Philosophie“ habe den Platonischen Begriff der Idee in den wesentlichen Beziehungen festgehalten, Herbart dagegen den Werth ihrer Bedeutung herabgesetzt. Ein genaueres Studium der Herbart'schen Schriften wird aber, nicht minder wie seine früheren Lehrvorträge es vermochten, zu der Ueberzeugung führen müssen: 1) dass Herbart die Tiefe der Platonischen Ideenlehre vollständig zu würdigen, aber auch das logische, metaphysische und kosmische, das religiöse, das ethische und ästhetische Element darin scharf zu sondern wusste, und 2) dass er die wissenschaftliche Bedeutung seiner eigenen Ideenlehre nicht in dem möglichst engen Anschluss an die Platonische suchen konnte. Hören wir darüber Herbart selbst: „Plato musste, seiner Absicht gemäss, den Staat von der Seite der praktischen Ideen auffassen und wirklich hat er eine der Ideen, die der inneren Freiheit, d. h. die Harmonie zwischen Einsicht und Wille im vierten Buche der Republik trefflich entwickelt: es ist die *δικαιοσύνη* — der harmonische Dreiklang der *σοφία*, *σωφροσύνη* und *ἀνδρεία*. Plato's Hauptgedanke ist, dass die Einsichtsvollen regieren, die Starken sie unterstützen und das Volk gehorchen soll, so dass jeder das Seinige thue und sich auf seinen Beruf beschränke. Hingegen Vielgeschäftigkeit ist beim Plato so viel als Ungeerechtigkeit. Darüber ist nun die eigentliche Idee des Rechts im Dunkeln geblieben, desgleichen die übrigen praktischen Ideen, welche alle gleichmässig ins Licht zu setzen und gehörig zu verknüpfen, eigentlich seine Aufgabe gewesen wäre.

Jedoch sofern er nicht den Staat in der Wirklichkeit, sondern nur die Idee desselben zeichnen wollte — freilich ist er diesem Vorsatze nicht ganz getreu geblieben, sondern hat mit angenehmer Nachlässigkeit sich gehen lassen — kann man ihn nicht sowohl einseitig als unvollständig nennen; denn die Idee der inneren Freiheit ist wirklich die erste von allen und diejenige, welche sich auf alle übrigen bezieht, um sich in ihnen zu realisiren, sofern man von Realität in der Ideenwelt überhaupt reden kann.“

Dass Herbart die Ethik der Einzelnen und die Ethik der Gesellschaft verbunden habe, wird zwar von Trendelenburg lobend anerkannt und an einer anderen Stelle der Abhandlung ausdrücklich bemerkt: gegen die neueren seit Thomasius eingeschlagenen Richtungen, welche Moral und Naturrecht trennen, sei es ein wesentlicher Fortschritt, dass Herbart aus denselben praktischen Ideen, welche den Einzelnen bestimmen, die „beseelte Gesellschaft“ entwirft. Aber dieser Fortschritt sei nur eine Rückkehr zu der Ethik und Politik einigenden Anschauung der Alten und bei einem Vergleiche falle der Vorzug auf die Seite der Alten. Namentlich fasse Aristoteles, wenn auch ohne die Sache mit diesem Namen zu benennen, den Staat als einen Organismus auf. „Herbart könne indessen mit dem Princip der ästhetischen Zusammenfassung bis zu diesem Begriff nicht gelangen.“ Eine solche Vermengung des Organischen mit dem Ethischen kann man vom Standpunkte Herbart's nicht gelten lassen, aus dessen Schriften sich zur Genüge ergeben dürfte, dass Herbart sehr wohl wusste, in wiefern der Staat als Organismus aufzufassen sei, dass er aber eben deshalb es für verkehrt halten musste, davon in der Ideenlehre zu handeln. Und wenn Trendelenburg an einer anderen Stelle der Abhandlung bemerkt: Plato habe in dem Staate das ganze psychologische Wesen des Menschen mit seiner Tiefe und seinem Reichthum dargestellt und ausgebreitet, aber Herbart in der Gesellschaft „nur die ästhetische Form der dem zusammenfassenden Zuschauer erscheinenden Harmonie in den Willensverhältnissen,“ wie stimmt dieses mit Herbart's eigenem Ausspruche: „Vorausgesetzt, dass die Sonderung und richtige Bestimmung der praktischen Ideen bereits geschehen und in ihren nächsten Folgen gehörig

erkannt sei, muss die praktische Philosophie, falls sie wahrhaft praktisch werden soll, sich mit wahrer Psychologie in Verbindung setzen, und die Wichtigkeit dieser Verbindung wird dereinst noch weiter greifend befunden werden, je mehr man einsehen wird, dass sich die psychischen Gesetze nicht bloß einzelnen Menschen, sondern auch im Staatsleben gelten machen und dass hierauf auch die wahre Philosophie der Geschichte beruht!“

Auf die praktische Philosophie Herbart's genauer einzugehen, ist hier nicht der Ort, nur eine allgemeine Bemerkung sei mir noch gestattet. Es ist unverkennbar, dass Herbart in seiner allgemeinen praktischen Philosophie, entsprechend der Ethik der Alten, Naturrecht und Moral, Politik und Pädagogik nicht als getrennt betrachtete und hauptsächlich nur die gemeinsamen ethischen Fundamentallehren aller dieser Wissenschaften geben wollte, indem er voraussetzte, dass Juristen, Theologen, Staatsmänner und Pädagogen, jeder von seinem Standpunkte aus und nach seinem Bedürfniss, jene praktischen Fundamentallehren für eine gesonderte Darstellung der angewandten Theile der Wissenschaft benutzen werde. Er selbst hat nur die Pädagogik in musterhafter Weise ausgeführt, die Staatslehre aber nur in ihren Grundzügen an verschiedenen Orten angedeutet. In der analytischen Beleuchtung des Naturrechts und der Moral beabsichtigte er auch nicht etwa eine Ausführung dieser beiden von den Neueren getrennten Wissenschaften zu geben, sondern nur analytisch-kritische Erörterungen über den Inhalt derselben zur Ergänzung seiner praktischen Philosophie, welche synthetisch abgefasst ist. Als eine solche Ergänzung ist in gewisser Hinsicht auch die Encyclopädie, aus praktischen Gesichtspunkten entworfen, zu betrachten. — Wer diese sämtlichen Hilfsmittel (die durch Herbart's Nachlass noch vermehrt worden sind) für das Verständniss der praktischen Philosophie und ihrer Anwendungen nicht vollständig benutzt oder wer die sittlichen Grundbegriffe in speculative Schwierigkeiten und Fehler verwickelt, indem er von einer Verschiedenheit der theoretischen und praktischen Philosophie in ihren Principien und Methoden Nichts wissen will, oder wer über-

haupt Erkenntniss- und Real-Principien nicht unterscheidet, der wird auch Herbart's Ethik nicht gründlich würdigen und Missverständnisse kaum vermeiden können. Solche Missverständnisse stehen bisher noch immer dem Einflusse der praktischen Philosophie Herbart's und deren Benutzung und Fortbildung durch Philosophen, Juristen, Theologen und Staatsmänner entgegen. Diese Wirkung wird aber nicht ausbleiben! In seiner grösseren Psychologie sprach der grosse Lehrer das Vorgefühl aus, „dieses Buch werde nach ein Paar Jahrzehnten anfangen zu wirken, wenn die Umwandlung dessen, was jetzt die Köpfe trübt, so weit vorgeschritten sein, dass die Natur der Sache den Einen oder den Andern von selbst auf die Bahn hinleiten kann, die man hier zuerst betreten und, so weit es gelingen wollte, verfolgt sieht.“ So gewiss Herbart's Psychologie zu wirken angefangen, so steht ihr ebenso wie der praktischen Philosophie noch eine grosse Zukunft bevor, „eine reiche Ernte einer fruchtbaren Aussaat.“

II.

B r i e f e. ¹⁾

1.

A n v. H a l e m. ²⁾

Jena, am 28. August 1795.

Sie wissen es, höchstgeschätzter Herr Canzleirath, was diesen Brief so lange zurückhielt. Könnten Sie geglaubt haben, dass ich das Glück, ihn schreiben zu dürfen, nicht in seinem ganzen Umfange fühlte — um meiner Ruhe willen darf ich das nicht für möglich halten.

Aus einer Art von Ohnmacht des Körpers und Geistes glaube ich nachgerade zu erwachen. Da ich hieher kam ³⁾, änderten sich meine Beschäftigungen so sehr, wie alle meine andern Verhältnisse. Die Wissenschaftslehre machte, um für ihr unendliches Ich Platz zu gewinnen, eine unendliche Leere in meinem Kopfe. In ein Labyrinth von Zweifeln verwickelt werden, das kann vielleicht zu desto angestrenzterer Thätigkeit spornen; aber unter mir wich aller Grund und Boden, betäubt lag ich da; ohne selbst mir helfen zu können,

1) Die Briefe an den Canzleirath v. Halem in Oldenburg (S. 6 u. Hartenstein l. c. p. LVI u. III S. 74.) sind mir aus der Grossherzogl. Bibliothek durch Herrn Bibliothekar Merzdorf in Oldenburg, die an Bürgermeister Smidt (cf. Hartenstein I, p. XIX, 1. Anmerk.) in Bremen und die von Rist (späterem Conferenzzath — nicht Regierungspräsident, cf. Hartenstein l. c. I p. XIX — in Schleswig) aus Smidt's Nachlass durch dessen Sohn, Hrn. Senator Smidt in Bremen, die an Carl v. Steiger mit Genehmigung des Hrn. v. Steiger in Bern durch Hrn. Prof. Dr. Lazarus in Berlin, die an Langreuter durch Hrn. Conrector Ballauff in Varel, die an Gricpenkerl durch Vermittelung des Hrn Predigers Dr. Voigt in Königsberg, der an Reichhelm durch Vermittelung des Hrn. Prof. Dr. Curtius in Leipzig mitgetheilt worden. Den Halem'schen, Smidt'schen, und Langreuter'schen Briefen war mehrere Briefliche von Herbart's Mutter sowie von Böhlendorf beige-mischt, wovon ich Einiges aufgenommen habe. D. Her. — 2) Bereits abgedruckt, Zeitschrift f. exacte Philosophie I, S. 321. — 3) Ueber Herbart's Aufenthalt in Jena Hartenstein l. c. I, p. III f. u. Zeitschrift f. exacte Philosophie I, S. 576.

musste ich mich der Hand überlassen, die mich nur langsam wieder aufrichten konnte und wollte. Dies traf zwar nur das, wovon ich theoretisch überzeugt zu sein glaubte; aber damit verlor ich den Stoff zum eignen Denken, das, was mich, es mochte noch so unbedeutend oder falsch sein, doch wenigstens am interessantesten beschäftigt, worin ich gleichsam gelebt und gewebt hatte. — Manche Menschen flössten mir Achtung ein, aber ihr Ton, ihre Sitten waren mir fremd, ich wusste nicht mit ihnen umzugehen; daher glaubte ich mich wo möglich noch tiefer unter ihnen, als ich wirklich war. — Regelmässiges Arbeiten würde mich gewiss bald aus diesem Zustande herausgehoben, mir mit meiner Thätigkeit auch frohe Laune wieder gegeben haben, häufigere körperliche Bewegung hätte manche Unpässlichkeit verhüten können, die sich dazu gesellte: das Eine verboten meine Augen, das andere mein Backengeschwür. Ich schämte mich vor mir selbst, und mochte mich kaum meinen Eltern in meinen Briefen zeigen. — Erst seit kurzem schimmert mir der Geist der Wissenschaftslehre hell genug durch ihren anscheinend paradoxen Buchstaben, um mich die Stunden ausfüllen zu lehren, die ich vorher im Unmuth über mich und meine Augen zu verlieren pflegte.

Dass Fichte der Verfasser des Beitrags zur Berichtig. d. Urth. üb. d. fr.(anzösische) R.(evolution) ist, haben Sie wohl schon lange mit Gewissheit erfahren. Der Herzog von Weimar scheint ihn dennoch sehr zu schätzen, da er ihn, ungeachtet seiner Theorie von den Verträgen, als einen gleich zuverlässigen und geraden, offenen Mann kennt. Uebrigens dachte F. sich damals, als er jenes Buch schrieb, noch nicht die Principien, die er jetzt der ganzen Philosophie zum Grunde legt; daher dürfte in dem Naturrecht, welches er jetzt ausarbeitet, manches anders modificirt werden. Zudem scheint er wenig an dem, was er einmal geschrieben, zu hängen; selbst in Ansehung der Wissenschaftslehre, deren erste Bogen kaum ein Jahr alt sind, warnt er mich, nicht an den Buchstaben des Einzelnen zu kleben, sondern alles aus dem Gesichtspunkte des Ganzen anzusehn. Die Totalität seines Geistes, die sich auch in seinem System so sehr zeigt, ist das, was ich am meisten an ihm bewundern muss. Die „Wissenschaftslehre“ — sagt er am Ende des 5. § der Grundlage, wo er überhaupt sein System so trefflich charakterisirt — soll

den ganzen Menschen erschöpfen; sie lässt sich daher nur mit der Totalität seines ganzen Vermögens auffassen. Sie kann nicht allgemeingeltende Philosophie werden, so lange in so vielen Menschen die Bildung eine Gemüthskraft zum Vortheil der andern, die Einbildungskraft zum Vortheil des Verstandes, den Verstand zum Vortheil der Einbildungskraft u. s. w. tödtet.“ Mangel an Einbildungskraft legt er den meisten jetzigen Philosophen zur Last; von den Dichtern hingegen erwartet er sehr viel für seine Philosophie. Unter allen Menschen glaubt er bis jetzt von Schiller und Göthe sich am besten verstanden, die sich sehr mit seinem System beschäftigen. — Seit meinem Umgange mit Fichte habe ich es recht gefühlt, wie wesentlich die Cultur des ästhetischen Vermögens zur Ausbildung des ganzen Menschen gehört. Könnte ich jetzt jene kostbaren Stunden zurückrufen, wo Sie mit so vieler Güte mich auf diesen Weg leiten wollten! Wie noch viel dankbarer, wie viel eifriger sollten Sie mich jetzt finden, als damals! —

Hr. Prof. Woltmann¹⁾ ist noch immer mit literarischen Arbeiten äusserst beschäftigt. Seine letzte Schrift, Plan zu historischen Vorlesungen, haben Sie wahrscheinlich gelesen. Jetzt wendet er seine müssigen Stunden zu einem Trauerspiele an, wo die Scene in Bremen ist, und das in die Zeit der schönsten Blüthe des Hansebundes fällt. Manche kleine Gedichte von ihm finden Sie in den Horen.

Werden wir nicht bald auf einen neuen Band Ihrer „Poesie und Prosa“ hoffen dürfen? Wie würde ich mich freuen, ein Gegenstück zum Conradin oder der Adelheid darin zu finden! Recht viel Dank habe ich hier schon eingeerntet, wenn ich jene beiden Gedichte vorlas.

Von unserm vortrefflichen Schütz möchte ich Ihnen so gern angenehmere Nachrichten bringen können! Er ist den ganzen Sommer hindurch gefährlich krank gewesen; die Aerzte hatten ihn aufgegeben und sollen auch jetzt schwache Hoffnung haben, ihn je ganz wieder herstellen zu können. Welcher Verlust würde es für Jena sein, wenn er, wenn Paulus, der auch kränkelt, stürben! Schnaubert soll auch mit dem Hof seit einiger Zeit so gespannt sein, dass man fürchtet, er werde

1) Hartenstein l. c. I, p. XV.

bei der ersten Gelegenheit von hier gehen. — Um so mehr muss ich wohl diesen Winter sein *jus publicum* hören¹⁾. Im Grunde möchte ich sehr gern die Jurisprudenz noch so lange liegen lassen, bis ich mit der Philosophie, den schönen Wissenschaften, selbst mit der Mathematik weiter vorgerückt wäre. Hierdurch mehr gebildet, müsste ich, dünkt mich, alles Historische und Positive von einem umfassenderen Gesichtspunkte aus ansehen können, es leichter und interessanter finden; meine Augen gewöhnen unterdess Zeit zu einer radicalen Besserung, da sie durch jene Studien ungleich weniger als durch diese angestrengt würden. — Dürfte ich darüber um Ihren gütigen Rath bitten? Ueberhaupt kann mein langes Geplauder von mir selber nur durch die Hoffnung und den innigsten Wunsch vielleicht verzeihlich werden, dass Sie dadurch vielleicht zu einigen Bemerkungen über mich veranlasst werden und mir dieselben mittheilen würden.

Was macht Mademoiselle Sophie? Ist ihr die Harfe noch ein wenig lieb? Ich würde mich sehr freuen, wenn sie sich meiner zuweilen erinnerte.

Mit der grössten Hochachtung habe ich die Ehre zu sein
Ihr gehorsamster

F. Herbart.

2.

An Langreuter in Eutin.

(Bruchstück.)

Aus Jena.

— Meine Mutter²⁾ ist sehr oft des Morgens bei dem freidenkendsten Professor (Fichte) und Nachmittags bei der Gräfin Kameken geb. Lynar, der eifrigsten Aristokratin und künftigen Herrnhuterin. Eine von unsern Professorinnen, die Hofr. G., fegt selbst die Strasse; eine andere, die Mad. Mereau, macht Gedichte für den Schiller'schen Musenalmanach und studirt Kant und Fichte. Während sich der letztere in seinem

1) Ueber Herbart's juristisches Studium cf. Hartenstein l.c. I, p. XIV, Zeitschrift f. ex. Phil. I, S. 57 und Jördens, Nienburger Progymnasialprogramm S. 11. Die Forderungen des Vaters waren nicht so bindend, als man sich bis jetzt vorgestellt hat; das beweisen auch spätere Briefe. — 2) Sie war Herbart nach Jena nachgekommen, cf. Hartenstein, Herbart's kl. Schr. I. p. XIII.

angefüllten Auditorium in den tiefsinnigsten Speculationen der Wissenschaftslehre verliert, singt Ulrich, um durch die plattesten Spässe wenigstens noch eine Classe von Zuhörern für sich zu gewinnen, im Collegium der Aesthetik auf dem Katheder den alten andächtigen Weibern nach und lehrt für einige *selecta ingenia philosophiam Kantianam alienis pannis non deturpatam* — die *selecta ingenia* sind dann einige Ungarn, die nicht deutsch genug verstehen, um deutsch gelesene Collegia gehörig zu benutzen. Eine besondere Scheidung ist hier zwischen den alten und jungen Professoren. Die letzteren haben ein besonderes Kränzchen und überhaupt sehr wenig Umgang mit jenen, auch sind sie fast die einzigen, die Zuhörer finden. Die eigentlichen Facultätswissenschaften sind hier alle trefflich besetzt, dagegen fehlt es in allen Nebenfächern sehr. Unsern grossen Lehrer der Philologie, Schütz, haben wir so gut wie verloren; seine Kränklichkeit lässt wenig Hoffnung, dass er je wieder lesen werde. Schiller lies't schon lange nicht mehr und verlässt äusserst selten das Zimmer. Göthe ist dagegen oft hier in Gesellschaft bei Hufeland, Loder¹⁾ u. a. m. Wieland und Herder kommen fast nie hierher und haben hier sehr wenige Bekannte.

Ich habe die letzte Seite mit grosser Anstrengung der Augen geschrieben. Sie erlauben jetzt nichts mehr; ich muss geradezu abbrechen. Leben Sie wohl, bester Freund, und sein Sie mir ferner, was Sie ehemals waren.

Ihr Herbart.

3.

An Smidt.

Jena am 27. Juni 1796.

Lieber Smidt!²⁾

Du hast neulich einen Brief von Berger von mir erhalten. Du fragst, was für eine Veränderung mit ihm vorgegangen sei? — Sagt dies der Brief nicht? Weisst Du nicht zu deuten, nicht zu ahnden? Die Hülle des Jacobinismus ist gefallen;

1) Zeitschrift f. exacte Phil. I, S. 61. — 2) Ueber die Jenenser Freunde aus der literarischen Gesellschaft s. zunächst Hartenstein l. c. I. p. XVII—XIX, Dr. Gries's Leben S. 6 f. u. v. Berger's Leben von Prof. Rathjen, mit Andeutungen von R(ist).

er hat gefunden, wie er sagte, „dass die Menschheit noch Zeit habe“, die Freundschaft mit Möller ist seit Michaelis völlig vorbei; dagegen schloss er sich damals an Hülsen an, einen edeln trefflichen Menschen, Berger's ganz würdig, und nichts weniger als das pfaffenmässige Wesen, wofür wir ihn anfangs beinahe hielten. Eine Reise nach Weimar, wo wir uns trafen — Berger, Hülsen, Rist, Gries und ich, — wo Hamlet über alle Erwartung gut gespielt ward, wo wir beim Champagner die Würde der Frauen lasen, machte uns einander bekannt. Seitdem sind wir 5 oft von 1 Uhr Nachmittags bis 12 Uhr Nachts ununterbrochen zusammen gewesen; haben zusammen gelesen, geschwärmt, gesungen, philosophirt, disputirt, und sind besonders nie müde geworden, über die Namen Smidt, Bärenhof, Breuning¹⁾, zu commentiren, der alten Zeiten zu gedenken, und eine noch schönere Zukunft zu träumen. Unendlich viel war mir das Vierteljahr! Gleicher Enthusiasmus für Philosophie und schöne Künste fesselte uns, alle äusseren Verhältnisse begünstigten unsern Umgang. Besonders an Berger's hellloderndem Feuer habe ich mich gewärmt, an seinem Scharfsinn und seinem nie ablassenden Forschungsgeiste mich geübt, aber über alles an seiner kindlichen Unschuld — anders weiss ich seine Charaktergüte nicht zu nennen — mich gefreut, und mehrmals mich beschämt gefühlt. — Du kennst ihn nur halb, lieber Smidt. Er und ich und Floret wünschen so sehr, Du möchtest ihn kennen! — Gries und Rist kennst Du gar nicht. Den Letzteren macht mir seine Lebhaftigkeit, seine leichte Phantasie, sein feines zartes Gefühl, sein schnell eindringender Geist, der sich mit mir an der Wissensch. L. und der Kritik der V(ernunft) übte, sehr schätzbar. Hättest Du seine Reisebeschreibung — denn leider musste er nach Kiel fortreisen — hättest Du die lebendigen geistvollen Schilderungen gelesen, die seine sonst ganz alltägliche Reise uns so äusserst interessant machten, hättest Du vollends die 6 Bogen gelesen, in denen Berger uns neulich seine Wanderung

1) Der hier und weiterhin erwähnte Berger ist nicht Herbart's Jugendgenosse von Oldenburg her, sondern ein Verwandter von demselben aus Dänemark, (v. Berger's Leben, S. 30), der spätere Recensent von Herbart's Psychologie (Zeitschr. f. ex. Philos. I, S. 70), der Verf. auch von der Recension (in der Hallischen Literaturzeitung), deren Verfasser Herbart nicht kannte (ib.), nach v. Berger's Leben S. 51.

beschrieb! Nun, Du wirst schon beide hoffentlich noch einmal selbst im Geiste und in der Wahrheit erkennen und von ihnen im Geiste und in der Wahrheit erkannt werden. — Gries ist der einzige, den ich noch hier habe. Hamburgische Geschliffenheit wohnt bei einem sehr gefühlvollen Herzen, ausserordentliche Belesenheit in der schönen Literatur, und das ihm allgemein zugestandene treffende Urtheil über das Schöne in der Poesie und Musik blendet sein Urtheil über sich selbst so wenig, dass er sich oft selbst über das, was ihm noch fehlt, unrecht thut — und fehlen muss ihm denn freilich wohl manches, da er bis in sein 20. Jahr sich mit der Handlung beschäftigte. Nachmittags bringe ich gewöhnlich eine Stunde mit philosophischen Studien gemeinschaftlich mit ihm zu — Fichte's Collegien hatten ihn sehr bald angezogen; nur wünschte ich, dass er erst mit mehr Selbstthätigkeit und dauerndem Eifer die Philosophie ergriffe.

Wie man so herumgeführt werden kann von der unwillkürlichen Gedankenfolge! Mein Blatt ist voll, und noch habe ich Dir nicht gedankt, lieber Smidt, für Deine lieben Briefe und Deine Geschenke. Mein Dank kommt spät zu Dir — wie ich Dir so manches im Gedanken erzähle und mit Dir überlege und fühle, was meine Feder und meine Augen — das ist das radicale Böse — Dir spät oder nie mittheilen. Aber es ist der Dank eines freundschaftlichen Herzens.

— — Du weisst ja leider überdies, wie äusserst selten bei kranken Augen sich eine freie Stunde mit einer günstigen Stimmung — und mit der Willigkeit und Brauchbarkeit des Organs zusammen findet, zudem wenn man wie ich an so viele Freunde und Bekannte Schulden hat, und dann durch das Gedränge speculativer Zweifel so selten frei genug hindurch gehen kann, um einen Platz zu finden, wo es gelingt, sich selbst in seinem Schwanken und Weben zu fixiren und sich schriftlich einem Andern darzustellen.

Aus Deiner schönen Tasse geniesse ich täglich mein Morgenbrod; Du weisst, wie viel besser es mir schmecken muss, wenn Du Dich noch erinnerst, wie sehr ich an solchen kleinen Niedlichkeiten hänge, besonders wenn sie von Freunden kommen. — Vorzüglich haben mich die poetischen Zeilen gefreut, welche sie begleiteten. Wenn alle Kinder Deiner Laune so artig sind, warum willst Du sie nicht von mir und

Floret und Gries und Böhlendorf und Reimers streicheln und lieblosen lassen? Von allen 4 letztern würdest Du manche artige Sachen dafür wieder erhalten können. Vielleicht sogar von mir. Nur mag ich mir hier nicht gern durch irgend einen bestimmten Vorsatz Zwang anthun.

Willst Du ein Paar Zeilen haben, die ich neulich hinwarf, da ich allein von Weimar zurückging? Ich will sie abschreiben und beilegen ¹⁾. Sie machen nicht die geringsten Ansprüche und sollen Dir weiter nichts bedeuten, als dass ich mich wohl gern zur schönen Kunst erheben möchte, wenn ich nur könnte, und dass ich mich wenigstens des Reichthums meines Freundes werde freuen können.

Am 1. Juli. — Es wird Dir einerlei sein, Lieber, ob Du das vorige Blatt noch einen Posttag früher oder später erhältst; ich habe es also bis heute liegen lassen, weil ich doch manches noch hinzufügen möchte.

Vor allen Dingen die Frage: Womit beschäftigst Du Dich jetzt? Wie lebst Du? Studirst Du, oder predigst, oder philosophirst, oder dichtest, oder kosest Du mit Frauenzimmern, und siehst mit Wohlgefallen der Liebe zu, wie sie Dich eben ganz heimlich beschleichen will? — Wenn Du doch davon ein recht Langes und Breites erzählen wolltest! Es ist nichts unangenehmer, als wenn man sich in die Lage des Freundes gar nicht hineindenken kann. Mitfühlen und mitdenken, in alle Situationen einander begleiten, auf die mannichfaltigen, wunderbar verschlungenen Pfade des Lebens einander aufmerksam machen, das ist es ja doch, was der Freundschaft ihren Werth giebt. Was Du in dieser Hinsicht für mich gethan hast, danke ich Dir sehr; und hoffe, dass Du die grossen Lücken, die Du noch übrig gelassen, bald ausfüllen wirst. Zu dem Ende — damit Dir Deine Augen nicht denselben Querstrich machen, den sie mir nun schon so tief eingegraben haben, dass er sich schwerlich wieder auswischen lassen wird — wirst Du es dienlich finden, die Augen täglich mehrere Male ganze 10 Minuten lang in einem weiten Glase mit Wasser zu baden, und sie sorgfältig vorher, ehe Du sie wieder öffnest, im Tuche zu trocknen, damit keine hängen

1) Abgedruckt bei Hartenstein l. c. I, p. XXXI und Herbart's Sämmtliche Werke XII, S. 789.

gebliebenen Tropfen hineinlaufen und den Staub von den Wimpern mit hineinführen. Mir hilft dies noch immer am meisten. Auf die kleinen Handgriffe kommt aber Alles an. — Bewährt sich Dir mein Rath, so erwarte ich zum Beweise einen langen Brief von Dir. Du kannst unmöglich mit mir gleiche Rechnung halten wollen. Ich werde genug zu thun haben und noch viel, viel lesen und schreiben müssen, wenn ich mir irgend ein mir leidliches Verhältniss in der Welt sichern will. Besonders bin ich für diesen Sommer stark beschäftigt, endlich mit der Wissenschaftslehre aufs reine zu kommen, d. h. — im Vertrauen gesagt — mir selbst eine zu machen, denn, ob ich gleich ohne Fichte zu gar nichts gekommen sein würde, so kann ich doch von seinem Buche, so wie es bis jetzt da ist, eigentlich nicht eine einzige Seite als reinen Gewinn für die Wahrheit ansehen. Dass ich das einem Freunde wohl ohne Unbescheidenheit ins Ohr sagen darf, davon ist wohl der beste Beweis der, dass F. selbst längst laut gesagt hat, er wolle nächsten Winter — denn diesen Sommer ist das Collegium nicht zu Stande gekommen — die Wss. L. nach einem neuen Manuscripte lesen. Um so mehr will ich jetzt erst selbst mein Heil versuchen.

„Da sieht man's recht, wie der Mensch sich mit Gewalt in seiner Einseitigkeit befestigen will. Immer und ewig die Wss. L.! Diese Aristokratie wird nie ein freieres Spiel der Phantasie, nie die Gefühle der vollen, ganzen, wahren menschlichen Natur neben sich dulden.“

— — Du fragst, ob ich Schiller's „Würde der Frauen“ kenne und schätze. — — Die Würde der Frauen ist mir gerade das liebste im ganzen trefflichen Almanach. Ich habe sie neu componirt, denn die Melodie von Reichardt gefällt mir gar nicht. Die meinige steht Dir zu Diensten, wenn Du eine hübsche Kehle und 10 zarte Finger weisst, um sie zu spielen und zu singen.

Da schlägt's 10 Uhr, nun muss ich schliessen. Also nur noch schnell: — — unsre Gesellschaft erwartet mit Sehnsucht Deinen Aufsatz — sie hat 4 neue Mitglieder aufgenommen, unter denen besonders 2 Schweizer viel versprechen — die letzteren hoffen, Bärenhof noch eine Stelle in der Schweiz verschaffen zu können. Es sind sehr gefällige Leute; sie

werden alles thun, was sie können. Breuning ist von Wien nach Bonn gereist. Ich habe noch so manches zu sagen, aber ich muss siegeln.

Ganz der Deinige

Herbart.

4.

An v. Halem.¹⁾

Hochgeschätzter Herr Canzleirath!

Schüchtern und beschämt nahe ich mich Ihnen wieder, um, wie spät es auch sein mag, meinen verbindlichsten Dank für Ihren gütigen Brief doch noch zu überbringen. Ich hoffte ihn mit einem Versuche über den Aufsatz des Hrn. Hofrath Hellwag begleiten zu können — wie weit eilen oft die Hoffnungen den Kräften zuvor! Da Hr. Prof. Fichte sich wenig oder gar nicht auf jene Einwürfe einliess, deren umständliche Erörterung zu weit von seinen bisherigen Untersuchungen entfernt lag, so verwickelte ich mich selbst in die so äusserst interessanten Fragen und schrieb einen Haufen Papiers nach und nach darüber voll. Es ist manches darin, was ich dem Urtheile des Hrn. Hofrath's noch vorzulegen gedenke; allein das letzte Resultat entschlüpfte mir noch jedesmal, so oft ich es auch mit aller Anstrengung zu fassen versuchte. Ueber das fruchtlose Suchen und Hoffen ist nun eine Pflicht versäumt worden, die das unschätzbare Unterpfand Ihrer Gewogenheit war. Lässt es sich noch wieder gewinnen? Darf ich thun, als ob ich es noch besässe? —

Sie haben mich mit den angenehmsten Geschenken überhäuft. Ihre Zuschrift äusserte die liebreichste Theilnahme an meinem Wohl und meinem Uebel. Ihr so sehr getroffener Schattenriss hilft meiner Einbildungskraft alle die Züge lebhaft hervorbringen, deren wirkliches Anschauen ich nun schon so lange entbehren musste. Ihre Elegie²⁾ versöhnte mich mit der wehmüthigen Erinnerung an den Mann, an dem ich seit meinen Kinderjahren mit Liebe und Hochachtung hing, den ich nun nie wieder sehen soll — von dessen vielen Leiden mir meine Mutter so traurige Beschreibungen gegeben hat — dem so wenig Lohn für seine angestrengte Thätigkeit

1) Bereits abgedruckt, Zeitschr. f. ex. Phil. I. S. 324. — 2) Auf Widersprecher's Tod.

wurde. Ihre Freundschaft war sein Lohn; Ihre Worte erheben die Trauer zum nacheifernden Streben. Nur zu gütig haben Sie diese Worte auch an mich gewandt, und mit freudigem Danke nehme ich die Ermunterung an: ob sie ganz so wie Sie sie gaben, wird erfüllt werden können, — das liegt noch so fern! — Wie wenig ich bis jetzt nach Wahl und Plan zu arbeiten im Stande bin, wie wenig ich vorher festsetzen kann, was ich in einer bestimmten Zeit leisten will, das sehn Sie schon aus dem ganz wider meine Erwartung so lange unvollendeten Versuche über die krumme Linie. Die Geduld, mit der Sie meine ersten Klagen über mich selbst anhörten, erlaubt mir, Ihnen zu sagen, dass mein philosophisches Studium, welches mich immer vorzüglich beschäftigt, erträglich schnell und mit so viel sicherern Schritten fortrückt, je unabhängiger ich mich von den verbis magistri mache; dass alles Uebrige noch sehr wider meinen Willen zurückbleibt, und dass dies auch die Jurisprudenz noch immer trifft. Doch habe ich mir, Ihrem Rathe gemäss, eine encyclopädische Uebersicht derselben, vielleicht noch etwas mehr, verschafft und suche jetzt vom Staatsrechte aus tiefer in ihr Inneres einzudringen. Das letztre höre ich jetzt zum zweiten Mal mit neuem Interesse. Die Kenntniss der jetzigen Lage der Dinge, sie sei welche sie wolle, ist doch immer äusserst wichtig; und es scheint mir überdies fast unmöglich, das Detail des natürlichen Staatsrechts und der allgemeinen Politik hell zu durchschauen, wenn nicht die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Beispiel unterstützt wird. Ihre Idee: wie, wenn unser D(Deutschland) ein Italien würde? hat sich mir oft wieder aufgedrungen. Dass in unsern Staaten, deren Existenz so sehr auf ihrer gegenseitigen Eifersucht beruht, sehr viel darauf ankomme, diese Eifersucht durch ein in der Natur der Sache gegründetes, und eben deshalb immer klares und unzweifelhaftes Verhältniss zu bestimmen, davon glaube ich mich überzeugt zu haben; nur haben Sie das Beispiel Italiens wohl schwerlich strenge genommen, da hier die Regel des Gleichgewichts nicht zutreffen möchte. — Sehr begierig bin ich, Ihr Urtheil über Fichte's Ephoren (Sie werden sein Naturrecht gelesen haben) zu vernehmen; die Idee hatte für mich eine vielversprechende Miene, ob ich gleich die Strenge der Beweise hie und da zu vermessen glaubte. Seit einigen Tagen ist Kant's Naturrecht zu uns gekommen,

und schon triumphiren unsre Philosophen über die grosse Uebereinstimmung, die, so sehr sie unter einander abweichen, doch jeder zwischen sich und Kant bemerken will. Freier als hier kann man übrigens diese Untersuchungen wohl nirgends anstellen; das erkennen selbst die eifrigsten Verfechter der Freiheit mit Dank; und sogar die Xenienmacher legten diesen Dank der Saale in den Mund. Wie Sie über die Freiheit, die sich Schiller und Göthe (sonst hat niemand Theil daran) hier nahmen, geurtheilt haben, darauf darf ich wohl nicht lange rathen. Mich freute, neben der Weser, von der nichts zu sehen war, die Hunte nur lieber ganz vergessen zu sehen; selbst ihr Lob würden Sie hier vielleicht nicht gern gelesen haben. In der A. L. Z. wird sie hoffentlich nicht lange mehr vergessen; wenigstens schrieb sich neulich Hufeland, da ich Gelegenheit fand, ihn an Ihre Poesie und Prosa zu erinnern, eine Mahnung für den schon 2 mal erinnerten Recensenten ins Taschenbuch. Sie haben wohl gleiches Schicksal mit einem gewissen Neubeck, von dem man nur neulich erzählte, er habe vor 12 Jahren ein Gedicht von hohem Werthe in Hexametern, die den Vossischen gleich wären, herausgegeben, und erst jetzt sei Schlegel darauf aufmerksam geworden, dieser wollte nun aber auch recht laut in die Posaune stossen.

Die beiden Schlegel sind jetzt wohl die thätigsten Recensenten für die A. L. Z. im ästhetischen Fache. Beide halten sich jetzt hier auf; soviel ich weiss, sind sie hauptsächlich mit jenen Arbeiten beschäftigt. Von dem ältern S. ist die Recension des Vossischen Homer's. Wie unzufrieden Voss mit derselben sei, wissen Sie wahrscheinlich von ihm selbst. Irre ich nicht, so waren Sie ehemals ziemlich der Meinung des Rec. Es würde mich ungemein interessiren, wenn ich jetzt so glücklich wäre, das Bestimmtere von Ihnen darüber zu hören, besonders da ich jetzt durch meinen täglichen Umgang mit einem sehr vorzüglichen Schüler von Voss und durch sein Gespräch mir alles deutlicher würde machen können. Dieser ist der junge Eschen, dessen Bekanntschaft ich meinem Freunde Langreuter verdanke, der meine philosophischen Ideen mit mir theilt und nächstens den Sophokles mit mir zu lesen verspricht. Wollten Sie mir über jenen Gegenstand einige Winke geben, so dürfte ich mir freilich wohl noch eher die Freiheit nehmen, einige Gedanken, die die musikalischen

Rücksichten in Homer's Gedichten betreffen, Ihrer Prüfung zu unterwerfen.

Der arme Schütz ist von seinem Uebel wieder so heftig befallen, dass die Literaturgeschichte, die ich bei ihm höre, schon lange ausgesetzt ist. Von dem Manuscript über den Aeschylus fehlen nur noch 3 bis 4 Bogen; aber schon lange hat er vergebens versucht, auch nur diese Arbeit noch zu vollenden. Von Göthe wird bald ein neues Gedicht in Hexametern, ungefähr im Geschmack von Vossens Louise, erscheinen, die Zeit fällt in die letzten Tage des vorigen Augusts. Hufeland und Woltmann haben meine Erwartung davon ausserordentlich gespannt. —

Sie werden mir Glück wünschen zu der so äusserst seltenen Freude, mit den Annehmlichkeiten des akademischen Lebens das bessere, das unschätzbare Verhältniss des Sohnes nun so enge vereinigen zu können. Meine gute Mutter lebt hier zufrieden, und es freut mich, dass das Studentenverhältniss ihr nicht zuwider ist. Sie will sich Ihnen selbst empfehlen, ich setze also nur noch die Versicherung der vollkommensten Hochachtung und den lebhaftesten Wunsch hin, in Ihrem Andenken noch wie ehemals fortzuleben.

Ihr gehorsamster

Jena, Juli 1796. 1)

F. Herbart.

5.

An Smidt.

Sonnabend Mittag beim Essen.

Jena am 30. Juli 1796.

Lieber Smidt!

— — —

Noch ein Wort von unsrer Gesellschaft. Rist und Köppen haben schon Aufsätze geschickt, Spiegel und Horn versprochen nächstens das Gleiche zu thun, sollen wir nicht bald auch etwas von Dir haben? Du weisst wohl, dass unsre Expeditionen, die doch bald geschehen müssen, keine kleine Arbeit sind, und dass wir dazu eigentlich erst alles, was wir erwarten dürfen, zusammen haben müssen. — Unter unseren neuesten Mitgliedern sind für mich Steck, Fischer und Meyer (jene beiden aus der Schweiz, dieser aus Holstein) die interessantesten.

1) Falsches Datum in der Zeitschrift f. exacte Philos. I. S. 326.

Diese 3 sind im Grunde ausser mir wohl auch die einzigen die mit Eifer Philosophie studiren. Floret, Gries und Böhlen-dorf hören zwar bei Fichte, ich zweifle aber, ob sie hier so glücklich sind, wie im Gebiete des Schönen. Meine Philosophie oder vielmehr mein Philosophiren geht mehr und mehr einen eigenen Gang; besonders sind mir gegen Fichte's Lehre von der Freiheit sehr grosse Zweifel aufgestiegen. Ob Du noch philosophirst, oder ob Du ein so arges Weltkind geworden bist, dass Du daran nicht mehr denkst, das möchte ich gern wissen. Ich möchte Dir wohl gern dies und jenes, was ich nächstens ausarbeiten werde, zur Prüfung zuschicken, wenn ich eine Prüfung hoffen könnte. — Auch möchte ich besonders gern ein ausführlicheres Urtheil über Schelling, den Du aus seinen Briefen in Niethammer's Journal noch bestimmter kennen lernen wirst, und über Hülsen's Prüfung der Preisfrage d. Berl. Ak. über die Progressen der Metaph. seit Leibniz und Wolf, worin der Schellingianismus ebenfalls sein Wesen treibt, von Dir hören. —

6.

An Rist.

Jena im Sept. 1796.

Nein, mein theuerster Rist, nicht wie vor dem beschämenden Geiste eines entschlafenen Freundes der Schuldige zurückweicht, nicht so war mir zu Muthe, da ich vor 8 Tagen Deine Handschrift erblickte. — Nicht so würde Dir sein, wenn Du ich wärest. — Du würdest anders urtheilen, wenn Du wüsstest, dass ich lange keine solche Freude hatte — wenigstens nicht durch mein Verhältniss hier in Jena, als da ich die Worte Deines Zornes vernahm.

Unsere Vergangenheit, unsere Zukunft lebt in meinem Herzen, aber die Gegenwart — unsere Gegenwart darf ich sie hoffentlich nicht nennen — ist ein armes kränkendes Wesen, das ich in einem Augenblicke nicht sorgfältig genug zu pflegen weiss, und dem ich im andern mit beflügelter Eile entfliehen möchte.

Ich weiss nicht, wie ich anfangen soll, Dir zu sagen, was ich sagen will. Ich habe Dir in Gedanken schon alles gesagt; um so mehr sperrt sich die Feder es hinzuschreiben. Ja, wenn

Dir ein günstiger Wind das alles hätte zuführen können, was ich auf meinen einsamen Spaziergängen mit Dir plauderte — denn bei weitem auf den meisten warst Du, waren Berger und Hülsen und andere gute Entfernte meine einzige Gesellschaft.

Ach, Freunde, ich habe den Wechsel der Gefühle erfahren. — Und Du weisst ja, wie leicht man mich zusammendrücken kann. —

Doch ich fühle es selbst in diesem Augenblicke, wie ich nach meiner Gewohnheit meine Kraft dem Unmüthe hingebe, wie die verweilende Betrachtung alles schlimmer macht, als es ist. — Ich verliess eben unsern Böhlendorf, wir machten einen kleinen Gang vors Thor, unser Gespräch begann mit Klagen über Gries, wie es das schon öfter that, dann ärgerten wir uns über unsere Gesellschaften. B. wollte die Form gebessert wissen, ich sagte ihm nach meiner Dir bekannten Weise stark und lebhaft, was ich dabei zu erinnern hatte — er wurde stumm, unser Gespräch schlich einsilbig weiter, wir trennten uns, und ich ging, lebhaft an alles Unangenehme erinnert, ans Pult — um mich aufs neue von meiner Unfähigkeit zu überzeugen, mich schriftlich zu erleichtern; denn das ist mir gar nicht gegeben. — Ich muss schon erleichtert sein, ehe ich eins nach dem andern so ordentlich hinschreiben kann, dass jemand daraus klug werden kann.

Nachmittags.

Du siehst, Bester, dass ich diesen Morgen nicht schreiben konnte. Eben habe ich neue englische Tänze bekommen, sie sind recht hübsch — und so will ich Dir denn schreiben. —

Ich bin weit entfernt, mein individuelles Gefühl, meinen Gedankenkreis, meine Beschäftigungen, deren Einseitigkeit ich kenne, für die Norm eines guten geselligen Tons zu halten, allein der Sprung von da zu der für mich unübersichtlichen Welt literarischer Neuigkeiten und dem für mich im hohen Grade unwegsamen Gebiete des Witzes (oder der Witzelei oder einer absprechenden Kritik über die Werke der schönen Kunst) ist, als Sprung, und so lange mir nicht die Freundschaft liebevoll die Hand reicht und mich die unbekanntem Steige führt, für meine Kräfte zu gross und meiner Art des Fortschreitens grade entgegengesetzt. — Es würde sehr ungerecht sein, daraus, dass Gries sich mit Möller,

Lindern, Beckedorff¹⁾ angenehm zu unterhalten weiss, zu schliessen, dass er ihnen oder der Idee, die wir uns von ihnen machten — auch nur im geringsten weiter angehöre; aber soviel ist mir täglich weniger zweifelhaft, dass ich den Freund, in dessen Besitze ich mich so glücklich fühlte, der mir den Abschied von Euch andern dreien so sehr erleichtern sollte, auf einige Zeit auch für abwesend ansehen muss. Mit ihm sympathisiren kann ich, jetzt wenigstens, schlechthin nicht; mich ihm verständlich zu machen, ist eben so unmöglich; er scheint beleidigt über Dinge, bei denen mir nichts arges einfällt; er redet im Gegentheil von ununterbrochener Freundschaft, wo ich ihn zu erinnern suche, dass es vor einem halben Jahre nicht so war. Selbst in unserer Gesellschaft können wir nicht mit einander reden; er spricht von ausgemachten Sachen, wo mir die Principien noch zweifelhaft sind. Wie weh es thut, von einander in jedem Augenblicke, den man mit einander zubringt, im Geiste Abschied zu nehmen, sich zurückgestossen zu finden, indem man sich zu nähern meinte, durch äussere Verhältnisse, durch die schönsten, die heiligsten Erinnerungen, und in den Herzen gemeinschaftlicher Freunde sich vereinigt zu wissen und dennoch sich getrennt zu fühlen²⁾ — doch nichts mehr davon! — Mit Böhlendorf kann ich ganz wohl sympathisiren, aber gar nicht mich mit ihm verstehen. Wir sind gern zusammen und suchen einander manchmal, aber wenn wir etwas überlegen wollen, so ist unsere Freude meistens dahin. Mit Floret kann ich wohl frohe Augenblicke theilen, aber es ist zufälliges Glück, wenn wir mit einander froh werden. Ich schätze ihn, er ist meinem Herzen gar nicht fremd, er ist sehr viel mittheilender geworden; aber es fehlt

1) Ueber ihn s. Harnisch, Geschichte des preussischen Volksschulwesens. — 2) In dem Leben von Gries heisst es S. 8: „Nach Berger's Weggang verfolgte er die philosophischen Beschäftigungen unter Herbart's Leitung, bis er endlich durch die Art, wie dieser Lehrmeister mit ihm verfuhr, inne ward, dass dieser selbst wohl nicht sonderlich an die Fortschritte seines Schülers glauben möge, und so kam er zu der Ueberzeugung, dass es ihm durchaus am eigentlichen philosophischen Genius mangle.“ Und S. 6: „Gries fand in Herbart nicht den Mann, dem er sich ganz hingeben konnte; dennoch ward eine Freundschaft geschlossen, die auch über die Zeit der Studienjahre hinausreichte.“

ihm für mich ein ich weiss nicht was — Gewissenhaftigkeit möcht ich's nennen. Diese letztere macht mir Meyer aus Holstein, der Dir als Mitglied unserer Gesellschaft genannt sein wird und ein recht lieber guter Mensch ist, vorzüglich werth; aber unsere Gedanken wollen nicht recht in einander eingreifen. Mit den Schweizern hoffe ich noch einmal recht glücklich werden zu können. Sie vereinigen erstaunlich viel Geist mit grossen Kenntnissen und dem vortrefflichsten Charakter, sie sehen mich gern, ich esse Abends bei ihnen, wahrscheinlich wird auch Böhlendorf, wie er schon angefangen, unsere Gesellschaft vermehren. Mir fehlt nichts, wenn ich mit ihnen bin — als Du, lieber Rist. Wenn Deine immer gleiche Lebhaftigkeit dem Gespräche nur einen beständigen raschen Gang sichern könnte, gewiss, wir alle und Du mit uns, wir könnten ausserordentlich glücklich sein. Wie viele wenn und aber! — Wir beide, lieber Rist, konnten mit einander schwatzen und philosophiren und traulich thun; wo wir auch waren, da waren wir zusammen, und selbst, wenn unsere Meinungen einmal nicht zusammen zu sein scheinen, so fand sich sogleich die Spur, auf der wir uns wieder finden konnten. Bei Deinem freundlichen Blick bestand keine üble Laune; viel öfter, als Du es selbst weisst, hast Du mich mir und meiner Arbeit und unsern Freunden wiedergegeben. Und ich glaube, ich darf mich auch rühmen, Dich besser verstanden zu haben, wie irgend einer von denen, die Du hier zurückgelassen. Vielleicht beweist Dir das ein kleines Blatt¹⁾, das ich, wenn ich noch Zeit zum Abschreiben finde, als Auszug aus einem Aufsätze für die Gesellschaft beilegen will; welches ich vorlas, nachdem Gries eine gewaltige Kritik über Deine Ideale hatte ergehen lassen. Ich habe mit Dir nur einen Wortstreit, indessen wünschte ich der Idee über die Production der Ideale, und über die Nothwendigkeit, die Wissenssch. L. durch die Deduction derselben zu schliessen, Deine Aufmerksamkeit und Prüfung; denn für die Methode der W. sch. l. und für die Uebersicht derselben scheint sie mir wichtig. Durch das kleine Blatt über Schelling²⁾ wünschte

1) Hartenstein l. c. I, p. XVII und XIX. Herbart's Sämmtliche Werke XII, p. IX und S. 4. — 2) Herbart's Sämmtliche Werke XII, p. X und S. 7.

ich Deine Aufmerksamkeit auf ihn lenken zu können, wenigstens will ich so den Fehler wieder gut machen, den ich beging, da ich Dir blos das, was er nicht leiste, und sein Missverstehen der W. sch. l. darzustellen suchte. Du erhältst hier, was ich den Sommer über in der Gesellschaft vorgelesen, nur einige Bemerkungen über die Pflicht des Staats, auf die Erziehung der Kinder Rücksicht zu nehmen, ausgenommen, welche Berger's Aufsatz vom Genius der Zeit veranlasste. Der Hauptgedanke ist dieser: der Staat setzt nothwendig einen gewissen Grad von Cultur (und, soll er vollkommen sein, die volle Cultur) voraus, denn seine Bürger müssen die Gesetze kennen, ihre innere Nothwendigkeit und verbindende Kraft überzeugend einsehen, und sich in jedem Moment, wo es auf Befolgung oder Uebertretung derselben ankommt, jene Kenntniss und Ueberzeugung, zugleich mit der Erinnerung an die angehängten Drohungen vergegenwärtigen; sonst kann der Staat zwar Verbrechen strafen, aber keine verhüten. Diese Cultur muss er daher allenthalben hervorzubringen suchen, und darnach bestimmt sich der Einfluss, oder wenigstens die Aufsicht des Staats auf die Erziehung. Sapiienti sat.

Aeusserst begierig bin ich auf das, was Du mir von Deinen Fortschritten sagen wirst. Es ist der Tod der Freundschaft, wenn man einander nicht recht in seine Beschäftigungen einführt, wenn man sich nicht sagt, wofür man sich hauptsächlich interessire, welche Richtung, welchen Plan man verfolge, welche Grundsätze, welche Methode man im Denken und im Handeln hat herrschend werden lassen. — Darüber wirst Du mir genug sagen können, lieber Rist. Ich leiste Dir hierin, was ich für jetzt vermag; meine Aufsätze hast Du; meine Art zu leben und meine Gedankenreihe kennst Du noch so ziemlich. Was die erste betrifft, so muss ich Dir nur zuerst sagen, dass ich Dir jetzt in einer neuen langen ledernen Hose schreibe und mit ein Paar kleinen allerliebsten silbernen Spörnchen angethan bin, sintemal ich jetzt der edlen Reitkunst wöchentlich 4 Stunden widme, vom Hrn. Stallmeister Seidler für einen hoffnungsvollen Schüler erklärt bin, und mich sehr daran amüsire, den Leuten zu zeigen, dass ich in weniger als einem Monat schon bis zu den Sporen avancirt bin. Auch Hr. Roux sorgt dafür, meine Muskeln fleissig vom Fechten schwellen zu lassen; und so wird mein armseliges Organ

ja wohl endlich etwas brauchbarer und stärker, wie bisher. — In meinen philosophischen Ueberzeugungen sind keine Veränderungen vorgegangen; des Neuen, das ich hinzugethan, ist nicht so viel, wie ich von diesem Sommer erwartet hatte; das wichtigste ist vielleicht der Versuch einer neuen Theorie des Raums, die ich nächstens zu vollenden hoffe, und die Du dann wahrscheinlich leicht durch unsern Langreuter vom Hofrath Hellweg wirst erhalten können. Die von Fichte in der W. sch. I. befriedigt mich gar nicht, sie scheint mir auf einem viel zu hohen Reflexionspunkte, also viel zu spät, vorzukommen, obgleich das Raisonnement selbst wohl unter gewissen Einschränkungen richtig ist. — Jetzt bin ich beschäftigt, Schelling und Hülsen, die ich noch immer für Eine Partei halte, sorgfältig zu prüfen. Der letzte, glaube ich, kann nur durch das Studium des ersteren ganz verständlich werden. Zum Studium der Kantischen Kritiken finde ich Mellin's Marginalien sehr nützlich, die neben einer guten Uebersicht einen sehr wichtigen Vortheil durch das Register gewähren, welches die Kantischen Schriften gleich einen Lexicon zu gebrauchen möglich macht, nach welchem man Kant's eigene Entwicklung jedes schwierigen philosophischen Begriffs nachschlagen kann. — Auch die äusserst interessanten philosophischen Schriften Jacobi's habe ich zu studiren angefangen und mich sehr belohnt gefunden. — Fichte's Moral habe ich mir nicht zueignen können, am wenigsten die Lehre von der Freiheit, doch kann es sein, dass ich ihn unrecht fasste. Sein sehr sonderbares Eherecht erhältst Du erst nach Neujahr, denn eher kommt sein angewandtes Naturrecht nicht heraus. — Zu Hufeland bin ich kürzlich mehrmal eingeladen worden. Die Politik war zum Theil sehr interessant. — Solltest Du Langreuter eher schreiben als ich, so danke ihm in meinem Namen recht sehr für die Bekanntschaft mit Eschen, die er mir verschafft — Meine Augen, meine Backe sind erträglich.

Ich habe meinen Brief, so spät er kommt, dennoch sehr schnell schreiben müssen, und kann also leicht manches vergessen haben, was ich nothwendig sagen sollte; was ich aber auch schrieb oder nicht schrieb — vertraue der regsten Freundschaft Deines

Herbart.

7.

An Smidt.

Jena im Anfange Decbr. 1796.

Endlich, bester Smidt, kann ich Dir den versprochenen Aufsatz senden¹⁾. Mein Abschreiber war ein Paar Tage krank und konnte also nicht so schnell arbeiten, wie er versprochen hatte. — Dieser Aufsatz ist das beste und ausgeführteste, was ich Dir von meinen philosophischen Versuchen mitzutheilen habe. Manches andre erwartet mehr Fleiss und ruhigere Musse, um alsdann auch Deiner Prüfung unterworfen zu werden. Dass ich über das Princip der Philosophie, über die vollständige Ansicht und den Gebrauch desselben, über die Methode des Fortschritts im Folgern, und über einige nahe liegende und wichtige Lehrsätze mit mir einig geworden sei, werden Dir die einliegenden Blätter zeigen, und ziemlich bestimmt angeben, was Du von meiner Art zu philosophiren möchtest erwarten können. Nur muss ich Dich um eine etwas anhaltende Aufmerksamkeit und um das günstige Vorurtheil bitten, dass jede einzelne abgebrochene Aeusserung im Ganzen Sinn und Bedeutung haben werde, wenn sie auch für sich allein wenig verspricht.

Du wirst viel hinzudenken müssen; denn ich habe mich so kurz als möglich gefasst. — Warum ich an Sch(elling)'s Schrift so viel Zeit gewandt? Die Veranlassung war Hülsen's Schrift, welche ganz in seinem Geiste geschrieben ist, ohne ihn so vollständig und deutlich erscheinen zu lassen; überdies halte ich Sch(elling)'s System, einige Kleinigkeiten abgerechnet, für die möglichst consequente Darstellung des Idealismus. Angehängt findest Du Fichte's Noten, die Dich überzeugen mögen, wie wenig Aufmerksamkeit man sich von ihm versprechen dürfe. Ich ward förmlich des Dogmatismus beschuldigt und nach einer mündlichen Unterredung ebenso förmlich losgesprochen; aber ob meine Abweichungen von F . 's eignen Darstellungen bedeutend oder unbedeutend seien, darüber kein erhebliches Wort! Gerade darüber bedurfte ich der Belehrung am meisten, denn ich halte sie für bedeutend und

1) Hartenstein II, l. c. p. XXIV f. u. III, S. 43 f., sowie Herbart's Sämmtliche Werke XII, p. X u. S. 10 f. Cf. Zeitschrift f. ex. Phil. I, S. 58.

Fichte's jetzige sehr veränderte Darstellung der W. sch. I. so gut, wie die erste, für unmethodisch und undeutlich; und seine darauf sich gründenden Ableitungen im Naturrecht und der Moral, so viele glückliche Gedanken auch einzeln ausgestreut sein mögen, in den Hauptsachen, wie z. B. in der Theorie von der Anerkennung eines vernünftigen Wesens als eines solchen und in der Freiheitslehre für falsch. Ueber nichts wirst Du Dich mehr wundern als über seine Theorie des Eherechts, die das Naturrecht schliesst. Hier sind die Principien: Bei dem Hauptgeschäfte der Ehe verhält sich der Mann thätig, die Frau leidend. Thätigkeit ist der Charakter des Vernunft-Wesens, Leiden ist ihm entgegengesetzt. Der Trieb des Mannes ist daher von der Vernunft autorisirt, die Frau aber erniedrigt sich unter die Vernunft, indem sie sich ihren Trieb auch nur gesteht. Das besagte Geschäft würde daher unterbleiben, oder doch moralisch verboten sein, wenn nicht bei der Frau noch ein ganz eigner Trieb einträte, der sie, die ursprünglich eine Stufe niedriger steht, als der Mann, ihm wieder gleich setzte, und das ist die Liebe. — Der Mann liebt eigentlich nicht, das der weiblichen Liebe in der Ehe bei ihm correspondirende Gefühl ist — Grossmuth.

— Die Frau soll dem Manne ihre **Persönlichkeit**, und mit diesem ihrem kostbarsten Schatze alles, was sie ist und hat, hingeben — und der Mann für die Frau Vernunft haben, und das ihm anvertraute heilige Depot pflichtmässig verwalten — denn so will F. —

— — Ich danke Dir herzlich, dass Du mir Lange's Bekanntschaft verschafftest. Dein Brief hiess mich ihm gleich mit aller Offenheit entgegen gehen; er erwiderte mein Zutrauen, und sowie er mir damals und schon in Deinem Briefe erschien, so finde ich ihn noch. Seine Gutmüthigkeit und sein guter Wille sind eine so vorzügliche Seite an ihm, dass man sehr gern mit ihm in der Hoffnung dessen lebt, was sein Geist künftig sein wird. Seines schwächlichen Körpers wegen bedaure ich ihn sehr; und von daher könnte vielleicht auch für seinen Geist etwas zu fürchten sein. Er wird sich wohl noch Anstrengungen geben müssen, die ihm bis jetzt gänzlich unbekannt scheinen, um die Vernachlässigung seiner frühern Ausbildung zu ersetzen und den grossen Klumpen Materie,

den er an sich trägt, zu organisiren und zu beleben. Jetzt entschuldigt ihn seine Körperschwäche, gerade jetzt in dem Zeitpunkte, wo die Menge von Menschen, die er über sich erkennt, und von Wissenschaften, die seine Kräfte auffordern, ihn durch den Reiz der Neuheit am kräftigsten spornen könnten. Ich möchte gern, so viel ich kann, nachhelfen, und Du thust mir einen grossen Gefallen, wenn Du mir umständlich darüber schreibst, was er bedürfe, was ich ihm geben könne und von welcher Seite Du mir Vorsicht zu empfehlen nöthig findest. Wenn ich nicht irre, so ist er gerade für soviel Leitung empfänglich, als einem Menschen zu nehmen und zu geben anständig ist. — Von unsern Unterhaltungen über Schelling's System wird er Dir geschrieben haben. Ich finde aber, dass sie an ihn noch zu viel Ansprüche machen. Ich werde versuchen, ob einige Stunden, wo ich mich mit ihm ganz allein beschäftige, ihm nützlich sein können. Das Schlimmste ist, dass er eigentlich weder für die Philosophie noch für irgend sonst etwas ein entschiedenes und dringendes Bedürfniss fühlt und dass er dagegen eine gewisse Fidelität gewöhnlicher Menschen liebt, die so wenig giebt, als sie kostet. Er weiss zwar wohl, was er nicht will, nämlich keine einzelne Brodwissenschaft; allein fragt man nach dem, was er eigentlich wolle, so will er „manches berichtigen, was bei ihm noch unberichtigt sei.“ Ueber diesen unbestimmten allgemeinen Ausdruck erhebt er sich nicht. — Du wirst mir zutrauen, dass ich ihm nicht alle seine Gebrechen so vorgezählt habe, wie ich sie Dir mit absichtlicher Strenge ins Gedächtniss zurückrufe, um Dich aufzufordern, mir manches darüber zu sagen. Ich wenigstens bin sehr bescheiden in meinen Zuthunungen an die Freiheit des Menschen, und indem ich diese der Schellingischen Philosophie, allenfalls auch Fichte überlasse, suche ich lieber einen Menschen nach seinen Vernunft- und Naturgesetzen zu determiniren, und ihm zu geben, was ihn in den Stand setzen kann, sich selbst zu etwas zu machen. Du siehst wohl, dass ich ein arger Ketzer bin, vielleicht reden wir einmal mit einander darüber weiter.

Unsere Gesellschaft ist tief von ihrer Höhe heruntergesunken. Der Mitglieder sind so wenige, und der Einzige, der Zeit Lust und Kraft, für sich etwas zu thun, in sich vereint, ist Böhlendorf. Dass sie mir jetzt unendlich weniger, als

Anfangs Bedürfniss sei, wirst Du Dir wohl erklären können. Ihr Schatten existirt indessen noch, und es ist möglich, dass er wieder belebt werde. Jetzt kömmt die Gesellschaft nur zusammen, wenn sie berufen wird; diese Einrichtung veranlasst besonders die äusserst flüchtig hingeworfenen Aufsätze, mit denen sich die, welche die Reihe traf, vorigen Sommer gewöhnlich ihrer Pflicht zu entledigen suchten.

Doch haben wir neulich noch eine Aufnahme gehabt, und der Aufgenommene ist ein trefflicher Mensch, Namens Dr. Muhrbeck. —
Dein Herbart.

8.

An Smidt.

Jena am 1. 97

Ich schreibe Dir schon wieder, bester Smidt, ohne Deine Antwort auf meine beiden Briefe zu erwarten. Möchte nur meine Furcht ungegründet sein, dass Deine Augenkrankheit sie verzögert! — In was für einer Welt von Hoffnungen, Wünschen, Besorgnissen, Plänen ich jetzt lebe, hat Dich Böhlendorf schon einen Posttag früher begreifen lassen. Ob ich den Anblick des Fuchsthurms mit dem der Alpen vertauschen wolle, das kostete keine lange Ueberlegung; ich lasse hier jetzt meine Lehrer und meine Freiheit zurück, um sie nach einigen Jahren, fähiger sie zu benutzen, vielleicht auch mit tieferem Gefühle ihres Werths, am selbigen Platze wiederzufinden; und folge einer Reihe von innigen Freunden, mit denen ich Genuss und Arbeit zu theilen, und an die ich mich in trüben oder schwachen Stunden anzulehnen gewohnt bin. — Ob man von anderen Seiten meinem Wunsche entgegenkommen werde, fragt sich noch, doch ist es wahrscheinlich. Noch bitte ich Dich indessen, das Ganze als ein strenges Geheimniss zu behandeln, und insbesondere nicht etwa in einem Briefe an Fichte vorzusetzen, dass er davon benachrichtigt sei; denn das wird gerade zu allerletzt geschehen.

Und Du, lieber Smidt, willst von uns allen fast allein in Deutschland zurückbleiben? Wäre es Dir nicht möglich, unsern Zug zu verlängern? Unser Muhrbeck sucht am Genfersee in Vevay oder Morges seine Gesundheit herzustellen,

er ist ungefähr in Deinem Falle; denn wenn gleich sein Uebel ungleich heftiger ist, so glaube ich wenigstens den Schluss machen zu dürfen, dass Hufeland's Besorgniss, eine Reise in die Schweiz möchte Dir schaden, sich blos auf das Besteigen der Gebirge und die Feinheit der obern Luft bezieht; denn die niedrigen Gegenden des pays de Vaud hält er für Muhrbeck sogar, der ernstliche Brustkrankheiten hat, für zuträglich. Jenes möchtest Du also vielleicht vermeiden müssen, und könntest es soviel eher, da Berger und Muhrbeck mit Dir im pays de Vaud zusammenleben; dabei behieltest Du Dir etwa noch eine künftige Schweizerreise vor, oder entschlässest Dich, was ich freilich kaum zu wünschen wage, anderthalb Jahr dort zu bleiben, um erst mit völlig hergestellter Gesundheit im Sommer von 1798 die Gebirge zu besuchen. — Dein Uebel hat sich jetzt auf die Augen geworfen, verlässt es auch diese, so wird es dennoch immer gleich drückend bleiben. Möchte Dir einer der dortigen geschickten Aerzte doch den Rath geben, es auf einmal ganz fortzuwerfen. — Angenehmer, als in der Gesellschaft, die sich jetzt anbietet, könntest Du kaum reisen. Denn abgleich unsre Caravane gross genug werden könnte, um in den schlechtern Wirthshäusern sich ein Wenig ineinander gepresst zu finden, so würden doch die Menschen, aus denen sie besteht¹⁾. Dich leicht schadlos halten. Es sind Böhlendorf, Köppen, Raison, Muhrbeck, Fischer und ich; höchstwahrscheinlich auch Lange.

Die letztere Nachricht wird Dich überraschen. So innig ich Lange den übergrossen Beweis seines Zutrauens danke, dass er sich durch meine Abreise bestimmt findet, nicht länger hier in Jena zu bleiben, sondern der Reihe von Freunden, die er sich hier erworben hat, zu folgen; so hoffe ich doch, nicht durch Eigenliebe geblendet, sondern durch Gründe geleitet, ihn noch mehr aufgemuntert zu haben, mit uns zu gehn. Ich wüsste niemand, dem er sich, wenn er hier bliebe, so recht und ganz anschliessen könnte. Zwar würde sein Gefühl unter den Vielen, die seine Natürlichkeit und offene Freundlichkeit zu ihm hinziehen würden, bald die besseren von den schlechteren zu sondern wissen; und er hätte gewiss bald einen grossen Kreis von Menschen, mit denen er froh sein könnte.

1) Näheres weiterhin. Cf. Hartenstein l. c. I, p. XXXVIII.

Aber ich habe ihm selbst gestanden — und bitte Dich, der Du ihn länger kanntest, um Deine Meinung hierüber — dass ich ein gewisses Hin- und Herschwanken zwischen den guten Menschen, die sich finden würden, ein gewisses Obenabschöpfen des Angenehmen in ihren Unterhaltungen fürchten würde. Um selbst den vortrefflichsten Umgang sich wirklich nützlich zu machen, dazu gehört eine Energie des eignen Geistes, die sich über die fremden Charaktere erhebt, sie von oben herunter betrachtet, vergleicht, das Detail ihrer Erscheinungen durchmustert und von da auf das innere Princip zurückschliesst; die dann aus den geselligen Cirkeln sich loszureissen vermag, um in der Einsamkeit zu verarbeiten, was dort gewonnen wurde; die nicht ängstlich in die Spur der Individualität des Freundes tritt, aber so viel eifriger dem Rufe seiner reinern Menschheit nachstrebt; die mit ihm empfindet, aber auch mit ihm denkt und handelt; die seine Freundlichkeit liebt, aber auch seinen Ernst schätzt und achtet; die seine Bitte um gemeinschaftlichen Genuss muthig abschlägt, so lange noch die Kraft zur gemeinschaftlichen Arbeit sich regt. — Du verstehst mich. Lass mich Dir jetzt sagen, was wir Lange in der Schweiz anbieten zu können glauben.

Vor allen Dingen, erstlich, den schönsten Platz, der Einsamkeit und Eingezogenheit angenehm machen kann, und zweitens, das Beispiel unseres eignen angestregten Arbeitens in Kreisen, die unsre Kräfte kaum werden ausfüllen können, und die uns also zur äussersten Thätigkeit auffordern. Dies gilt wenigstens von Fischer, Böhlendorf und mir, und wir 3 hoffen, Lange unter jenen Allen die nächsten zu sein. Im Winter sind wir wahrscheinlich alle in Bern, im Sommer bleibt wenigstens Fischer da, B. und ich sind dann auf Landhäusern, die eine Stunde von der Stadt liegen. An grössere Reisen werden wenigstens Fischer und ich nicht viel denken können, auch wird mir diese Resignation so viel weniger kosten, da Hr. Steiger von Interlaken zur Hauptbedingung macht, dass man sich auf mehrere Jahre verpflichte, und ich also, wenn er mich zum Hauslehrer haben will, wenigstens 2 Sommer dort zubringe. Eine Reise in die Schweiz habe ich immer für mich noch viel zu früh geglaubt, diese bleibt reiferen Jahren aufbehalten; nur um in reinerer Luft, im Anschauen der unerschütterlichen, unergründlichen, Himmel und Erde

verbindenden Alpen das Bild der Wahrheit fester ins Auge zu fassen, die Phantasie zu beflügeln, das Gefühl zu beleben, das Organ selbst zu stärken, darum wünschte ich mich in das Land, von wo Berger's Ruf zu uns so laut erschallte. Heiliger, inniger wollte ich werden — nun bietet mir's überdas die Welt der Menschen an, mich klüger und fester zu machen — die Freundschaft breitet dort ihre Arme aus, mich zu empfangen — die Musen versprechen, mich nicht zu verlassen — und über alles Andre, meine Mutter fragt selbst zuerst: warum folgst Du dem Winke nicht? Nun folge ich, folge gern und freudig; aber mit dem festen Vorsatze, erst das Glück zu verdienen, was sich mir darbietet. So sehe ich meine, so Lange's Reise in die Schweiz an. Auch die Letztre kann ich schlechterdings nur allein aus diesem Gesichtspunkte, zu diesem Zwecke und in Hoffnung auf den festen Willen, der ihn ausführen soll, vernünftig finden. Sonst würde ich es in jeder Rücksicht thöricht und tadelnswürdig halten, ein eben angefangenes Studium wieder zu verlassen, eben angeknüpfte Bekanntschaften wieder dahin zu geben, den Tadel verehrter, für die Zukunft unentbehrlicher Lehrer auf sich zu laden, und der Mühe des Orientirens in der Laufbahn des akademischen Studirens so wenig Früchte abzufordern. Das nun ist ein grosses Thema für Dich, mein Bester, um mir und Lange ganz und stark darüber Deine Gedanken zu sagen; denn Deine Freundschaft für uns fordert Dich auf, mitzuwirken, dass wir uns richtig und zweckmässig selbst erziehen lernen.

Ueber das, was die Schweiz selbst darbietet, verspricht nun auch mein trefflicher Fischer, der wahrscheinlich sehr bald ein öffentliches Amt in Bern bekommen wird, und dem dann mancherlei Hilfsquellen ergiebiger fliessen werden, alles, was er kann, für uns zu thun; und gewiss, was er verspricht, darauf darf man sicher rechnen. Er will Lange recht oft sehen, ihm vielleicht eine Wohnung in seinem Hause schaffen, für zweckmässigen Unterricht sorgen und den Letztern zum Theil gemeinschaftlich mit ihm nehmen. Lange würde, glaube ich, dort sein Studium viel zweckmässiger, als hier in Jena, anfangen können. Wozu soll ihm jetzt schon die Theologie oder was immer für eine Brodwissenschaft, so lange noch jeder Schritt im Felde der Literatur und Geschichte wankt? Wozu Philosophie, so lange noch kein reines specula-

tives Interesse erwacht ist? Dort würden unzusammenhängende Dogmen, gleichviel ob neue oder alte, hier würde eine ärmliche Uebung in logischen Kunststücken der einzige Gewinn sein, wofern nicht der Ueberdruss an solchen geistverdrehenden Beschäftigungen ins Mittel träte und allem Studiren ein Ende machte. — Lange ist von Ahndungen beunruhigt, zu denen ich ihm Glück wünsche, wofern es ihm gelingt, sie in deutliche Begriffe umzuschaffen. Erst lege er sich bestimmte Rechenschaft ab über die Fragen, die er zu thun hat, ehe er von Philosophie und Theologie Antworten erwartet. Da es mir scheint, dass das Studium der alten Literatur und der Naturkunde ihm am besten den Stoff geben könnte, woran es ihm noch so sehr fehlt, und dass Mathematik einzig geschickt sei, ihn auf die erste Idee zu leiten, wie man überhaupt einen Stoff bearbeiten könne, so habe ich mit Fischer darüber gesprochen und dieser versichert mich, fürs Griechische und Lateinische einen äusserst geschickten Privatlehrer dort zu kennen, und der Unterricht in der Mathematik und Physik ist es, den er gemeinschaftlich mit ihm beim Professor Tralles zu nehmen sich erbot. Uebrigens soll eine bessere öffentliche Bibliothek in Bern sein, wie in Jena; wir nehmen überdas auch viele Bücher mit, und so kann es daran gar nicht fehlen.

Nun müssten die Eltern disponirt werden, ihn auf ein Paar Jahre wenigstens dort zu lassen, sonst würde alles nicht der Reise und der Einrichtung werth sein; und dann müssten sie etwa 700 Thlr. jährlich nicht scheuen. Du, lieber Smidt, bist nun von Lange und mir inständig gebeten, gleich nach Empfang dieses Briefes zu ihnen zu gehen, und, soviel Du es selbst gut findest, mit allen Kräften beizutragen, nicht blos ihre Einwilligung, sondern auch ihre Billigung zu erhalten. Dazu könnte dienen, wenn Du ihnen ernstlich begreiflich machtest, dass ihr Sohn mit dem grössten Recht klagt, er finde sich, da er doch unmöglich mit halben Kenntnissen zufrieden sein könne und wolle, noch äusserst unvorbereitet zu seinem Studium, und die Mangelhaftigkeit seines ehemaligen Unterrichts in Bremen müsse ihnen selbst einleuchten; auch gebe es in Jena zwar Lehrer, die für Geld ihre nothgedrungene Schuldigkeit thäten, in Bern hingegen würden Freunde und deren Bekannte viel besser und schneller unter-

richten. Zweitens hatte meine Mutter mich zu der Idee veranlasst — wofür Du ihr mit mir und Lange Dank wisst — Du könntest ihr Urtheil als Gewährleistung für diejenigen Freunde anführen, welche Lange begleitet; denn wirklich ist die ausserordentliche Achtung, welche ihr Fischer und Steck¹⁾ abgewonnen haben, die Hauptursache, warum sie mich zuerst aufmunterte, die Gelegenheit nicht fahren zu lassen, wodurch ich mit jenen länger zusammenleben könnte. —

Dass endlich alles sehr leicht in den Statum quo zurückkehren könne, wenn ich nicht zum Hauslehrer angenommen werden sollte, ist ja wohl von selbst klar. — Geht es aber, wie ich wünsche, so reise ich erst mit Fischer, Böhlendorf, meiner Mutter u. s. w. nach Göttingen, um von da unsre anderen Freunde abzuholen und meine Mutter soweit zurück zu begleiten; und dort hoffe ich dann auch meinen Vater einige Tage zu sehen, und mit ihm bitte ich dann auch Dich herüberzureisen²⁾. Meine Mutter hat mir ausdrücklich aufgetragen, Dir den letzten Vorschlag auch in ihrem Namen zu machen; Du habest sie zwar lange umsonst auf einen Brief warten lassen, und so dürfe sie auch Deinen Augen nicht anmuthen, einen von ihr zu lesen; sie grüsst Dich aber doch freundlichst, und wird sehr froh sein, Dich in Göttingen zu sprechen. Wir werden Dir dann erzählen, wie froh wir den Winter zusammen verlebt haben. Dein Herbart.

9.

An Rist.

Göttingen, den 28. März 97.

Ich fand Dich nicht — hier wo wir uns zuletzt sahen und hörten — ich fand viel Liebes und Gutes, aber ich fand Dich nicht. — Es ist gut, dass ich Dich nicht fand; in diesen Augenblicken, wo ich so viel und so wenig bin, bin ich eigentlich gar nichts. — Göttingen ist für mich nicht ganz Göttingen und es sind doch Menschen hier für mich und Freunde. Fischer, Steck und Herbart sind mit mir. Gries, der meine geleitet uns bis Cassel. —

1) Aus Bremen nach Gries's Leben S. 14. — 2) Ueber Herbart's Verhältniss zu seinem Vater cf. Jördens, Nienburger Gymnasialprogramm 1860, S. 7 und 8. Es war doch nicht so schroff, als man sich bisher vorstellen musste. Das beweisen auch spätere Briefe.

Morgen früh von hier — und so immer und immer fort
— weiter — Lieber, lebe wohl, lebe! —

Dein Böhlendorf.

Näher bin ich Dir, lieber Rist, aber ich soll Dich nicht sehen. Wärest Du doch hierher gekommen. Doch nein, nicht hierher hatte ich Dich gewünscht; ich weiss nicht, ist es Vorurtheil oder augenblickliche Stimmung, ich finde es hier so unheimlich, dass ich mich kaum als Freund und Sohn bei meiner Mutter und meinen Freunden fühlen kann¹⁾ — Komm in die Schweiz! Freundschaft und schöne Hoffnung führen mich dahin. Folge mir, folge Steck und Fischer. Ich lasse Die Zeit, denn wahrscheinlich bleibe ich etwa 3 Jahre dort. Täuscht mich meine Hoffnung, so würde ich höchst unglücklich sein. Auf 2 Jahre bin ich gebunden, ich weiss nicht wie ich es tragen werde! Schwere Pflicht fordert mich zur äussersten Anstrengung auf. Wenn ich froh und heiter sein werde, so schreibe ich Dir oft. Aus trüben Wolken kann ich Dir nicht erscheinen. Ich kann es nicht, denn ich bin nicht ich; und ein Bild, was ich nicht für das meinige erkenne, kann ich nicht an einen Freund absenden. Gilt Dir diese Entschuldigung, so danke ich Dir und drücke Deine Hand im tiefen Gefühl unserer Freundschaft. Was mein Stillschweigen bedeutet, weisst Du, etwas Anderes bedeutet es nie. Willst Du dennoch zu mir kommen, wie am Abend, da ich von Pastor Giese kam, so erneuerst Du mir jene unvergesslichen Stunden. — Was ich Dir sein würde, das weiss ich nicht. Ein Jahr, wo man sich nicht sieht, verändert vieles. Was ich Berger, was ich Hülsen sein werde, weiss ich nicht. Sie haben sich sehr verändert; und wenn gleich mein Charakter noch derselbe ist, so haben sich doch seine Grundzüge tiefer eingegraben. Es sei! Von dem Punkte, wo wir zusammentrafen, werden wir in divergirenden Linien fortgehen, das ist nicht anders. Wir wollen es gestehen, und nur des gemeinschaftlichen Bodens, auf dem wir wandeln, nie vergessen. Eine schöne Stunde mit Gries hat mich und ihn an diesen erinnert. Eine heitere

1) Ueber die Versammlung der anwesenden Mitglieder der literarischen Gesellschaft bei Köppen und die Anregung Herbart's zur Discussion der Frage: darf ich erziehen? s. Gries's Leben S. 11. (Zeitschrift f. ex. Phil. I, S. 61, Anm.)

Sonne vertrieb einen heftigen Sturm, und jetzt ertragen wir die Wölkchen geduldig¹⁾. Ich glaube, Du wirst das auch thun. — Ich bin sehr ernsthaft geworden; und ich suche umsonst nach einer Aussicht, wohin ich meinen Blick zuversichtlich wenden könnte. Ich bin mir selbst zuvor geeilt; thue das nicht. Du thust es wirklich nicht, und darum bist Du froh und heiter. Bleib' es, und bleibe mein Freund.

Dein Herbart.

Was soll ich Dir noch schreiben, Rist, nach diesem hier? — Ich gehe noch mit nach Cassel²⁾; es ist nur ein Augenblick mehr, aber ein Augenblick, der eine Ewigkeit aufschiebt, ist — o wie viel werth!

Gries.

10.

An Rist.

Bern, am 12. Juni 1797.

Lieber Rist!

Eben habe ich Deinen lieben Brief Fischer und Muhrbeck vorgelesen und nun will ich auf des Letzteren Zimmer gleich darauf antworten; denn ich bin heute in Märchligen beurlaubt, und darf den Sonntag mit meinen Freunden leben.

Wie Du mit Deiner freundlichen, heiteren Stirn zu mir gekommen bist, mir wohlzuthun, so will ich mit meiner trübern Dich besuchen, mich Dir zu zeigen, wie ich bin; Du wirst sehen, was Du mit mir anfangen kannst. —

Nach dem Eingange erwartest Du wohl wieder solche Zeilen, wie die aus Göttingen. Aber freue Dich, was damals in ängstlichem Nebel verhüllt in der Ferne vor mir lag, war nur furchtbar durch den Nebel; nun ich da bin, finde ich ein Plätzchen, gerade so schön, als es sein darf, um nicht zu vergessen, dass es die wirkliche Welt ist, in der wir leben. Märchligen³⁾ ist der schönste Ort, den ich bis jetzt in der Schweiz gesehen habe. Das Stück Land, das man mir zu bearbeiten gegeben hat — Ludwig Steiger mag mir diese Vergleichung vergeben, denn bis jetzt gehört er wirklich mehr ins Reich der Dinge als der Geister — ist von der Natur

1) Uebereinstimmend mit Gries's Leben S. 14. — 2) Gries's Leben S. 14. — 3) Landgut der Steiger'schen Familie, 1 Stunde von Bern.

nicht vernachlässigt; aber es hat schrecklich lange brach gelegen, ist hart und fest geworden und man muss erst mit allen Kräften graben, ehe man etwas darauf säen kann. Dagegen sind alle Werkzeuge, die ich gebrauchen kann, im Ueberflusse da, und der Ruheplätzchen auch genug und zum Theil sehr schön, wo ich froh werden oder über das, was ferner zu thun ist, nachsinnen kann. Freundliche Gesichter und hülfreiche Hände, sofern Hülfe möglich ist, und Achtung und Gefälligkeit, und vor allen Dingen völlige Freiheit in der Anordnung der Arbeit, verbunden mit dem grössten Interesse an ihrem Erfolg – das war es, was ich nöthig hatte, und das habe ich im Hause des Landvogts Steiger gefunden.

Ueberdas eine Familie, und den Rang eines Gliedes der Familie, einen Rang, den ich gewiss nicht hingäbe, böte mir auch Steiger den weissen Steinbock, den er im Wappen führt, dafür an. — Der Mann ist Mann, und die Frau ist Frau, und die 7 Kinder sind Kinder. Sie alle sind wirklich, was sie sind, und befriedigen so wenigstens die Forderungen der Wahrheit, wenn auch nicht die Bitten der Schönheit. Das Letztere kann ich auch noch nicht, ich bin mit jenem noch nicht fertig und muss allen Ernst, den ich nur habe, aufbieten, um ein wirklicher Hauslehrer zu werden und zu bleiben. Da übrigens ein Hauslehrer ein so wunderlich geartetes Wesen ist, dass bei ihm die Bitten der Schönheit Forderungen werden, sintemal er ihnen bei seinen Zöglingen ein williges Ohr verschaffen soll, so ist es mein grosses Glück, dass Ludwig in seinem 14. Jahre noch zu ungebildet, und Carl und Rudolph im 10. und 8. noch zu jung sind, um mir in der Rücksicht nicht wenigstens Zeit zu lassen.

Der Arbeit bedurfte ich mehr, als alles andern; und zwar einer Arbeit, die mein ganzes Wollen umfasste, es zugleich in Portionen theilte und diese an die Zahl der Glockenschläge bestimmt und fest anheftete ¹⁾. In Jena war ich in der letzten Zeit zu träge oder zu dumm, meine Wissenschaftslehre förmlich und ordentlich fortzuführen, zu stolz, um andere Be-

1) Dass Herbart auch mehreren seiner Freunde, die schwärmerischen Plänen für ihre Wirksamkeit nachgingen, anrieth, Hauslehrerstellen zu übernehmen, s. v. Berger's Leben S. 23. Ueber alles seinen Schweizeraufenthalt Betreffende s. Jahrbuch für wissenschaftliche Pädagogik, 2. Jahrgang, Abh. XXIII.

schäftigungen in ihre Stelle zu setzen, zu arm an Mannigfaltigkeit der äusseren Verhältnisse, um im Leben das Bedürfniss eines sichern, ganz geprüften, aller Wege kundigen Führers — so etwas soll doch wohl ein phil. System sein — tief genug zu fühlen. Auch wurde mir die letzte Zeit die Physiognomie der Universität und das Leben im Burschenquartier gar zu widerlich. Die wirkliche Welt ist zwar wohl allenthalben nur eine Werkstatt, aber auch unter den Werkstätten ist doch ein ungeheurer Unterschied; die eine ist denn doch sauberer und geräumiger, als die andere. — Eine reichere Umgebung, mehr Fülle von Naturgrösse und Natur-Schönheit und Niedlichkeit, mehr Anstrengung und Thätigkeit der Menschen, mehr gerades Fortgehen auf dem Wege, den sie nun einmal gewählt haben, findest Du wohl nicht leicht, als hier in Bern. Diese Aristokratie ist mir sehr achtungswürdig, und selbst, wenn sie Fischer und Zehender beide von der philosophischen Lehrstelle ausschliessen, um eine Frau zur Fr. Professorin zu machen, wie sie neulich wirklich gethan haben — so weiss ich, dass das gerade die schlimmste Seite der Aristokratie ist, tröste mich damit, dass sie sich dessen innerlich schämen — das thun sie auch wirklich und haben es gezeigt — und freue mich, dass sie auch einmal einen Landvogt absetzen, wenn er gleich aus der Mitte ihrer grossen Familien ist, weil er das öffentl. Korn aus Unvorsichtigkeit einem schlechten Unterbedienten überliess, der es über den gesetzmässigen Preis verkaufte. Die grosse, schöne, stolze Stadt Bern mit ihren regelmässigen, äusserst wohl gebauten, doch nicht prächtigen Häusern und Strassen und Arcaden ist von einem wohlhabenden, zufriedenen Lande umgeben, indess das krumme, schiefe, finstere, eckige Zürich mit seinen lächerlichen 3fachen Thoren und bedeckten Wegen und Schanzen — die alle einem nahen Hügel, von wo die ganze Stadt in den Grund geschossen werden kann, die Kniee beugen müssen — sich gegen seine beinahe empörten Bauern in Sicherheit setzen muss, und aus Furcht, sie möchten zu klug werden, ihnen und den Unterthanen der Eidgenossenschaft die öffentlichen Schulen verschliesst! — Das sind Thatsachen. Doch ich muss Dir noch etwas von Hrn. und Fr. Steiger erzählen. Er ist die Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit selbst; dabei aber ist er kein Pedant, ist beinahe ohne Vorurtheile,

ist äusserst empfänglich für alles, was man ihm mit Gründen darzustellen weiss, und kann zu Zeiten auch froh sein und scherzen. Unter seiner Regierung lebt das Haus in stiller Gleichförmigkeit fort, die Frau in ihrer immer dauernden Sanftheit, Güte und Milde, die Kinder in ihrer Fröhlichkeit.

Das Haus ist kein Tempel des Genies, aber die Wohnung des gesunden Menschenverstandes, der, wie Du weisst, gar gern auch die Musen und Grazien bewirthe, wenn sie etwa zu bewegen sein sollten, bei ihnen einzukehren.

Die Freunde rufen — ich gehöre heute ihnen — von Märchlichen aus schreibe ich Dir wieder, sobald ich einen Augenblick finde, der dazu geeignet ist, und den meine auch in der Schweiz schwachen Augen mir nicht verkümmern. Was mir Deine Briefe sind — dass sollst Du auch wissen. Leb wohl.

Dein Herbart.

Wir schalten hier die von Herbart entworfenen Gebete für Carl¹⁾ ein:

Morgens.

„Herr! Gott! Vater! lieber Vater im Himmel! Nimm Dich meiner an! Ich bin Dein Kind und möchte gern gut werden. Hilf mir dazu!

Lass mich das alle Tage immer reiner und stärker empfinden, was recht ist, und was unrecht, was tugendhaft, was lasterhaft ist. Wenn ich von jemandem etwas verlange, so lass mich recht fühlen, ob ich etwas Billiges oder etwas Unbilliges verlange. Wenn ich etwas sprechen oder thun will, so lass mich vorher recht genau bemerken, ob es auch wohl unedel, unanständig oder gar unredlich sei? Lass mir meine Arbeit gelingen! Segne meinen Fleiss! Gieb meinen Eltern, meinen Brüdern und allen andern Menschen so viel Freude und so viel Gutes, als möglich ist, Du gütiger himmlischer Vater!“

Abends.

„Wie ist der Tag verflossen? Gut? Oder schlimm? Oder so mittelmässig? — O Gott, lass es mich recht einsehen, wie viel besser ich hätte sein sollen, wie viel mehr ich hätte thun können.

1) Durch Hrn. Prof. Lazarus mit Genehmigung des Hrn. v. Steiger in Bern mir mitgetheilt.

Bin ich träge oder fleissig gewesen? In welchen Stunden? Bei welchen Arbeiten?

Habe ich gescholten, gelernt? — Habe ich jemandem etwas zuwider gethan? — Habe ich innerlich in meinem Herzen jemandem etwas Böses gewünscht? Gott! Du kennst die Herzen der Menschen; Du weisst alle ihre Empfindungen, auch wenn sie sie gar nicht aussprechen! Dir kann kein Herz wohlgefallen, das nicht allen andern Menschen wohl will und ihnen Gutes wünscht. Selbst unsre Feinde sollen wir lieben, hast Du gesagt. — Mit den Empfindungen der Liebe und des Wohlwollens lass mich denn einschlafen und morgen wieder erwachen.“

11.

Herbart's Mutter an Langreuter in Eutin.

Oldenburg am 9. Sept. 1797.

Lieber Freund!

Soeben bringt Ihre kleine Niece mir einen Brief für meinen Sohn, der, wie sie mir sagt, schon eine Reise nach Jena gemacht hat. Da die Reise von hier nach Märchligen mehr als noch einmal soweit und der Hr. Sohn eben kein rüstiger Correspondent ist, so haben Sie wohl nichts dabei zu erinnern, wenn ich, als sein gewesener Secretär, Ihnen fürs erste seinen Dank und seine bisherigen Schicksale hinterbringe.

Kurz nach Abgang seines letzten Briefes an Sie kam er eines Abends, um mir den Besuch unseres gewöhnlichen freundschaftlichen Cirkels anzumelden. Nun sollte auf meinem Zimmer ausgemacht werden, wem von unserer Bekanntschaft man die Erziehung des wahrscheinlich künftigen Regenten von Bern antragen wolle. Einer unserer Schweizer Freunde¹⁾ hatte unbeschränkte Vollmacht zu dieser Wahl erhalten. Er selbst, der jetzt vielleicht schon Prediger in Bern ist, hatte oft gewünscht, meinen Sohn bei sich behalten zu können; mehrmalen hatte er es ihm angetragen, ob er nicht einige Jahre ganz umsonst bei ihm in seinem Hause in Bern zubringen möchte.

1) Fischer (Briefe an Smidt nach Dec. 1796). Anders bei Hartenstein l. c. I, p. XXXIII.

Ich wünschte dies mehr noch als mein Sohn, der den ganzen Morgen nur für das jus und einen grossen Theil vom Nachmittage nur für philosophische Speculationen Sinn und Gefühl hatte.

Warum nimmst Du die Stelle nicht selbst, sagte ich. — Mein Gott, Mutter, wie könnte ich daran denken! — Warum nicht? — Ich bin hier ja lange noch nicht fertig und dann muss ich doch wenigstens ein halbes Jahr die Gött. Bibliothek benutzen. — Was machst Du denn hier? Collegia hörst Du nicht, Du studirst alles allein und gehst dann hin und sprichst mit den Professoren darüber; das kann alles nach einigen Jahren auch noch geschehen; die Gesellschaft, der Umgang mit unsern Freunden ist Dir weit mehr werth, als das alles. Geh' zu ihnen und sag: ich schlage Dich vor, und ich stünde für alles. — Er war wie angedonnert — Noch einmal, ich stehe für alles, auch für die Erlaubniss von Deinem Vater. Damit liess ich ihn fort, und nach einer halben Stunde kamen die Schweizer mit ihm, und ihr Dank für das Zutrauen, das ich zu ihnen gehabt hatte, ging so ganz von Herzen, ihre Freude, meinen Sohn mitzubekommen, war so lebhaft, dass ich diesen seligsten Augenblick meines Lebens nie vergessen werde.

Dieser Entschluss hatte bald noch weitere Folgen. Ich bleibe, wo Herbart bleibt, sagte ein Bremer, der an meinen Sohn empfohlen war. Mutter, machen Sie auch mich von meinen Eltern los. Dies gelang mir bald und nächst diesem wollten nun auch ein Doctor d. Philos. aus Greifswalde¹⁾ und ein Curländer — Böhlendorf, den Sie vielleicht durch Rist kennen — mitgehen. Gern hätten diese 7 Freunde mich auch mitgenommen, der eine wenigstens wollte mich nicht eher als hier in Oldenb. verlassen.

Nur die Gesellschaft dieser schätzbaren Menschen machte es mir möglich, das mir so theure Jena so schnell zu verlassen. Ohne sie — wie hätte ich es ertragen können, dessen Bewohner, die mich mit Freundschaft überhäuft hatten, besonders Fichte, der ganz wie Ihr verewigter Bruder mein Freund war, in dessen Hause, auf dessen Studierstube ich mich wie zu Hause fühlte — auf immer zu verlassen. —

In 4 Kutschen eingepackt, reiseten wir schon am 25. März

1) Muhrbeck.

mit Fichte zugleich ab¹⁾. Er wollte, die ersten Wochen wenigstens, auch abwesend sein, und nachdem er mich aus seinem Hause in den Wagen geführt hatte, stieg er mit Frau und Kind zugleich ein, nahm einen andern Weg und wir sahen uns nicht wieder. Mit 11 Personen machte ich also die Reise bis Göttingen, und in noch grösserer Gesellschaft bis Cassel, wo wir uns endlich trennen mussten. Ausser meinem Freunde, der erster Reg.-Secretär in Bern ist und noch 5 Monate in Paris zubringen und mit mir über Oldenburg und darnach über Holland dahin gehen wollte, blieb mir noch ein Hr. v. Ficks und ein Hamburger, der seinem Vetter, einem Rathsherrn daselbst, die Visite machen sollte. Die Andern alle gingen mit meinem Sohne, der nach unserer Abrede zuerst Widersprecher's Friderike bei Frankfurt und dann Ihren Hrn. Bruder in Stuttgart besuchen wollte, welches aber wegen der Eile seiner Freunde (die am Ostertage in Schaffhausen sein mussten) — nicht möglich gewesen. Er schreibt: „In Stuttgart war es mir nur erlaubt, das Schloss Hohenheim zu sehen und darin die trefflichsten, mannigfaltigen Verzierungen zu bewundern. — In Tübingen kamen wir um Mitternacht an und fuhren am frühen Morgen weiter u. s. w.“ Ueberhaupt war die ganze Reise zu schnell, zu früh — alle hatten Kopf und Herz zu voll, als dass einer davon grossen Nutzen hätte haben können. Mein Sohn schreibt aus Bern: „Die Notizen, die mein Gedächtniss mir davon darbietet, sind sehr dürftig, da mir hier jeder Tag interessanter ist, als die ganze träge Flucht von Cassel bis Schaffhausen. Hier ist mir die Lust zum Reisen beinahe vergangen. Märchligen besonders liegt so schön, dass ich es immer ungern verlasse; ich habe zwar in Böhmen und in der Schweiz sehr interessante Plätze, aber keinen gesehen, den ich geradezu mit meiner Wohnung vertauschen möchte. Am Abhange, neben der Aar, sehe ich rechts über Bern den Jura, links die Jungfrau, das Schreckhorn, Wetterhorn u. s. w. Ueberhaupt zweifle ich, dass mein Schicksal mich je wieder in eine so angenehme äussere Lage versetzen könne, als die jetzige ist u. s. w.“ So klingen noch immer alle Briefe, und in allen bekomme ich einen Dank von allen Seiten her, dass ich diese Menschen miteinander ver-

1) Ueber Herbart's Abschied von Jena auch Gries's Leben. S. 10.

einiget habe. An Rist habe ich neulich einen Brief von unserm Böhlendorf geschickt; ob er wohl denselben erhalten hat? Ich wusste seine Adresse nicht recht, sonst hätte ich ihm dabei geschrieben, dass Böhlendorf jetzt in Italien ist; dass er in Bern eine Hauslehrerstelle angenommen hat, und dass im November alle Freunde, auch Steck aus Paris, dort beisammen sein werden. Durch diesen Steck und Böhlendorf gehört Rist schon lange zu meinen besten Freunden. Ich wollte, er wüsste das, so wie Sie, mein theurer Freund, längst von dieser meiner Gesinnung gegen Sie überzeugt sind. Ganz und immer die Ihrige
Herbart.

12.

An v. Halem.

Bern am 28. Januar 1798.

So gut es gehen will, suche ich mich aus der allgemeinen Unruhe, die mich umgiebt und ergreift, zu sammeln, um dem Briefe an meine Eltern die Versicherung beizulegen, dass ich mit immer gleicher Verehrung, Dankbarkeit und Liebe Ihr Andenken bewahre. Ueber mein seltenes Schreiben hoffe ich von Ihnen auch diesmal ein mildes Urtheil; ich zeige mich selten, weil ich noch so wenig zu zeigen habe; doch schmeichle ich mir, dass meine stille Arbeit an dem Grunde des Baues, den ich in mir aufführen möchte, mich einst der Güte würdiger machen wird, mit welcher Sie mir zuvorkamen.

Weder vor der grossen Natur, noch vor der Arbeit, die ich hier gefunden habe, kann in mir das Bedürfniss derjenigen Philosophie verstummen, die ich suchte und zu der ich den Eingang gefunden zu haben glaube. So oft ich staunend zurückkehre von dem Anblick, wie hier die Natur die äussersten Enden des Schönen und Erhabenen in Ein Unnennbares verwebt hat — so oft die Pflicht von mir heischt, ich solle mit Lehre und Empfindung in die Tiefe menschlicher Herzen eindringen, fühle ich mich gewaltiger hungerissen gegen die unbekannte Einheit ausser mir, die alles das zusammenhält und belebt, und die unbekannte Kraft in mir und andern, die es im Bilde zusammenfasst und dem Bilde selbst Sinn und Bedeutung giebt. Es dünkt mich ein gutes Zeichen für meine Idee der Wissenschaftslehre, dass sie sich allenthalben wieder aufdrängt. Von Fichte's bisherigen Ausführungen gestehe ich,

dass sie mir oft nur durch den Contrast das Ideal zu erheben scheinen. In seinem Naturrecht kann ich nicht über die ersten Seiten hinweg, denn schon hier glaube ich sehr wichtige Untersuchungen übersehen. Was Sie mir über die Ephoren sagen, leuchtet mir sehr ein; aber aus diesen und andern Gründen möchte ich vermuthen, dass das Natur- und Staatsrecht nie eine abgesonderte, in sich vollendete Wissenschaft werden und dass unter einem Volke nie das Recht ohne die Sitte fortschreiten könne. Betrachte ich dann das langsame Fortschreiten der Sitte bei meinen Knaben und die grosse Sorgfalt der Erziehung, deren es bedarf, um dem Schritte nur einige Sicherheit geben, so kann ich von grossen Staatsreformen oder Revolutionen, durch die man den Zustand des Rechts plötzlich herbeizuführen hofft, nur sehr wenig erwarten. Ich sehe hier immer nur das Schicksal, und wirklich fürchte ich nur zu sehr, es in wenigen Tagen mit meinen leiblichen Augen in seiner ganzen schrecklichen Gestalt hier zu sehen. Das pays de Vaud hat sich losgerissen; die Regierung lässt Volkspräsidenten wählen. In diesem Augenblick höre ich Trommeln und Kriegsmusik durch die Strassen ziehn, an die ich schon lange so gewöhnt bin, dass ich nicht mehr darum aufstehe. Meine Sachen habe ich einpacken müssen, damit wir — die Frau und ich mit den jüngern Kindern bei dem täglich befürchteten Einfall der Franzosen gleich nach dem Oberlande hin aufbrechen können. Es wäre wohl gewiss nicht dahin gekommen, wenn es nicht im Rathe an Einigkeit gefehlt hätte. Aber eine Partei widersetzte sich schnellen politischen Veränderungen, die andere strengen Maassregeln. Die letztern soll das Volk im deutschen Theil des Cantons eifrig gewünscht haben und durch die Lässigkeit der Regierung nun auch aufgebracht sein. Soweit ich den Geist der letztern bisher kennen lernte, musste ich sie hochschätzen, wobei mich vielleicht die Hochachtung für den einen trefflichen Mann, in dessen Haus ich wohne, nicht ganz unbefangen urtheilen liess. Hier hoffte ich mehr als irgendwo sonst auf langsame Verbesserung; jetzt sehe ich mit tiefem Schmerz dem Umsturz einer Verfassung entgegen, die selbst durch eine viel bessere schwerlich ersetzt werden möchte, wenn nicht auch der Geist der Verwaltung auf diese überginge. — Was bleibt dem fremden Zuschauer übrig, als sich auf den Gesichtspunkt zu

erheben, aus welchem wir die Staatsumwälzungen voriger Jahrhunderte betrachten? Wie sehr wüncchte ich jetzt, die Muse der Geschichte hätte mir längst die Augen geöffnet, um das ganze grosse Schauspiel in allen seinen Beziehungen mit der Vorwelt betrachten zu können. Wie ganz anders würden Sie an meinem Platze beobachten!

Von der Schweiz habe ich noch wenig gesehn. In Zürich habe ich weder Lavater noch Hirzel gesehen. Mit dem ehrwürdigen Pestalozzi führte mich ein Zufall zusammen. Ich scheue mich Gelehrte zu belästigen, die ich noch nicht genug aus ihren Schriften schätzen lernte, und denen ich nicht unmittelbar Belehrungen abfragen kann. — Auf der Brücke am Rheinfall freute ich mich, dass Sie auch da gestanden und gestaunt hatten. Am Reichenbach führte mich ein gutmüthiger Bauer denselben Weg herab, den Hr. Schütz Sie herauf klimmen hiess. Künftigen Sommer hoffe ich die Grimsel oder den Gotthard zu sehn — wenn Hr. Landvogt Steiger dann noch daran denken kann, mich und seinen Sohn reisen zu lassen. Wie glücklich wäre ich, wenn Sie mir selbst sagen wollten, dass Sie dies flüchtige Blatt verziehen haben

Ihrem gehorsamsten

Herbart.

13.

An meinen theuren Smidt.

Bern, Ende Februars 1798.

Die schönste Stunde rief mich heraus aus Mauern und Thor, die Stunde, wann am scheidenden Sonnenstrahl das Licht der Nacht erglimmt. Du sahst das Schauspiel¹⁾, Bester. Heute sandte Helios so rein, wie jemals, den himmlischen Purpur, womit er dann das Diadem des Ersten unter den Staaten der Schweiz zu schmücken pflegt. Der Geist der Kraft ist wieder erwacht in diesem Lande; die Natur freute sich mit mir darüber. Meine frommen Wünsche erhoben sich zu der blauen Höhe, und mein Dank, dass ich mit leiden oder mit triumphiren darf. Ich fühlte mich sehr glücklich hier auf diesem Boden.

1) Rathjen. l. c. S. 24 (Aufenthalt Smidt's in der Schweiz Sommer 1797.)

Willst Du mich sehn, so siehst Du mich in meiner Werkstätte. Bestäubt, schwitzend; vielleicht keuchend, ermüdet — doch wieder ansetzend, und Etwas fördernd. Zuweilen lege ich die Arbeit aus der Hand, sehe gen Himmel, und es ist mir unbeschreiblich wohl.

Auch hängt manchmal ein Freund an meinem Halse; Sinn und Seele und Herz sind Eins. Danke, danke Böhlen-dorf und Muhrbeck, sie hauptsächlich vertreten mir die Stelle vieler Entfernten. Fischer und Steck sind jetzt zu sehr Bürger, und nicht ganz so, wie ich ihr Mitbürger sein möchte. Darum wankt die Freundschaft nicht, auch das Maass des Genusses wird sie wieder zu füllen wissen.

Ich studire jetzt Mathematik. Immer näher komme ich den wundervollen Linien, welche den Gang der Sterne bedeuten. Freilich bis dahin muss mir noch manches geheimen Zeichens Sinn offenbar werden. — Habe ich einmal in meiner Werkstätte etwas fertig gemacht, das ich ein Abbild meines bessern Selbst nennen darf, dann mache ich mich frei, steige auf die Häupter der Erde, schaue ins Unermessliche, mein Auge zeichnet am Himmel die bekannten Bahnen; ohne zu schwanken, ohne zu zagen, schwinde ich auf und fort in den wirbelnden Tanz der hallenden Sphären.

Flectere si — quo superos, Acheronta movebo.

Oeffneten sich die Wege des Himmels, so springen wohl auch die Pforten des Orcus. Ich raube vom Feuer der Sonnen, und es soll tagen in der grausenden Nacht der Geisterwelt. Nicht nur in ihre Schaaren will ich mich mischen; die scheinbar nichtigen Schatten sollen ihr Wesen enthüllen; die Gabe des Prometheus muss sich da wiederfinden. — Am Styx war ich schon; aber Charon's unwillige Blicke trafen mich; er will Entkörperung! Also vor allen Dingen Arbeit! — Ich habe in den letzten Wochen gearbeitet, dass ich mir zuweilen einbildete, den Kopf zu verlieren. Thorheit! Es schadet nichts; ich bin wieder heiter und wohl. Drum nur wieder hinunter getaucht in den gleichen Strom. Die kälteste Fluth stärkt am meisten. Zwar schauderts Einem beim Eintritt, und besonders, wenns ans Herz geht; aber nur hinein mit Herz und Kopf zugleich! Erstickt Dich drunten ein böser Dämon — wohl; es kömmt wohl noch ein Andrer, der glück-

licher ist, als Du. Erstehst Du aber, dann schnellst Dich die Feder des Lebens zu den Gestirnen empor.

Indess ich mir da so artige Sachen sage über das kalte Bad — ist es hier auf meinem Zimmer ganz ordentlich warm — hinter mir hängen die alten Schweizerschlachten in schönen goldnen Rahmen, und drunter steht mein Sopha — erträgt mein Ludwig wirklich die Kälte des Winters und der Nacht. Er ist im Felde, auf dem äussersten Vorposten; er sieht den Tod und zeigt ihn. Er duldet so munter und so oft für Andere die Beschwerden des Dienstes, dass man ihn schon einer Reihe unmuthiger Offiziere zum Muster aufgestellt hat. Er ist ein Kerl, und, wollen die Franzosen, vielleicht bald ein Held; möchte er auch ein Mensch werden! Dafür will ich beten und arbeiten.

Sonst sehe ich hier in Bern nicht viel mehr, als die schöne Stadt (über deren Anblick ich mich jedesmal freue, und deren sichtbar gleich vertheilter Wohlstand mich immer eine Lobrede auf die bisherige Regierung dünkt) — dann die Alpen und die Leute im Hause. Für Gesellschaften habe ich weder Lust noch Zeit. — Frau Landvögtin war diesen Winter gar nicht so liebenswürdig, wie Du sie in Märchligen sahest. Weiblichkeit und schweizerischer Patriotismus waren bei ihr in Krieg gerathen, worin beides sich gegenseitig zu Boden warf. Doch sie erhebt sich wieder an ihrem trefflichen Mann, der die Stärke des Hauses und vieler andern Häuser und des Staates ist. Doch wenn ich von ihm anfangs, so bin ich in Gefahr, kein Ende zu finden: drum breche ich ab. Horn hat uns einen Tag von Rastatt aus besucht. Ich freute mich sehr, ihn wieder zu sehn; freilich war die Zeit zu kurz, uns auszusprechen. — Bleibe der Freund Deines Freundes

Herbart.

14.

An meine Eltern¹⁾.

Bern, den letzten Juni 1798.

Mehr als ich es Ihnen sagen kann, hat mich Ihr letzter

1) Eine Abschrift des Briefes ist durch Herbart selbst an einen seiner spätern Göttinger Zuhörer, v. Rahden aus Curland (Hartenst. I, p. LXVI), und durch diesen an Rector Jördens in Nienburg gekommen, der ihn im Nienburger Progymnasialprogramm 1860 veröffentlichte, s. daselbst S. 11.

theurer Brief das Glück fühlen lassen, meinen Vater über die wichtigste Angelegenheit meines Lebens wie einem Freund und Rathgeber reden zu hören, und zu ihm wieder so sprechen zu dürfen. Ich habe bisher wenig Ihren Wünschen entsprochen; das schmerzte mich immer, aber ich glaubte es noch weniger zu thun, wenn ich auch meinen Gedanken und Neigungen eine andere, gezwungene Richtung ohne Ueberzeugung hätte aufdringen wollen. Hiervon war mir jeder Ihrer Briefe eine neue Versicherung; mit dankbarer Rührung empfang ich die Beweise Ihrer Schonung; aber mir blieb eine geheime Besorgniss, mit dieser Schonung möchten Sie mich von Ihrem Herzen entfernen. Haben Sie Dank, innigen, warmen Dank, bester Vater, dass in dem Augenblick, wo Sie mich nun ganz an die Pflicht, selbst zu überlegen, erinnern, Sie zugleich mich an Ihrer unveränderlichen Theilnahme und Sorgfalt für mein Wohl nicht im mindesten zweifeln lassen. Ich sehe es, der entscheidende Moment ist in der That da; Ihr Brief war mir die Aufforderung zur ernsthaftesten Ueberlegung, die mir möglich ist; damit bin ich die ganze Zeit über beschäftigt gewesen, und Sie werden mir wohl verzeihen, dass ich stille blieb, so lange ich mit mir selbst nicht über die Antwort einig war, so lange noch meine eignen Gedanken von einem Tage zum andern hin und her schwankten. Jetzt will ich versuchen, ob ich mich Ihnen ganz hinstellen kann, wie ich denke und empfinde; aber ich nehme Sie beim Worte, ich hoffe, Sie werden mir auch nichts vorenthalten wollen, Sie werden, indem ich mich freimüthig ausrede, mich würdigen, auch die Stimme Ihrer Erfahrung, Ihrer Klugheit und Ihres Herzens ganz deutlich zu vernehmen. Das Nämliche bitte ich auch von Dir, meine geliebte Mutter. Deine ehemaligen Aeusserungen darüber können mir nicht mehr sagen, wie Du die Sache jetzt ansehest; ich kann mir nicht denken, dass Du aus irgend einer Ursache mich Deines Rathes könntest berauben wollen. Ich bedarf der Hülfe meiner beiden Eltern, ich stehe am Scheidewege; welche Richtung ich auch nehmen soll, unmöglich kann ich rasch und frohen Muthes fortschreiten, wenn eines von Ihnen den Blick traurend abwendet, wenn nicht die Hoffnungen von Vater und Mutter und meine eigenen sich in eine verschmelzen, wenn Sie nicht beide mir aus Einem Munde, in einem Nachruf, Glück und Segen verheissen.

Ich gestehe es Ihnen gleich, bester Vater, Ihr Vorschlag¹⁾ dünkt mich sehr reizend, aber ich habe einen andern im Sinn, der, obgleich auf den ersten Anblick weniger einladend, mir doch meiner Natur mehr anpassend und besonders sicherer erscheint.

Es ist eine schöne Aussicht, die in die weite Welt der Länder und Nationen. Besonders mir, dem sich Arbeit und Schule kenntlich eingedrückt haben, sollte eine solche Abspannung erfreulich sein. Die grösste Bedenklichkeit, die sich mir ehemals bei dem Gedanken hieran immer aufdrang, haben Sie gehoben, denn die Verantwortung, sagen Sie, könne nicht gross sein. Hätte ein Anderer die Aufsicht, so wäre ich stiller Begleiter, sähe für mich, sammelte mir die Kenntniss der Menschen, mit denen und zu denen ich käme, und sorgte wenig, was Andere beachteten und trieben — oder böte sich ein glücklicher Augenblick dar, so würde ein Gedanke, der in meiner Seele wenig Werth hätte, verpflanzt in die eines Andern, vielleicht das Wohl vieler Menschen befördern. Bände man mich mehr, so lernte ich mich geniren — auch kein kleiner Gewinn! Doch was rede ich von dem Nutzen? Sie sehen ihn so viel besser als ich!

Um allen diesen Nutzen wirklich zu ziehen, wäre es nöthig, von Stund an mir und meinen Arbeiten eine ganz andere Richtung zu geben. Länder- und Völkerkunde, neuere Sprachen, genaue Bekanntschaft mit der neuesten politischen, und besonders mit der unterhaltenden witzigen Literatur, Wegtilgen aller Spuren der Speculation aus meinem Betragen, Uebung in der Kunst, viel zu reden und doch die grössere Hälfte meiner Gedanken zu verschweigen — das sind wenige Worte, die aber ein für mich unbeschreiblich schweres Studium andeuten. In alle dem bin ich ein Stümper. Wenig Jahre nur könnten mir noch dazu übrig sein; mir graut nicht vor der Arbeit, aber vor der Eile, mit der ich das Neue sammeln und darüber unfehlbar das Alte wieder einbüssen müsste. Mein jetziger Reichthum besteht in einigen Ueberzeugungen, die den Keim vieler folgenden zu enthalten scheinen.

1) Bezog sich darauf, dass Herbart einen Oldenburger Prinzen (Jördens, Nienburger Gymnasialprogr. 1860 S. 10) unter der Leitung seines Gouverneurs auf einer längeren Reise begleiten sollte, nach deren Beendigung ihm eine Versorgung in Aussicht gestellt war.

Sie sind gewonnen in drittehalb Jahren einer Musse, wie ich sie in meinem Leben nicht wieder erwarten darf, wo die Empfänglichkeit und Lebhaftigkeit des jugendlichen Geistes sich mit Umständen, mit einer Umgebung von Lehrern und Freunden vereinigte, die mir Muth und Zutrauen zu dem geben, was damals in mir erwachte. Aber Gedanken erzeugen entweder immer neue oder veralten und verschwinden. Jetzt erhebt mich eine innere Gewissheit über die Systeme unserer Zeit, das Fichte'sche so wenig, als das Kant'sche ausgenommen; sollte ich auch irren, so halte ich es doch für ein grosses Glück, ohne Führer und ohne Furcht ein eignes Feld durchwandern zu können, das sich bei jedem Schritte zu erweitern scheint. Blicke mir künftig einmal nur die Erinnerung, dass es nicht so gewesen sei — dass ich jetzt mit Mühe fremden Spuren nachzukriechen verurtheilt sei, ich glaube kaum, dass mich etwas dafür würde trösten können. Aber was ich nicht kenne, darüber habe ich kein Urtheil. Wie weiss ich denn, ob mir jener Verlust nicht tausendfach ersetzt werden würde? — Nehmen wir dies an; aber wie nun, wenn ich das Opfer gebracht hätte und der Lohn ausbliebe? Was ich auf meinem Zimmer aus Büchern Neues gelernt hätte, würde mich, wenn nun nicht wirklich der Anblick der Welt hinzukäme, nimmermehr entschädigen. Die Kenntnisse jener Art sind überdies nicht einmal Brodwissenschaften. — Oder, wenn die Reise wirklich vor sich ginge, aber bei dem Merkwürdigen vorbeiliete, nur Sehnsucht erregte, um ihr Zaudern bei langweiligen Cerimoniebesuchen unerträglich zu machen? Da, fürchte ich, würde ich mir umsonst Geduld predigen. Ohnehin bin ich genug durch Städte und Dörfer gefahren, um den blossen Gedanken des Reisens nicht mehr reizend zu finden. Nie habe ich mich elender, gepeinigter gefühlt, als an einigen langweiligen Reisetagen; sie haben in mir einen Ekel zurückgelassen, den ich mit nichts zu vergleichen wüsste. — Und wenn ich mich, so gut ich's vermöchte, vorbereitete, hätte aber dann nicht das Glück, Gnade vor dem Herrn zu finden? Oder irgend einmal nachher das Unglück, sie zu verlieren? Oder in mir selbst erwachte ein böser Genius und wollte sich mit der Versorgung, die mir nachher zu Theil würde, nicht befriedigen? Die Mittel, die innere Kraft, der Muth aber wäre nicht mehr da, mir selbst irgend wo eine andere Hütte zu bauen!

Verzeihen Sie, beste Eltern, dass meine Furcht lebhaft wird; ich wollte Ihnen ja sagen, wie mir ist. Sie tadeln mich dann, so stark Sie es nöthig finden.

Ist endlich wohl der friedliche Winkel an der Nordsee so sicher, wie bisher? Oldenburg grenzt an Ostfriesland, und Ostfriesland? — Und wäre ein Geist, der sich für den dortigen Hof geprägt hätte, wohl jetzt die allgemein gangbare Münze? Würde der — hinausgestossen in die Welt — so leicht seinen Platz wieder finden?

Die letztere Besorgniss dünkt mich bei einem Plane, der durch's ganze Leben geht, eine der wichtigsten, am wenigsten zweifelhaften — um so mehr, da ich ihr, sofern es immer möglich ist, ganz entgehen zu können glaube.

Wenn es mir erlaubt ist, noch eine Weile nur von mir und von der Zeit fortzusprechen: — würde wohl ein Mensch, dessen Begriffe nach allen Seiten hin sich zu entwickeln streben — der aber, im Gefühl seiner Unfähigkeit, und durch warnende Beispiele geschreckt, hierbei nichts so sehr scheut, als Uebereilung, dessen Ahndungen sich also nur sehr langsam zu Ueberzeugungen läutern, der sich hingegen durch Alles, was schnell, plötzlich gehen soll, unvermeidlich in ohnmächtige Zerstreung gestürzt fühlt, würde er sich etwas mehr wünschen können, als eine lange Reihe von Jahren hindurch Musse genug und beständige äussere Veranlassung zu haben, die ihn aus sich schöpfen hiesse, was er nur könnte, und ihn in einer vorsichtigen Anwendung zugleich Bewährung, Berichtigung oder Widerlegung finden liesse? Wenn er so im Geleite der Erfahrung, der Literatur alter und neuer Völker und des eignen Denkens nach und nach in zusammenhängender Folge die fruchtbarsten und schönsten Felder der gemeinnützigen Wissenschaften durchwandert wäre, allenthalben das Bleibendste, Unentbehrlichste, Nützlichste, Wahre und Gute aufgesucht, vielleicht manches Neue gefunden hätte, und damit die Uebung verbände, es klar und einleuchtend wieder mitzutheilen: — würde er nicht, auch nach dem wunderbarsten Wechsel der Zeiten, manche Plätze finden, wo man ihn brauchen könnte, oder würde er sich nach solcher Vorbereitung nicht mit Leichtigkeit in mancherlei Lagen, Umstände, Geschäfte zu fügen, oder endlich mannigfaltige Beschwerden ruhig zu ertragen und noch mehrere Glücksgüter harmlos zu

entbehren wissen? Wenn ihm überdas, um ihn vor einseitiger Verschlossenheit zu schützen, und um ihn für sein stilles Thun gegen das Ungewitter da draussen ein Dach, das doch die Aussicht nicht sperrt, zu geben, eine Familie einen Platz in ihrer Mitte anböte — eine Familie, in der er sein Herz und seine Achtung schon tief gewurzelt fühlte — in der ihm alles an seinem Platze, alles möglichst wohlgeordnet erschiene — deren Grundton Eintracht, gegenseitiges Wohlwollen und Zufriedenheit wäre — die ihm den Menschen, der sein wichtigstes Studium ausmacht, beinahe in allen Altern und Geschlechtern darstellt, und in ihrem Haupte ihm ein allgemein anerkanntes Muster der geprüfsten sittlichen Grösse vorhielte: — wenn dann noch genauere Freunde mit ihm und neben ihm die gleiche Arbeit mit gleichem Interesse und ungefähr gleichen Kräfte trieben, ihn zum Wetteifer belebten, und zugleich durch Rath und Beispiel unterstützten; wenn andere Freunde vor seinen Augen in der Welt handelten, und ihn von ihrem Thun und ihren Beobachtungen unterrichteten; wenn der Wohnplatz selbst einer der schönsten der Erde, in unruhigen Zeiten ein Schauplatz der grossen Begebenheiten, in ruhigen der Sammelplatz der ganzen reisenden Welt wäre: — wenn endlich durchaus keine unauflöbliche Verbindlichkeit von sehr veränderten Umständen oder Gesinnungen drückende Fesseln befürchten liesse? — Mein Vorschlag liegt vor Ihnen, geliebte Eltern — ein 8 bis 10jähriger Aufenthalt in Hrn. S.'s Hause. Ohne noch von der grössten, auffallendsten Bedenklichkeit hierbei zu reden, lassen Sie mich Ihnen erzählen.

Schon im vorigen Sommer — da nach den ersten Monaten der Zweifel, ob es nicht ein Traum sei, dass ein wunderbares Schicksal mich wie durch die Luft an den erwünschtesten Ort gebracht habe, sich allmählich in einen angenehmen Glauben auflöste, schon damals fing ich an, mir dieses Haus als meine Werkstätte zu denken, in der es mir vergönnt sein möchte, ganz unbestimmt so lange an mir und an Andern zu arbeiten, bis ich mich und sie fertig hielte, in die Welt zu treten. Die Hoffnung auf jene Versorgung in meinem Vaterlande war damals noch so schwach und zweideutig! Aber als nun Ihr Brief kam, stellte sich mir Ihr Vorschlag in allem seinen Glanze dar. Ich fühlte die Lust, weit, weit umherzusehen und zu fahren; ich fühlte im Voraus die Freude, künftig einmal

nicht als Grübler, sondern als einer, der Welt und Menschen gesehen hat, ein Wort reden zu dürfen.

Auf der andern Seite zweifelte ich an den Anlagen meiner Zöglinge, fand als Hauslehrer meine Zeit manchmal zu beschränkt, fürchtete die Furcht des Herrn St. über seine Zukunft.

Bei näherer Ueberlegung verschwand indessen jene Lust vor den Besorgnissen, die ich vorhin äusserte. Unter meinen Zöglingen hatte ich weniger auf L. zu sehen: er ist zu den Forstwissenschaften bestimmt, ganz seinen Neigungen und Anlagen gemäss — bleibt also wohl nicht lange unter meiner Aufsicht. Carl und R., die ich bisher seinetwegen vernachlässigt hatte, musste ich genauer kennen zu lernen suchen. Ich prüfte sie einige Wochen lang, und fand — zwar keine Genies, die alle Erziehung unnöthig machen oder abstossen, keine solche Reizbarkeit, die jeden Eindruck durch und durch fühlt und sich so einprägt, dass man einmal gemachte Erziehungsfehler nicht wieder zu bessern hoffen kann — aber doch gesunde, sehr bildsame Anlagen, und besonders bei Carl viel mehr Kopf und mehr Anhänglichkeit an mich, als ich erwartet hatte, und einen Grad von gutem Willen, der allein für ein sehr grosses Talent gelten kann. Seine Erziehung kann beinahe nicht wesentlich verunglücken; er ist von aussen nicht leicht in Bewegung zu setzen, fasst langsam und ist zuweilen sehr eigensinnig; aber innerlich hegt er ein tiefes Gefühl für das Rechte und Gute, und eine ruhige aber immer strebende Wissbegierde. Sein Kopf reicht mir gerade hin, um mit ihm Griechisch und Buchstabenrechnung mit recht gutem Erfolg zu treiben. In seinem Beispiele glaube ich die Bürgschaft zu finden, sein kleiner 8jähriger Bruder, der Alles nachahmt, werde mir auch nicht missrathen; er ist fast ganz das Gegentheil von jenem, äusserst lebhaft, aber eben so unbeständig jeder Lust und jedem Schmerz hingegeben, zu kleinen Unwahrheiten geneigt, reizbar, aber ohne Tiefe, leicht fassend, aber zum Lernen zu bequem. Doch habe ich ihn schon gewöhnt, dass er stundenlang nicht blos sitzen, sondern wirklich thätig sein kann, und ungeachtet der damit verbundenen Anstrengung freut er sich doch am Clavier, am Homer, an der Kenntniss der Blumen und am Vorlesen aus Kinderschriften.

Die Proben mit Carl hatten in jeder Hinsicht einen so ganz erwünschten Ausgang, machten mir ihn, und, wie ich deutlich sah, ihm mich so lieb, deuteten so sehr auf die Möglichkeit eines künftigen sehr schönen Verhältnisses unter uns hin — welches ich erst jetzt mir zu bereiten anfangen kann, da Ludwig mir mehr Zeit lässt — dass von der Seite mir kein Zweifel übrig blieb. Ob aber nicht dennoch mein Wunsch ein Traum sei — so sehr ein blosser Traum, dass ich Ihnen, geliebte Eltern, auch nicht einmal davon reden dürfte — ob Herr St. und seine Frau mir Hoffnung machen würden, mich auf lange Jahre gern als ihren Hausgenossen dulden zu wollen und dulden zu können — ob sie mir Zeit genug zum eigenen Arbeiten zugestehen würden, das waren für mich grosse Fragen. Das verbindliche Betragen der Eltern gegen mich, ihr bisheriger Beifall konnte doch neben manchen geheimen Beschwerden bestehen, die sie verhindern würden, mich so gleichsam in ihre Familie zu verpflanzen. Die Erziehung der beiden Knaben ganz vollenden zu können, musste ich als den wesentlichen Theil meines Wunsches ansehen, ich musste den ganzen Kreis eines planmässigen Unterrichts mit ihnen durchlaufen können, um am Ende desselben mir selbst eine gewisse Vollendung versprechen zu können, die als umfassende Vorbereitung auf meine beiden noch zuletzt nachfolgenden Universitätsjahre mir ein ferneres Fortkommen nach meinem Wunsche so sehr als möglich sicherte. Herr St. musste einen encyclopädischen und gründlichen, nicht einen oberflächlichen oder auf irgend einen besondern Stand seiner Söhne abzweckenden Unterricht von mir wollen. — Ob er geneigt sein würde, mir das Alles schon jetzt zu versprechen? Ich legte ihm meinen Fall vor, nannte ihm Ihre Wünsche und Hoffnungen fragte ihn, ob, im Fall Sie Ihre Zustimmung gern und ganz geben würden, er es wohl mit mir wagen wolle, mir jetzt die Erwartung zu geben, dass ich auf die angegebene Weise meine angefangene Arbeit ganz würde zu Ende bringen können? Ob ich mich wohl der speciellen Aufsicht entziehen und meine eigentliche Verpflichtung darauf beschränken dürfe, regelmässig 6 Stunden täglich mit seinen Söhnen zuzubringen? Ob er mir wohl jährlich ungefähr 6 ganz freie Wochen zu eigener Arbeit erlauben wolle? Ob die Hoffnung nicht leiden würde, etwa in ein Paar Jahren meine Eltern zu besuchen? Wenn ich in

späteren Jahren seine Söhne dahin gebracht haben sollte, dass sie ohne ihren Schaden auf ein halbes Jahr etwa sich durch eigne Arbeit einen Lehrer ganz entbehrlich machen könnten, — ob es mir dann freistehn würde, mich für diesen Zeitraum aus dem Hause zu entfernen? Ob ich wohl dies alles nur als unsere jetzige gemeinschaftliche Erwartung ansehen dürfe, die sich bei einem Jeden nur mit Rücksicht auf den Vortheil der Uebrigen ändern werde? „Verbindlichkeit“, fügte ich hinzu, „möchte von jeder Seite drückend sein, da wir nicht wissen können, wie vielleicht Lage, Meinung und Ueberzeugung bei uns sich wenden möchten. So viel Wahrscheinlichkeit wünschte ich, dass dieselbe mein jetziges Thun vor meinen Eltern und vor mir rechtfertigen könne.“ — Wir sprachen über das Einzelne, besonders über den Nutzen, Schaden und möglichen Ersatz der Aufsicht — dann bejahte Herr St. meine Fragen, so schnell, so heiter und unbedenklich, dass ich frohen Muth zur Arbeit mitbringen kann. Endlich fragte ich ihn noch, ob er nicht etwa das, was ich jetzt thäte, überhaupt für Thorheit halte? Ob es nicht unklug sei, in diesem Zeitpunkte auf viele Jahre voraus zu rechnen, und ein so langes, stilles, friedliches Werk anzufangen? Er fand das nicht so, mit ausgezeichnete Güte ging er in meine Verhältnisse ein, und von den seinigen sagte er mir, es sei zwar jetzt alles unsicher, aber wenn man nicht geradezu die Einzelnen aussage, werde er es länger aushalten können, als mancher Andere. Ueberhaupt hat Herr St. bei allem Interesse für sein Vaterland eine Ruhe in eignen Geschäften, die selbst durch die Revolution nur sehr wenig gestört worden ist. In der ohnehin einfachen Lebensart dieses Hauses zeigt sich einige Einschränkung, aber ein ziemlich beträchtlicher Bau zu Märchligen, um der anwachsenden Familie mehr Platz zu schaffen, geht immer ungehindert fort. So in allen Dingen. Solche Fassung, Mässigung, unangegangene Energie ist gewiss nur durch die vollkommenste Gewissensruhe und Einigkeit mit sich selbst möglich. Dahin zu kommen — wäre mehr als alles Wissen und Denken.

Sie werden nun bestimmt wissen wollen, welche Aussicht ich mir auf diesem Wege eröffnet glaube. Eine Versorgung, die mir nach einer solchen Vorbereitung nicht fehlen kann, glaube ich in einer philosophischen Professur zu finden. Fichte's wiederholte Zeugnisse und wohl mehr noch die Proben,

die ich mir selbst abgelegt habe, scheinen mich zu versichern, dass, wenn mir irgend etwas gelingen könne, es die Speculation sei. Befriedigen mit dem, was unsere berühmten Männer geleistet haben, kann ich mich unmöglich; selbst die Richtungen die sie nehmen, entfernen sich weit von dem Wege, der ziemlich bestimmt vorgezeichnet, als derjenige vor mir daliegt, auf dem man sich zunächst versuchen sollte. Eben so wenig Zutrauen kann ich ihrer Art, zu arbeiten, abgewinnen. Vorlesungen und Schriften ankündigen über das, was man zum Theil noch erst erfinden will — dann unaufhörlich polemisieren gegen die, welche halbe Wahrheiten völlig missverstanden und unglücklich angegriffen — endlich sich öffentlich für einig erklären mit denen, welche für ganz abweichende Meinungen übereinstimmende Worte gebrauchen — das sind traurige Beweise, wie selten glückliche Ideen und eine günstige Lage zu ihrer Entwicklung und Reife sich beisammen finden. Betrachte ich ferner, wie wenig sich unsre Philosophen um die Bekanntschaft mit den Wissenschaften, die sie durch Philosophie beleuchten und begründen — mit den Verhältnissen des Lebens, die sie dadurch bessern wollen, zu bekümmern pflegen — wie sehr ihre Zuhörer unter den Lehrern nach dem Vortrage zu wählen pflegen, und wie die Lehrer so ganz den Vortrag über die Sache zu vergessen scheinen, so dünkt mich der philosophische Standpunkt unsers Zeitalters nicht so hoch, dass er mich abschrecken könnte, nach zehnjährigem treuen Fleisse und möglichster Vermeidung jener Abwege eine philosophische oder mathematische Lehrstelle als meine sichere Aussicht anzusehen. Denn die Mathematik wird mir, schon wegen ihrer nahen Verbindung mit der Philosophie, fast ebenso wichtig sein, wie diese selbst. Zu diesem Zwecke würde ich mich einige Jahre vorher mit Vorsicht beim deutschen Publikum um das Bürgerrecht in der literarischen Republik bewerben. — Vielleicht aber würden sich gegen die Zeit noch andre frohere Pfade durchs Leben darbieten; vielleicht würde ich zugleich fähig geworden sein, in eine politische Sphäre einzutreten, vielleicht würde ich dann, nachdem meine Ueberzeugung befestigt, meine Blicke auf die Welt ihre Richtung erhalten hätten, wünschen, was ich jetzt fürchte; gute Gelegenheiten mancherlei Art würde ich dann hoffentlich zu benutzen, so wie zu entbehren wissen. Das Universitätsleben halte ich wenigstens gar nicht für

ein so einziges Glück, dass sich nicht tausend fromme Wünsche so gut bei diesem als bei jedem andern Stande aufdringen müssten. Mehr oder weniger werde ich mich den Staatswissenschaften, schon meiner Zöglinge wegen, in den letzten Jahren ihrer Erziehung nähern müssen; denn obgleich ihr Vater ihnen die Wahl ihrer Bestimmung grösstentheils selbst zu überlassen entschlossen ist, so vermuthe ich doch, dass wenigstens Carl sich irgend einmal in die Nähe eines Staatsruders sehnen, und eben dadurch auch die Wünsche seines Vaters am besten befriedigen wird. Interesse für Politik und Jurisprudenz, sowohl für die Theorie als für die Anwendung, fehlt mir auch sicherlich nicht. Meine Philosophie — lassen Sie mich das Wort übersetzen, damit es nicht hart klinge — mein Streben nach Wahrheit — will sich nicht bloß unter Idealen herumtreiben, es möchte vor allen Dingen begreifen — also auch sehn, aber nicht bloß sehn — was der Mensch ist, wie er es ward, und wie er es mehr werden kann: — es ist dabei viel zu schüchtern im dunkeln Reiche der Abstraction, als dass es nicht gern allenthalben bei der Erfahrung und Geschichte Bewährung und Bestätigung suchen sollte. Und was könnte hierzu wichtiger sein, als die Kenntniss der Staatsverfassungen und Gesetzgebungen in den Gesetzbüchern selbst zu suchen? Gewiss, es wäre ein schlechtes Zeichen für mich, wenn nicht irgend einmal in meinem Leben die corpora juris meine Hauptlectüre würden. Aber ein solches Studium, welche Vorarbeiten mag es fordern! Aus den Rechtslehren aller der verschiedenen Zeitalter Stücken mitten herausreissen, um die sonderbare Zusammensetzung des heutigen deutschen Gerichtsbrauchs auswendig zu lernen — dann sich in eine Praxis vertiefen, die, so belehrend sie sonst sein könnte, doch wenn sie zu früh eintritt, die Nachforschungen hemmen und den Geist mehr betäuben als aufklären dürfte — — Sie sehen, bester Vater, was mich, bei immer steigender Vermehrung für die Jurisprudenz, doch das eifrige, wahre Studium derselben immer länger aufschieben machte; Sie begreifen meine Furcht, dass ich zu einer baldigen juristischen Praxis (bald nenne ich vor meinem mich einigermaßen befriedigenden Studium der Philosophie und verwandter Wissenschaften) — schwerlich, schwerlich einem ruhigen, unzerstreuten Sinn, einen emsigen, pflichtmässigen Amtsfleiss mitbringen möchte.

Hier finde ich mich bei dem, was ich vorher übergang, um Ihnen zuerst die Möglichkeiten darzulegen, unter denen wir zu wählen haben.

Zwischen Bern und Oldenburg streckt Deutschland sich aus in seiner ganzen Länge — das würde meiner Ueberlegung eine andere Wendung gegeben haben, sähe ich eine Art und Weise, wie wir zusammenleben könnten, ohne uns den Genus davon zu verbittern. Es würde mir sehr, sehr wehe thun, meine theueren Eltern, wenn Ihnen das ein Beweis wäre, dass ich Ihnen missrathen sei. Sie haben gesehen, wie ich das geworden bin, was ich nun bin; Sie haben mit aller Güte meiner Neigung ihren Lauf gelassen, weder Sie noch ich konnten berechnen, wohin, wie weit das führen werde. — Ich hoffe nicht, dass man irgend wann oder irgend wo in mir gefunden hat, was man einen unruhigen Kopf nennt; aber ich weiss nicht, ob ich es werden würde, wenn ich plötzlich in die Bahn der heimischen Beförderung eintreten sollte. Ob ich nicht immer nachsinnen würde, was ich wohl anderwärts, unter anderen Umständen, gedacht und gethan hätte! — Sagen Sie mir, geliebter Vater, geliebte Mutter, ist es Ihnen traurig, scheint es Ihnen gefährlich, dass der Weg, den ich bisher so langsam für mich fortgegangen bin, nun noch immer länger sich fortzieht, dass ich mich nie entschliessen kann, umzukehren? Kaum kann ich mir das vorstellen, denn Sie selbst wollen mich in die weite Welt hinaustreiben. Bei jener Reise wäre die Wahrscheinlichkeit unsers Zusammenlebens nicht viel grösser. Vorher — nachdem mein noch übriges Jahr hier verflossen wäre, müsste ich ohne Zweifel meine Zeit auf Universitäten, in der Nähe von Gelehrten und grossen Bibliotheken zubringen, um mich theils auf die Reise, theils auf das künftige Amt vorzubereiten — denn lange könnte die Reise doch wohl nicht mehr aufgeschoben bleiben. Nachher — bei dem dunkeln Nachher fällt mir unwillkürlich der Sturm aus Westen ein, der uns wohl plötzlich ostwärts verschlagen möchte, da wir dann etwa in Petersburg hängen bleiben würden — das Traurigste, was ich mir denken könnte, — und doch, wenn ich nicht irre, so sehr denkbar! Ein Exil, wo ich keinem Menschen mittheilen, aus keinem neuen Buche lernen könnte — denn der Kaiser verspricht ja der wohlgebornen Jugend eine eigne Universität, auf dass sie nicht in Deutschland angesteckt werde. Herausgerissen aus meinen

eigenen Gedanken, fremder Hülfe beraubt — halten Sie meiner Einbildungskraft ihre Ausschweifung zu Gute!

Ein Besuch zu Ihnen bliebe mir auch von hier aus gewiss. Herr und Frau St., die beide die angelegensten Besorgnisse äusserten, Sie möchten ungern einwilligen, kamen mehrmals auf diesen Besuch zurück; Reisegesellschaft, um die Kosten zu theilen, fände sich von der Schweiz aus gewiss leicht, wenn irgend die Ruhe hergestellt wäre. Mehrere jenaische Professoren haben Reisen hierher im Sinne. Wie viele Andre werden nur auf einen bessern Zeitpunkt warten! Ludwig geht wahrscheinlich in einem oder ein Paar Jahren nach Deutschland, um eine öffentliche Anstalt zu besuchen. —

Gehörte ich Niemandem an, so wäre ich so viel mehr hier gebunden. Der mannigfaltigen Güte, deren ich hier genossen habe und deren ich so viel mehr wirklich geniessen konnte, weil ich es ihr ansah und anfühlte, dass sie von Herzen und aus dem Wohlwollen herfloss, welches den Ton des Hauses überhaupt angeht und womit Herr und Frau St. beide Heiterkeit, Rath und Hülfe allenthalben, so viel sie können, freundlich verbreiten — dieser Güte ist der wirkliche Vortheil, den meine Zöglinge von mir gehabt haben, nicht angemessen. Manches, das eben im Werden begriffen war, zerstörten die Umstände; manches Andre würde wenig Werth haben, wenn es nicht Mittel zu weiteren Fortschritten wäre. Von einem Nachfolger wäre nicht leicht zu erwarten, dass er in meinen Plan einträte, vielleicht würde er sich nicht einmal darein finden können. — Eine Erziehung, die dem Anschein nach glücklich genug angefangen ist, gegen deren Fortsetzung kein Hinderniss Misstrauen erregt, freiwillig abubrechen, wäre ohne vorgängige gewissenhafte Erwägung der Umstände gewiss unverzeihlicher Leichtsinns. — Sind die allgemeinen Klagen über gehemmte Bemühung, Gutes zu wirken, nur ein Wenig gegründet, so muss eine Gelegenheit, wie die meinige, aus allen Kräften zu arbeiten — mit vollen Segeln, wie Böhlendorf sich ausdrückt, zu schiffen — und dabei die Sorge für sich und die für Andre in Einer Arbeit zu umfassen, in allen Ständen und Lagen des Lebens ein ausserordentlich seltnes Glück sein. — Ginge ich übers Jahr von hier, nähme ich das Bewusstsein auf mich, vielleicht erregte Erwartung getäuscht, sehr wahr-

scheinlich viel Zeit und Anstrengung für nichts aufgewandt zu haben — was würde ich dann weiter zu thun haben?

Eine ungewisse Hoffnung würde mich an jene Reise-studien — meine Neigung, aber ohne den Muth, in der kurzen übrigen Zeit etwas Bedeutendes zu leisten, an die Philosophie — die Sorge für die Zukunft an die Jurisprudenz — ein gleichfalls jetzt unzuverlässiger Erwerb — hintreiben wollen. Welcher entscheidende Grund könnte mich dann so bestimmen, dass nicht Unbefriedigung, Zweifel, Besorgniss mich verfolgte, wohin ich mich auch wendete?

Von meinen Freunden höre ich nur einstimmige Billigung und Glückwünsche; Muhrbeck, der im Herbst zu einer philosophischen Professur nach seinem Vaterlande zurückkehrt, nennt mich beneidenswerth.

Meine Betrachtungen habe ich Ihnen, meine theuren Eltern, jetzt dargelegt; ich setze nichts weiter hinzu, als die wiederholte Bitte, dass Sie Sich in mich, aber auch mich in Sie hineinversetzen mögen.

Wir schalten hier Herbart's Bericht über eine Reise in die Alpen ¹⁾ ein.

Wo der ewige Winter in tiefe Thäler hinabsteigt — wo aus nächtlichem Dunkel das Metall bei der Lampe des Bergmanns hervorglänzt — wo die äussersten Wohnungen der Menschen die letzten Zufluchtsörter der Gemsen begrenzen, da bin ich gewesen. Ich habe gesehn, wie milde Regenbogen in brausenden Wasserfällen schimmern; wie eine stärkere Menschengattung den rauhesten Klippen Nahrung abzwingt, wie Wohlstand und Frohsinn den Kampf mit der Natur belohnen. Ich selbst fühle mich rascher, stärker; kaum konnten mich die Höhen der Scheideck und der Wangernalp ermüden; die drei gepriesenen Thäler Lauterbrunn, Grindelwald und Hasli gaben auch mir neues Leben.

In der Nähe des Briener Sees hatte ein reissender Waldstrom ein ganzes Dorf verwüstet; dies gab die Veranlassung zu meiner Wanderung. Der Hr. Landvogt Steiger, der ehe-

1) Aus Herbart's literar. Nachlass mit Genehmigung der Frau Hofrath Herbart mitgetheilt.

mals jene Gegend verwaltete, und zu dem man noch oft von dorthor wallfahrtet, um einen „väterlichen Rath“ zu holen, reiste dahin, um im Namen der Regierung den Unglücklichen zu helfen. Er liess sich von seinen beiden ältesten Söhnen und mir bis Interlaken begleiten. Hier ist der Eingang zu den Bergklüften, worin jene Thäler liegen, und von hier aus setzten wir unsre Reise allein weiter fort.

Ungefähr 8 Tage vorher, ehe wir unsern Weg antraten, gab der Hr. Landvogt die Erlaubniss dazu. Nun wurden Bücher, Landkarten, Zeichnungen zu Rathe gezogen, mit den Nachrichten der Bücher verglichen die Knaben, was sie sich von ihrem ehemaligen Aufenthalte daselbst erinnerten; Herr Pfarrer Wyttenbach zeigte uns seine mineralogischen Merkwürdigkeiten aus der dortigen Gegend, und vorzüglich wurde täglich über das Wetter Rath gehalten. Schon hatte die Dürre 14 Tage lang angehalten, noch immer zeigte sich kein Wölkchen; der Himmel schien uns allen Regen aufzusparen. Erst am Tage vor unsrer Abreise überzog er sich, ein heftiger Wind drohte mit einem furchtbaren Wetter. Es ward wieder nichts; am letzten Julius Morgens früh fuhren wir bei völliger Heitre von Märchligen aus. Zwischen fruchtbaren Feldern und Wiesen, auf denen hie und da schöne Landhäuser zerstreut liegen, durch eine Allee von Kirschbäumen, die nur von wohlhabenden Dörfern unterbrochen wird, kamen wir den hohen Schneespitzen immer näher, von denen die aufgehende Sonne zurückstrahlte. In Thun sahen wir die Aussicht vom Schloss, auf den Ausfluss der Aar aus dem See; die Stadt selbst zieht durch ihr Aeussres die Aufmerksamkeit wenig auf sich. Wir setzten uns zu Schiffe und fuhren vor Oberhofen vorbei, wo die Eltern meines Freundes May wohnen; meine neugierigen Augen suchten sie umsonst am Fenster. Die beiden Ufer des Sees machen einen reizenden Contrast; an der einen Seite senken sich sanfte Wiesen, Rebhügel und Wäldchen herab, längs der andern zieht sich die steile Felsenkette des Stockhorn hin. Bald war sie hinter uns, auch das Schloss Spietz, das Dorf Aeschi, die triangelförmige Fläche des hohen Niessen gingen neben uns vorbei; die Aussicht auf den Eiger und den Weg über die Gemmi verlor sich hinter den nähern Bergen während eines heitern Gesprächs, wodurch der Hr. Landvogt den Weg verkürzte. Der See war zurückgelegt, beim neuen Hause am

Ufer empfing uns eine alte Kutsche, die sich seit einiger Zeit in Interlaken von einem Landvogte auf den andern fortgeerbt hat, und brachte uns bequem und schnell dorthin. Ein Bekannter erschien nach dem andern; Freude, Zutrauen, herzliche Anhänglichkeit war auf ihren Mienen und in ihren Reden; einer drängte den andern mit seinen Erzählungen, und Hr. Steiger ging mit solcher Gefälligkeit in alles ein, dass er für die armen Schüsseln, deren der Wirth eine unendliche Zahl aufsetzte, gar keine Zeit übrig behielt. Ein Stück gebratene Gams ward eingepackt, um nach seiner Heimath zurückzukehren, und oben auf der Wangern-Alp von uns verzehrt zu werden. Nach Tische fanden wir nun alles mit Wolken bedeckt, der lang gefürchtete Regen strömte von den Bergen herab. Nachmittags um 5 Uhr gab indess ein Sonnenblick das Zeichen zum Aufbruch, wir nahmen Abschied von Hrn. Steiger und traten in das enge Lauterbrunner That ein. Dieses läuft rechtwinklig aus dem von Interlaken südwärts, dahingegen das letztere von Westen nach Osten gerichtet ist und vom Briener- und Thunersee eingeengt wird, welche von beiden Seiten zwischen den parallelaufenden Gebirgen hereintreten. Unser Weg führte an der Lutschine hinauf, deren ganzer Lauf beinahe nur eine Cascade ist, und die beständig einen starken Dampf und einen kalten Wind vor sich her treibt. Durch die hohen bewaldeten Felsenmauern blickte anfangs der nackte Scheitel der Jungfrau herdurch; Schade nur, dass alles sich bald in feuchten Nebel einhüllte. Carl war beständig mit frohen Erinnerungen aus seiner Kindheit beschäftigt, er hatte unaufhörlich zu erzählen und machte mir viel Freude. Als es aber immer dunkler wurde und der Nebel unsre Kleider immer mehr durchdrang, verstummten wir Einer nach dem Andern, und eilten dem Wirthshause zu, das uns mit Speise und Trank und Schlaf viel besser erquickte, als man in einer solchen Schlucht hätte erwarten sollen. Aber die Nähe des Staubbaches, den man vom Fenster aus sieht, hat hier, seitdem das Reisen Sitte geworden ist, Tisch und Bette gar mächtig reformirt, sowie man überhaupt in der Schweiz im Ganzen weit besser und weit kostbarer bewirthet ist, wie in Deutschland; nur muss man sich schlechtmöblirte, ungemalte Zimmer mit hölzernen Decken gefallen lassen, welches so viel unangenehmer ist, je mehr die Natur

das Auge des Fremden an das Schöne gewöhnt. — In der Nähe des Wirthshauses zu Lauterbrunn sind einige herrliche Standpunkte, um die Hütten, die Wäldchen von Laubholz am Strom und auf der Höhe der Gebirge, mit den senkrecht ins Thal herabsteigenden Kalkfelsen und den vielen herabstürzenden Wasserbächen, zu schönen Landschaftspartien vereinigt zu sehen. Vorzüglich freute mich die Aussicht vor der Chorbalmhöhle, die dem Staubbach gerade gegenüber liegt; unter ihrer Wölbung, welche die Landshaft wie ein Rahmen einfasste, sah ich das berühmte Farbenspiel im Staubbach, einen der stärksten Fälle der Lütchine, das Dorf Lauterbrunn und einige der schönsten Felsen und Baumgruppen. Die Chorbalmhöhle selbst — das erste, was wir am folgenden Morgen besuchten — soll von einem Menschen, der hier grosse Krystalle zu finden hoffte, in den Berg gegraben sein. Wahrscheinlich verführten ihn zu dieser Hoffnung die vortrefflichen Kalkspathe, die man hier in grosser Menge findet und die unsre Mineralien-Säcke, welche vorzüglich für das Bergwerk mitgenommen waren, schon fast halb füllten. Denn Ludwig und Carl fanden nach jedem schönen Steine einen noch schönern und wollten lieber ihre Schnupftücher zu Hülfe nehmen, als von den schon gesammelten etwas zurücklassen. In das Innere der Höhle hineinzugehen, verhinderte uns der enge, steile, verschüttete und vom durchsinternenden Wasser feuchte Weg; auch eilten wir lieber zum Bergwerke, das 2 Stunden weiter hinten im Thale liegt. Der Weg dahin erhebt sich nach und nach; allmählich verschwinden die Erlen, Buchen und Ahornen; rechts sieht man ungeheure, von den Höhen herabgestürzte Granitblöcke liegen, das Gebirge selbst hat hier statt des Kalks Gneiss und Hornstein, worin die Bleierze brechen; auch ist weisser Schwerspath eingemischt. Dem Fusse der Schneespitzen gegenüber, in einer von Tannen spärlich besetzten, wilden Gegend liegt das Bergwerk, welches hauptsächlich Blei, zum Theil Silber, auch Zink giebt, den man aber nicht benutzt. Die Erzgänge haben sich aber jetzt verloren; man unternimmt eine lange und kostbare Arbeit, um sie wieder zu finden. Von dem grössten Stollen aus, der horizontal in den Berg hineingeht, macht man hinten zwei Kreuzwege nach beiden Seiten hin; alles wird mit Pulver gesprengt, wobei ein solcher Wind durch den

Stollen fährt, dass alle unsre Lämpchen bei einem solchen Schusse verlöschten, ungeachtet wir nach der Warnung der Bergleute die Hände vorhielten. Schon seit 4 Wochen arbeitete man Tag und Nacht an den Kreuzgängen, und doch waren nur erst wenige Schritte gewonnen. Vor dem Eingange des Stollens, auf der sogenannten Halde, liegt das ausgegrabne Erz und erwartet die Zeit, da man genug gefunden haben wird, um es mit Vortheil aussuschmelzen. Vorläufig steht es den Mineraliensammlern offen; wir wurden hier so reich, dass wir unsre Schätze kaum nach Hause tragen konnten, und dass uns die Wirthin gleich noch einen Sack nähen musste, damit auf unserer fernern Reise den Taschen und Schmuftüchern nicht gar zu viel zugemuthet würde. — Der Bergwerksaufseher, Hr. Schlatter, zeigte uns mit vieler Gefälligkeit die Schmelzöfen und beschrieb uns, so gut als möglich, die verschiedenen Arbeiten, wodurch das Erz dazu vorbereitet wird, das Pochen, Schlichen und Rösten. — Auf dem Rückwege liessen Carl und ich uns noch vom Regen des Staubbachs durchnässen, der, unten am Fall gesehen, so klein er auch diesmal war, der erstaunlichen Höhe wegen, die über 900 Fuss beträgt, doch einen grossen Eindruck macht.

Nach einer zweiten Nacht, die wir in Lauterbrunn zubrachten, machten wir uns früh Morgens auf den Weg über die Wangern-Alp, wobei man von der Höhe die schönsten Aussichten auf die Kette der Berner Eisgebirge haben soll. Wir erblickten statt dessen, einige Partien des Thales abgerechnet, wodurch der erste Anfang des Weges interessant ward, fast nur ungeheure Wolkengebirge unter und neben und über uns, die der Wind beständig hin und her trieb, und durch welche hie und da wunderbare Sonnenlichter auf die Gegend fielen. Die erste steile Wand, welche an der einen Seite das Lauterbrunner Thal einschliesst, ist bald erstiegen, und der schwierigste Theil des Weges ist in der That jetzt zurückgelegt; denn nun wendet er sich seitwärts durch eine schmale, aber lange, grüne, gegen das Thal hin nur wenig abhängige Flur; näher der Spitze, wo die Wälder aufhören, wird er wieder steiler, und oben findet man einen gewölbten Berg Rücken, der immer noch mit dem schönsten Futter für das Vieh bewachsen ist. Hier, in einer Höhe von ungefähr 9000 bis 10,000 Fuss über der Meeresfläche, etwa $\frac{2}{3}$ von der Höhe

des Mont-blanc's, und auf ähnlichen umliegenden Gipfeln werden die Käse verfertigt, welche so weit umher von lüsternen Gaumen verschrieben werden. Die Sommerpalais der Hirten dort oben bestehen aus einem Quadrat, welches für einen ungeheuren Milchkessel, einiges hölzerne Geräthe und 2 oder 3 Männer gross genug ist; davor sind an zwei Seiten noch ein Paar kleine Hallen. Um uns zu Mittag mit Rahm, Käsemilch und Zieger zu bewirthen, setzte man statt des Tisches ein dickes, oben ebnes Stück von einem Baumstamm in die Halle, bedeckte es mit einem reinen Tuche von grober grauer Leinwand, brachte mit dem Rahm und Zieger (einer Art weichen Käses) 3 hölzerne Löffel und 1 kleines Messer, das ehemals von einer Hobelbank verworfen zu sein schien, und 3 Stühle — ja die Stühle muss ich, trotz ihrer ausserordentlichen Simplicität, etwas genauer beschreiben. Man denke sich die Hälfte von einem cirkelrunden Brete, in der unten ein ganz kurzer Stock oder Stab steckt und die zu beiden Seiten mit Bändern versehen ist, welche man nach Gefallen um den Leib binden und dann mit seinem Stuhle laufen kann, wohin man will. Der Stock macht mit den beiden Füßen des Sitzenden 3 Füsse, und so ist man nun in einer glücklichen Mitte zwischen Stehen und Sitzen, wovon diejenigen, die nie andre als vierfüssige Stühle kannten, schlechthin keine Idee haben können. Frei und gelenkig kann man sich links und rechts drehen und schaukeln; nur ein Wenig Vorsicht bedarf's, damit das hölzerne Bein nicht gleite. — Man ist hier am Fusse der nackten und völlig schroffen, an ihren abhängenden Seitenflächen mit Gletschern und Schnee bedeckten Felsen, welche das Jungfrauenhorn ausmachen. So nahe man auch die Spitzen der Jungfrau, des Mönchs und Eigers hier hat, so selten liess der vorbeiwehende Nebel sie durchschimmern. Das Spiel des Windes trieb ihn nach allen Richtungen, oft nach entgegengesetzten zugleich, hin und her. Uebrigens schienen mir diese Berge hier und in Grindelwald bei weitem weniger schön, als in Märchligen, wo man die Häupter der ganzen Kette, an heitern Tagen gleich unkörperlichen Lichtgestalten über einem feinen Dunste schweben sieht, der den Fuss verbirgt und das Auge fast eine Durchsicht in eine unendliche Ferne glauben macht. Aber man muss in Märchligen gewohnt haben, um zu begreifen, wie jemand auf jenen Höhen noch schwer zu befriedigt sein

könne! — Freilich kann ich nur ahnden, was ich wohl gesehen haben möchte, hätte mir der Nebel einen freien Blick vergönnt. Auf der Spitze wurden wir von ihm so völlig umzogen, dass unser Führer selbst sich verirrte, und wer weiss, wohin wir gekommen wären, wenn dies länger als einige Minuten gedauert hätte. Der Himmel erleichterte sich durch einen heftigen Gewitterregen. Durchnässt stiegen wir nach und nach in das vor uns ausgebreitete Grindelwaldthal hinab. Der erste Eindruck desselben auf mich war gar nicht günstig, auch hat es mich überhaupt am wenigsten interessirt. Zwar besteht der Hintergrund desselben aus breiten, colossalischen Felsmassen, welche die berühmten Gipfel des Eigers, Schreckhorns und Wetterhorns tragen; zwar senken sich zwischen denselben vom obern Eismeere die beiden Gletscher herab; zwar werden diese von der sanftesten grünen Flur aufgenommen, die mit Häusern und Bäumen allenthalben besäet ist, und von der schwarzen Lütschine durchschnitten wird. Aber — abgerechnet, dass die Luft während meines dortigen Aufenthaltes nie völlig rein war — so vermisste ich hier neben der wildesten Grösse und der lachendsten Sanftheit das wesentlichste Verbindungsglied beider, das eigentliche edle Schöne. Es sind hier keine Gruppen von Wäldern, Wiesen, Dörfern; eine bunte, aber sich allenthalben gleiche und einförmige Mischung von diesem allem deckt das ganze Thal, und das Auge kann auf der weiten Ausdehnung desselben lange herumirren, ohne einen festen Punkt zu finden. — Nach einer kurzen Ruhe von dem 7stündigen Wege über die Wangern-Alp gingen Carl und ich noch am nämlichen Abend zum untern Gletscher, kletterten die ungeheuren Steinhaufen, die ihn umgeben, hinan und fanden statt des ehemaligen prächtigen Eisgewölbes, aus welchem die Lütschine hervorgebraust sein soll — das aber jetzt, beim jährlichen Abnehmen des Gletschers, weggeschmolzen ist — einen andern trefflichen Anblick. Zwischen 2 Felsen steigt das Eis, das sich von oben herüberkrümmt, als eine mächtige Säule in die Tiefe hinunter; neben ihr, wo der eine Felsen hervorspringt, regnet das geschmolzene Wasser hinab in einen Schlund, den es sich selbst in das Eis gegraben hat; in diesen Regen sandte die scheidende Sonne zum Abschiedsgrusse den schönsten Regenbogen hinab, den ich je gesehen habe. Wir rissen uns mit Mühe von diesem Platze weg, um noch die höher liegen-

den Eisthürme, Zacken und Spalten, aus denen der Gletscher selbst — denn jenes war sein Ende — besteht, genauer zu sehn. In eine dieser Spalten gingen wir hinein; es war uns unbeschreiblich wohl in dieser glatten, klaren, wunderbar gewölbten, an den Seiten durchscheinenden, hinten in dunkelblaue Klüfte sich verlierenden Höhle; mit kindlichem Behagen liessen wir uns von dem herabtriefenden Wasser benetzen. Ein kleines Mädchen war uns nachgeklettert über die Steine; schweigend folgte sie uns auf und ab auf dem äusserst beschwerlichen Gange, der mit einem Wege keine Aehnlichkeit hatte; da wir herunter waren, gesellte sie sich zu einer Frau, die uns freundlich grüsste und Gott dankte, dass wir und das Mädchen wieder da seien; schon habe sie uns verloren geglaubt, schon sei sie im Begriff gewesen, den Vater des Mädchens zu holen, damit er wenigstens unsre Leichen aus dem Schutte hervorsuchen solle. Nach dieser Einleitung bot sie uns einen Straus Erdbeeren an und bat nach der Bezahlung höflichst, wir möchten doch dem Mädchen, das ihn habe pflücken helfen, auch etwas geben. Dergleichen feinere Betteleien sind in Grindelwald äusserst häufig; auf den Wegen nach den Gletschern warten allenthalben Weiber und Mädchen mit Rosen oder mit Krystallen auf die Vorübergehenden; auch bieten sie mit der ernsthaftesten Miene Gold für ein Paar Batzen (Groschen) zum Verkauf an, als ob sie gar nicht wüssten, dass es nur Markasiten sind, die sich hier sehr häufig finden, und die in der Farbe und im Glanze mit jenem einige Aehnlichkeit haben. Beim Abendessen fanden wir noch einige andre Reisende, und der Wirth unterhielt die Gesellschaft mit einer fürchterlichen Geschichte, die ihm selbst begegnet ist. Er verfolgte auf einem der beiden Gletscher einen Bock; indem er über eine Schlucht im Eise springen will, fehlt er und fällt — seiner Angabe nach — 64 Fuss tief hinab. Mehrere Stunden lang kriecht er in den Höhlen, die mit mancherlei Krümmungen unter dem Eise fortlaufen, herum; kömmt 2 Mal wieder an denselben Platz, wo er niedergefallen war, und findet endlich einen Weg durch die Oeffnung, welche das im Gletscher geschmolzene Wasser herauslässt. Erst jetzt bemerkt er, dass er den Arm gebrochen habe. Dieser ist doch in der Folge glücklich geheilt. Die Geschichte machte auf uns alle grossen Eindruck; besonders aber wurde ein österreichischer General,

der neben mir sass, davon durch Mark und Bein erschüttert. Vorher hatte er in stolzer Ruhe sich, seinem Reisegefährten und einer Dame aus allen Schüsseln zuerst vorgelegt und dann der übrigen Gesellschaft erlaubt, sich selbst zu serviren, und mir, da ich ihn bedauerte, dass er den Regenbogen im Staubbach nicht gesehn habe, sehr trocken geantwortet, „man könne sich das hinzudenken“. Jetzt konnte er gar nicht aufhören, sich selbst zu der Situation des Wirths hinzuzudenken und sich mit demselben unter dem Eise in einem ewigen Cirkel herumzudrehen. Ganz anders wirkte die nämliche Geschichte auf einen Rathsherrn von Zürich, den sie zu einer psychologischen Untersuchung zu veranlassen schien; denn er fragte mit übergeschlagenen Beinen und Armen und einer äusserst tiefsinnigen Miene den Wirth: „was in dem Augenblicke, da er niedergefallen, seine allererste Empfindung oder Gedanke gewesen sei?“ Dieser wusste darüber keine Auskunft zu geben, die nur von weitem einem Beitrage zum Magazin der Erfahrungsseelenkunde ähnlich gesehen hätte.

Der folgende Tag, den wir ganz in Grindelwald zu brachten, war der mühsamste von allen, aber bei weitem nicht der belohnendste. Ein Führer erbot sich, uns aufs Eismeer zu geleiten. Ungefähr 2 Stunden lang ging der Weg den Wettenberg hinan, durch einen Tannenwald am untern Gletscher, auf welchen man von oben herab sieht. Es ist bei weitem der steilste Weg, den ich bis jetzt kenne. Dann mussten wir an der Hand des Führers auf Absätzen des Felsen fortgehn, wo oft nur Raum genug war, den Fuss halb hinzustellen, daneben die steilste Höhe und die jäheste Tiefe. Da wir endlich an den Platz kamen, wo man aufs Eis hinab steigt, fand er den Gletscher so tief hinab weggeschmolzen, dass er Carl und mir nicht rieth, ihm zu folgen; Ludwig aber, der nach seinem Zeugnisse „wie eine Gems“ klettert, kam glücklich hinunter. Dies Eismeer ist übrigens, wie man auch von meinem Standpunkte aus deutlich sah, von Schlünden so zerrissen und überdas von Steinen und Schmutz durch die herabstürzenden Launen so bedeckt, dass es der Vorstellung einer unendlichen spiegelglatten Fläche, zu der die Benennung verleitet, nicht im mindesten entspricht. Ludwig brachte als Trophäen einige artige Krystallisationen zurück, und damit stiegen wir wieder hinab. An dem obern Gletscher,

den Carl und ich den Nachmittag noch besuchten, sahen wir nichts, was gestern der untere uns nicht schon schöner gezeigt hatte.

Unsre Hoffnung, am nächsten Morgen auf der Scheideck Ersatz zu finden für das, was wir durch die ungünstige Witterung auf der Wangern-Alp verloren hatten, war wieder vergebens; der Nebel liess nur selten einzelne Schneeberge durchblicken und uns nie das ganze grosse Schauspiel auf einmal sehen. Wir eilten so viel lieber hinab ins Haslithal. Brausend und schäumend stürzt von Klippe auf Klippe neben dem Wege der Reichenbach in einer anziehend wilden Gegend; bald erscheinen nun auch die kühnen Felsenpartien jenes Thals mit ihren grünen, allmählich zu noch höhern Bergen sich aufthürmenden Decken von Fluren und Wäldern; endlich erblickt man tief unten das schöne Dorf Meyringen in einer schmalen, aber langen, völlig flachen, von der Aar durchflossenen Ebene; die gegenüber stehenden Felsen sind durch drei herabschäumende, der Gegend oft gefährliche Bäche verziert. Der Weg verlässt jetzt den Reichenbach; bald aber führt ein Fusssteig wieder zu ihm hinan, ein heftigeres Brausen verkündigt seinen ersten grossen Fall, und auf einmal ist man mitten in seinem Regen, der weit umher die Wiese benetzt. Je herrlicher der Anblick ist, hier, und beinahe noch mehr beim untern Fall, wo der Bach sich ganz ins Thal hinabstürzt — je trefflicher sich die ganze Umgebung von Laub und Felsen mit dem stäubenden Wasser und seinem 3fachen Regenbogen zum schönsten Ganzen vereinigt, desto weniger werde ich den eiteln Versuch einer Beschreibung wagen. Träume habe ich dort geträumt — für mich so schön, wie die Farben des bunten Bogens, nur dass nicht jede heitre Morgensonne sie mir, wie dem Wasser dort, erneuert. Aber dass ich ihn wiedersehen wolle, darauf habe ich dem Reichenbach mein Wort gegeben — wann, davon weiss ich nichts; irgend einmal, das ist gewiss.

Wir waren kaum im Wirthshause, so hatte sich Ludwig schon mit Mineralien und ihren Verkäufern umringt; es war das erste, wonach er den Wirth fragte, und das ganze Dorf schien diese Frage gehört zu haben. Es scheint, dass die dort häufigen Krystalle noch häufiger Liebhaber unter den Fremden finden. Nachher schlug man uns vor, in die Kirche

zu gehen, die eben so artig ist, als die Häuser des Dorfs, welche den Wohlstand desselben schon von aussen deutlich durch ihre Verzierungen zeigen, ob sie gleich meistens nur von Holz sind. Unterwegs erkannte die Frau des Landammanns von Hasli die jungen Steiger, wir wurden heraufgerufen und ganz mit derjenigen offenen, aber sorgfältigen Freundlichkeit empfangen, die wohlhabenden Landleuten in ähnlichen Fällen so besonders eigen ist. Wir fanden beim Landammann den Pfarrer und ein Paar Herren von Bern, diese Alle begleiteten uns nachher in die Kirche mit noch einigen Andern aus dem Dorfe. Der Schulmeister war so höflich, uns auf der Orgel zu spielen und spielen zu lassen. Endlich wurden wir zum Frühstück auf den folgenden Morgen vom Landammann eingeladen. Wir gingen nun nach Hause,

Und erhoben die Hände zum leckerbereiteten Mahle.

Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war, legte ich mich so behaglich als möglich ins Fenster; die Bilder alles des Schönen, was ich am Tage gesehn hatte, traten mit hellen Farben vor meine Seele; ich freute mich lebhaft, gleich von so vielen wohlwollenden Mienen in Meyringen empfangen zu sein, und öffnete alle Sinne dem Genusse des schönen Abends. Ein Paar weibliche Stimmen mir gerade gegenüber begannen ein sanftes Lied; Ludwig, der im andern Fenster stand, und der sehr artig flötet, fiel mit ein, und das Lied tönte noch so viel süsser. Ich horchte lange zu; nur Schade, ich verstand die Worte nicht. Ohne Zweifel war's eine Scene aus der Idyllenwelt, was die Schönen dieser Hirtenflur so lieblich besangen. In den Wendungen des Liedes lag so etwas Schalkhaft-Triumphirendes; ein Dichter hätte vielleicht die Stimmen zweier Bräute zu hören geglaubt, die einer Spröden Amors nahen Sieg prophezeihten. Wer weiss, wohin meine Phantasie sich verloren haben würde, wäre nicht Ludwig zu mir getreten mit einer sehr fröhlichen Miene und mit den Worten: „Es ist das à la mort Lied, man bläst es, wenn man einen Hasen geschossen hat.“ Unwillkürlich richtete ich mich auf, drehte mich um, ging zur Thüre hinaus, ging draussen auf und ab, setzte mich auf der Gallerie an der andern Seite des Hauses, wo man das Rauschen des Reichenbach's hört — vergebens! der Aerger wollte nicht weichen. Ich sah das zappelnde Thier in der blutigen Hand des Jägers,

sah ihn, wie er es in seiner Schadenfreude mit plattem Hohnlächeln anblickt, wie er sich für einen ganzen verlorenen Tag nun überflüssig belohnt fühlt. Der Lohn sei ihm gegönnt; aber darf er, um seinen armseligen Triumph der ganzen Gegend zu verkünden, solche Melodien entweihen? Lässt dazu der Musik heilige Göttin sich missbrauchen? Und wohin hat sich die Weiblichkeit verirrt, die mit ihrer sanften Kehle so die Wildheit des Jägers verherrlicht? die mit Sirenengesange einen armen Fremdling, der den Gesner in der Tasche trägt, so bitter täuscht? Konnte das hier, hier in Hasli, hier in Arkadien geschehn? — Solche Gedanken warfen mich noch eine Viertelstunde lang im Bette hin und her. Ich Thor! wozu sollten denn den Jünglingen von Hasli ihre schnellen, sichern Beine, und ihre markigen Knochen, als um Gemsen zu schießen und, wenn sie nichts Besseres finden, Hasen? Und sollten denn die Mädchen von Meyringen ihr Akadien lieber zur Einöde werden lassen, um nur die rüstigen Jungen fein empfindsam zu hassen?

Ich lasse den geneigten Leser — den ich aus Bescheidenheit nur im singulari anrede — über mich lächeln und schleiche mich still fort zu den Spaziergängen, die mich Tags darauf so herrlich erfreuten, am Reichenbach und der tiefen, engen Felsschlucht, welche der gewaltigen Aar den Eingang ins Thal öffnet. Allein gehe ich die geheimnissvollen Wege durch die Wälder, durch die Dornen zu dem Hügel, wo ich endlich den dumpfbrausenden Strom tief unter mir entdeckte. Ohnehin bin ich's müde, Landschaften mit der Feder zu kritzeln.

Zu höflich bin ich ferner, den Leser an der üblen Laune Theil nehmen zu lassen, womit ich den nächsten Morgen auf einem rasselnden Wagen Meyringen verliess und mich von Brienz aus über den mit hohen waldigen, aber etwas einförmigen Gebirgen umgebenen See nach Interlaken überschiffen liess. Der schöne Kreis war nun durchlaufen, der Eingang ins Lauterbrunner Thal lag wieder vor mir, aber umsonst winkte die herüberblickende Jungfrau. Nachmittags schloss mich der Regen ins Zimmer ein; ich schwatzte mit Steck vom Hasli. Noch ein schöner Augenblick war mir bestimmt. Der Hr. Landvogt war so gütig gewesen, ein Billet dort zurückzulassen, das mich am Ufer des Brienzer See's hinauf

zum Schatten von einem Paare alter Nussbäume leitete, wo der See eine breite blaue Fläche vor mir ausstreckte, umkränzt von Dörfern, Wäldern, nahen und fernen Gebirgen — aber ich wolte ja nicht mehr Landschaften kritzeln! — Lange ruhte mein Auge auf der blauen Fläche, und ich dankte meinem Führer — dann machte ich mich auf, pflegte des Leibes zu Interlaken, half mich über den Thunersee zurückrudern — und am andern Morgen in aller Frühe, 8 Tage nach unsrer Abreise kehrten wir von Thun nach Märchligen wieder zurück.

15.

An v. Halem.

Märchligen am 26. September 1798.

Wollen Sie unter die vielen Glückwünsche, die Sie kürzlich empfangen haben werden, auch den meinigen gütig aufnehmen? Sie haben wieder eine Gefährtin im Leben, Ihre Tochter hat eine Mutter, Bande der Familie und der Freundschaft hat die Liebe enger geknüpft. Ich suche mir Ihr Glück zu beschreiben und wenn ich es gleich nicht ganz empfinden kann, weil ich es nicht kenne, so liegt doch meine ganze Theilnehmung in dem Gedanken, dass Sie glücklich sind. Ich bitte Sie, das auch Ihrer Fr. Gemahlin zu sagen, der vielleicht von ehemals noch einige Züge von mir vorschweben.

Sie haben Blüthen aus Trümmern ¹⁾ hervorspriessen lassen — eine Fortsetzung der Poesie und Prosa, sagt mein Vater. Da ist also, was ich so lange wünschte und hoffte. Hätte ich sie nur schon! Leider werden es für mich wohl Frühlings-Blumen sein; der Langsamkeit der hiesigen Buchhändler ist das nicht zu viel zugetraut.

An politischen Neuigkeiten bin ich diesmal ganz arm und bin herzlich froh darüber. Das Ungewitter ruht doch wenigstens auf einen Augenblick und erlaubt uns, mit den unglücklichen Ueberbleibseln der halb ausgerotteten Unterwaldner Mitleid zu fühlen. Diese Empfindung herrscht auch jetzt in Aller Herzen. In Bern ist die Collecte äusserst ergiebig gewesen; eine grosse Familie hat aus ihrem Gemeingut an 600 Carolin's für jene Feinde des neuen Vaterlandes gezahlt;

1) Titel einer Schrift von Halem's.

französische Soldaten selbst sollen verwaiste Kinder adoptirt haben. Die Unterwaldner leiden demüthig die geglaubte Strafe der Gottheit dafür, dass sie vor der Revolution den Bernern nicht thätig genug Hilfe geleistet haben. Daran soll indessen hauptsächlich Luzerns Beispiel Ursache sein, dem die kleineren katholischen Cantone zu folgen gewohnt waren.

Wir leben jetzt endlich wieder auf dem Lande, freilich nicht, wie vorigen Sommer. Damit ja die grossen und kleinen Neuigkeiten des Tages das beständige Gespräch sein mögen, dafür sorgt gewöhnlich ein Hr. v. . . . — ein Mann der seinen Tag zwischen der Jagd und der Histoire des Voyages theilt. Bei Tische führt er das Wort; Hr. Steiger antwortet nur selten, wie aus einem Hinterhalte, und ich bin stumm; meine Seele schüttelt den Kopf, weil mein Körper nicht darf, meist so sehr über das was, als über das wie der Gespräche. — Uebrigens ist es mir ganz wohl, ich ziehe meinen Pflug täglich weiter. Die Franzosen hatten auch mir allerlei revolutionirt, was mir die Stirne lange in pädagogische Runzeln faltete; was ich wieder ins Gleis habe bringen können, genieße ich jetzt doppelt als zweifach erworbenen Besitz; übrigens verschanze ich mich, halb ernst, halb scherzend hinter allerlei Resignationen, und unter ihrem Schutze denke, träume, rechne, lache und seufze ich, wie die Laune will. Kaum darf ein junger Mensch, der Ihre Güte bisher mehr hochschätzte als nutzte, Ihnen mehr von sich sagen. Es wird einmal besser werden, so hoffe ich, und hoffe zugleich, dass Ihre Gewogenheit alsdann noch nicht ganz verloren sein werde für Ihren

gehorsamsten Diener

F. Herbart.

16.

An Rist.

Bern, 10. December 98.

Dass ich Dir auf Deinen herrlichen Brief vor anderthalb Jahren eine lange Antwort geschrieben, sie Herbart abgegeben, damit er auch sein Wort hinzufügen möge; dass dieser Brief ein Vierteljahr bei dem Freunde lag, ohne dass er zum Supplementiren hätte kommen können, dass ich ihn dann als zu

alt nicht absenden wollte, dass ich sowohl als Herbart nach diesem hundertmal geschrieben — geschrieben — geschrieben — nur nicht bis zur Feder gekommen sind, das sage ich Dir nur im Vorbeigehen, nicht als Entschuldigung (wo es unmöglich ist, zu entschuldigen) sondern nur, damit Du bei Betrachtung unserer Schulden das Herz in Anschlag bringst, welches, je mehr es zu sagen haben möchte, desto weniger zum Worte kommen kann. — — Herbart hat sein System gefunden. Lache nur nicht; es ist sehr ernstlich gemeint. Ich bin zwar selbst noch keinem philosophischen System zugethan, aber dennoch könnte es leicht sein, dass ich und Steck, die wir beide eine Stunde wöchentlich Herbart philosophiren hören, von dem neuen Propheten besiegt würden. Dass es kein System, wie von Reinhold, Kant, Fichte, Schelling — sondern eine ganz andere Art von Systemen sei, kann Dich schon seine Entstehung lehren. Fichte hat die Wissenschaftslehre zuerst im Traume gesehen; Herbart hingegen, — nachdem er sich durch Fichte's und Schelling's, Kant's Systeme durchgearbeitet, Chemie, Mathematik als schwere Steine langsam vor sich hergewälzt, und mit einer gewissen selbstbewussten Macht in der Welt um sich her gesehen, dann in sein eignes Herz zurückgesehen, entstand das seinige¹⁾ in dem anmuthigen Wäldchen von Engistein, unweit Höchstetten, wo er drei Wochen eremitisirte; und ein solches System, in der freien Natur entstanden, verschmäht die Anhänglichkeit freier Naturen nicht. Wir selbst sind selbstredend jetzt nur noch im Vorhofe begriffen; wenn wir ins innere Heiligthum gelangen, so soll Dir das Deinige nicht vorenthalten werden. Für jetzt will ich Dich nur zur Taufe eines Kindes eingeladen haben, das den Genius des Gedankens zum Erzeuger, die Natur zur Mutter, die Freundschaft zur Säugamme gehabt hat. Eine neue Republik wird des Kindes Wärterin sein, die, wenn sie gleich das Kind bisweilen fallen lässt, doch desto eher es zum Gehen und freien Selbstbewegen fähig macht. — Herbart ist bis auf einige Unannehmlichkeiten, welche das Leben des Freiesten oft am stärksten anfechten, weil es nichts von sich werfen, sondern alles ordnen und erhalten will, gesund und wohl

1) Herbart's Sämmtliche Werke VIII p. 212; ib. XII p. X u. S. 38. Hartenstein l. c. I, p. XLII und Zeitschrift f. ex. Phil. I, S. 62.

— wie ehemals, ist Klarheit der Gedanken, Treue im pflichtmässigen und männlichen Lieben seiner Freunde ihm eigen, und — wie ehemals, thut er nichts ohne Zweck; welche Zweckmässigkeit seiner Faulheit im Briefschreiben sehr zu Statten kömmt. — — Herbart grüsst Dich zärtlich.

Dein

Böhlendorf.

Bern, Herbst ¹⁾ 1798.

Grüssen will ich Dich selbst, mein geliebter Rist — entschuldigt hat mich Böhlendorf so meisterhaft, dass höchstens Deine Freundschaft noch etwas hinzufügen könnte. Wie willkürlich er in seinen Gemälden mit Licht und Schatten umgeht, siehst Du ohne mein Erinnern und erkennst den Künstler, der, da er einmal den Pinsel in seiner Hand fühlte, nicht Lust hatte, nur Portraits zu malen. Aber gleich Anfangs hatte Dein Bild ihn zu einer Begeisterung fortgerissen — und wen sollte das nicht erheben, unter vielen Freunden, die mehr oder weniger gedrückt sind, den einzigen zu erblicken, der mit heller, klarer Stimme spricht: ich bin heiter und froh und von dem wir alle begreifen, wie er es durch sich selbst ward, und wie er es durch sich selbst bleiben wird. Auch ich sehe noch die freundliche Gestalt, die mir oft nur begegnen durfte, um mich von Laune und Schwäche zu erlösen; höre noch die Rede und kenne noch die Empfindung, die sanft und schnell und stark, zugleich bewegt und bewegend, Dir eigen ist und allem, was Dir naht, Wohlthat wird. Strebe denn geniessend weiter und trage aus Deinem Umkreise mit Dir fort, was Du erreichen kannst. Mich triffst Du wohl auf Deinem Lebenswege so bald nicht wieder. Ach, es ist schon von so lange, dass ich mich Deiner erinnere! Von dem glücklichsten Vierteljahre, das ich bisher erlebte. Damals sah ich alles Gute und Schöne so nahe; die Langsamkeit des Erringens hat es mir so weit aus einander gerückt. Wie Du lebst, davon sage mir doch etwas. Ich mag mir gerne meine Freunde vorstellen können, wie sie von Morgen bis Abend ihre Zeit zu-

1) Dieses Datum oder das des Böhlendorf'schen Briefes, dem sich der Herbart'sche anschliesst, ist unrichtig.

bringen und wohin gerichtet ihre Elasticität sich vorzugsweise ausdehnt. Dein geschäftiges Leben bestimmt ohne Zweifel der Graf Schimmelmann¹⁾, und welche Hoffnungen zeigt er Dir weiter? Ich muss eilen, wenn ich Dir noch von den Knaben erzählen will, die nun bald kommen werden, den Homer in der Hand, mich abbrechen zu heissen. Es sind zwei gute Jungen, aus denen etwas werden kann, wenn aus mir etwas wird und das Zutrauen der Eltern mir bleibt. An ihrem ältern Bruder habe ich viel Kraft und Zeit umsonst verwendet; seine Empfindung war so ganz unaufgeregt, da ich ihn fand und wurde während meines Hierseins so nachtheilig gereizt durch die Revolution, dass sein schöner Körper und sein im Ganzen schuldloser Sinn wohl denen wird genügen müssen, die ihm auch Geist und Herz wünschten. Ich unterrichte ihn, aber mein Eifer wendet sich von ihm mehr auf seine Brüder, vorläufig am meisten auf mich selbst; nach einiger Zeit wird dies Beides hoffentlich dasselbe werden können. Ich wünsche noch lange hier zu bleiben; die Eltern haben mir auch gesagt, dass sie es wünschen; nur zuweilen muss ich zweifeln, ob sie ihren Wunsch so gut überlegt haben, wie ich den meinigen. Hr. St. ist unter Allen, die ich kannte, der Mann, dessen Charaktergrösse ich am meisten bewundere; ich habe ihn bei vielen und mannigfaltigen Gelegenheiten verehren gelernt; aber die Revolution, die er so trefflich ertrug, so lange er darunter litt, scheint jetzt, da er nicht leidet, eine Leidenschaftlichkeit in ihm zurückgelassen haben, von der ich nicht weiss, ob ich mich immer damit vertragen werde. — Was ich gearbeitet, hat Dir Böhlendorf richtig angegeben, wenn Du statt eines Systems einige erste Punkte davon denkst, deren Unrichtigkeit ich beim weitem Auszeichnen noch nicht gefunden habe. Mir wäre das an sich noch nicht der Rede werth gewesen, und Du wirst es hoffentlich keiner weiteren Rede werth halten. Kaum kann es bis jetzt die Freunde interessiren, deren mündliches Urtheil mich berichtigen kann.

Leb wohl, mein Theurer, erzähle mir wieder von Dir. Unsere Herzen sind auf immer vereint.

Dein Herbart.

1) Dänischer Minister, bei dem Rist Privatsecretär war, bevor er dänischer Geschäftsträger an mehreren auswärtigen Höfen und zuletzt Conferenzrath in Schleswig wurde.

17.

An Langreuter.

(Bruchstück.)

— — Meine Kleinen freuen sich gar sehr in diesem Augenblicke, zu hören, dass ich ins Vossische Haus schreibe¹⁾ und mein Freund Eschen lehrte mich ihn (d. i. Voss) in aller Rücksicht einstimmig mit Ihnen schätzen. Künftigen Winter habe ich Hoffnung, durch Eschen auch einen kleinen Antheil an dem Reichthum seiner Gelehrsamkeit zu bekommen; denn ich bin so glücklich, diesen meinen Freund hierher führen zu können. Ein Freund des Hrn. Landv. Steiger liess sich bei mir erkundigen, ob einer meiner Bekannten Lust zu einer Hauslehrerstelle hätte; und da war die Befriedigung von Eschen's Wunsch gefunden.

Am 28. Jänner (1799?).

Der Brief an meine Eltern, dem ich diesen beifüge, ward durch mancherlei Umstände aufgehakten — um ihn nicht länger hinzulegen, schliesse ich lieber gleich, mit der Bitte um fernere unveränderliche Freundschaft für Ihren

Herbart.

(Postscript der Mutter Herbart's.)

— — Sie, mein lieber Freund, wissen es schon, dass mein Sohn als ein echter Deutscher da Monate braucht, wo uns Tage ausreichen. Nehmen Sie so vorlieb. — — Wissen Sie nicht, wann und wie Eschen nach Bern geht? Ob ich ihm wohl ein Päckchen mitgeben könnte? — Mein Sohn ist jetzt in Interlaken mit den Kleinen und der Frau v. Steiger. Sein ältester Zögling dient als ein stattlicher Held gegen die Franzosen, hoffentlich nicht lange. Der Vater, ein Mann wie G — — —²⁾ ist jetzt wahrscheinlich abgesetzt und mein Freund Steck dazu. Gut, dass die Herren Vermögen haben.

18.

An Smidt.

Bern am 4. September 1799.

Lange habe ich nicht so gern und so innig froh gedankt, als jetzt Dir, mein theurer Smidt! Nicht Fischer, ich bin Dein

1) Hier (bei Voss in Eutin) hielt sich Langreuter auf. — 2) Ausgerissen.

Schuldner. Mir hast Du eine Bitte erfüllt, so schnell, so ganz; eine Bitte, die nicht einmal an Dich gerichtet war. Ich sah meinen Freund angegriffen. Durch jede Art von Leiden seit 2 Jahren gehemmt, oft schmerzlich zurückgestossen in seinen schönsten Bemühungen — das prägte sich ihm auf — und die Spuren verwischen sich vielleicht nie. In Deutschland hätte das vielleicht geschehen können — und er äusserte einmal einen Wunsch dahin. Der Treffliche! was hätte ihn besser erheitert als Du und Dein froher Kreis und Freunde von Dir, die Deinen Lebenssinn haben! Aber dass Du dazu sogleich Rath schaffen würdest, wie konnte ich es hoffen — ich konnte Fischer auch nicht im Voraus Aussichten zeigen, musste ihn sorgen lassen, wo er etwa selbst etwas fände; er sagt mir freilich jetzt auch, dass er auf jeden Fall durch sein Verhältniss zu seinem Vater, dem er Stütze sein müsse, hier gebunden sei. Jetzt kommen die eingegangenen Verbindlichkeiten dazu — ich kann nur für ihn wünschen und mich freuen, dass er doch in den letzten Wochen schon wieder beträchtlich lebendiger geworden ist; Dir, Bester, reiche ich noch einmal über Berge und Flüsse die Hand, dankend und bittend, Du wollest mir nicht unhold sein, dass ich Dich und vielleicht noch Andere umsonst in Bewegung gesetzt habe.

Und so sei denn auch, von meiner Seite wenigstens, unser lange abgebrochener Briefwechsel, wieder angeknüpft. Es geschehe mit ganzer Aufrichtigkeit; ich will es Dir freimüthig sagen, warum ich ihn abbrach. Nicht zögernd, zaudernd, es war Vorsatz. Deine Antwort auf meinen letzten Brief war mir keine Antwort. Es war eine Wiederholung — vielleicht weil mein Brief auch nur eine Wiederholung gewesen war. Ich brauchte in jenem dunkeln Winter viel Kraft, um nur auf meinem Platze zu bleiben; ich musste mich mit Anstrengung zu mir selbst erheben; und der Nachmittag, da ich Dir schrieb, glänzt mir noch wie ein einzig heller Stern aus der weiten öden Finsterniss jener Zeit — hat mir lange, wie ein zweites besseres Ich, wie ein Freund gedient, an dem man hält in Gefahr. Das konntest Du nicht wissen — ich will gern die Schuld übernehmen, dass in Deiner Antwort mir eine Beschränktheit Deines Interesse erschien, dessen Erweiterung ich wohl erst erwarten müsse, damit meiner Seele wieder in der Deinigen Platz werde — und, alles wohl überlegt, habe ich vielleicht

ganz recht gethan, Dich mit dem Anblick einer entgegengesetzten Beschränktheit zu verschonen, die vielleicht erst dann aufhören wird, wenn ich mich wohl überzeugt habe, dass das Gleichgewicht, womit ich mir schon jetzt zuweilen schmeichle, kein Traum ist. Es braucht Zeit, dass man seiner selbst erst wohl inne geworden sei, um frei ausser sich umhergehen zu können in Sonnenschein und Kühlung. — Glaube mir indessen, theurer Freund, ich war nie der Theilnahme unfähig an dem Glücke, das ein Haus, ein Kind, eine Gattin — ein Zusammenklang von Charakteren vieler nähern und entfernteren Lieben Dir geben. Lieber Gatte, lieber Vater, durchfühle die Seelen Deines Weibes und Kindes, vervielfältige Dich in ihnen — und wenn Du einen armen Schatzgräber bedauerst, so bedenke, dass es den Weinbergen doch auf allen Fall wohlthut, wenn sie umgeackert werden — und übrigens bedauere mich nur, das schmerzt mich gar nicht, ich danke Euch vielmehr dafür. Doch jetzt hast Du in der Rücksicht noch wenig Ursache, mich zu bedauern; ich rühre den Spaten höchst selten — viel öfter pflege ich der Liebe — einer Liebe, die besonders seit einem halben Jahre zuweilen ihr Gefäss etwas zu voll füllt, zuweilen mit dem ernstesten Verhältnisse des Lehrers sonderbar contrastirt. Mein Carl ist ein so-verständiger — schöner — guter — inniger Junge, dass mein Arm nun schon unwillkürlich sich um ihn schlingt, dass ich ihn nicht gut anders als an meiner Brust liegend neben mir sitzen lassen kann, dass die *rixae amantium* sich meistens mit Küssen endigen, dass ich manchmal nicht nur pro forma mit ihm zum Knaben werde — dagegen muss er dann auch mit mir Mann sein, den Homer nicht nur, sondern den Sophokles und Plato mit mir theilen — und da beginnt dann erst mein Fest, wenn ich sehe, dass ihm die Sprachen nicht gar schwer, aber der Sinn noch viel leichter wird — wenn ich ihn den Dichter zuweilen auf einmal anstaunen — die Wendungen der Untersuchung vorher rathen — das Resultat in seinen Augen glänzen sehe. Freilich haben wir vom Sophokles und Plato nur erst von jedem ein Stück gelesen — von der Odyssee lasen wir in der ersten Stunde auch nur 3 Verse, in der letzten flog er durch 145 Verse in $\frac{3}{4}$ Stunden. — Verzeih, ich fange an zu schwatzen, solch süßes Gespräch wird meistens am Ende Geschwätz. Wahr ist es aber, dass ich eine grünende Pflanzung

um mich sehe — von der ich mich sehr ungern trenne und sie einem in mancher Rücksicht ungewissen Schicksale überlasse. Verlassen muss ich sie zwar einmal, die äussern Umstände sind nicht mehr für lange meinen Wünschen — meinem eignen Beruf angemessen; doch könnte ich noch meinen Garten mit einem ziemlich derben Zaune, meine ich, umringen — wenn nicht etwa die Wünsche meiner kranken Mutter mich schon jetzt abrufen. Ich habe sie wenigstens gebeten, mir diese nicht zu verhehlen — und dann wünsche Du mir Ersatz in dem Gelingen des Versuchs, ihr Leiden zu erleichtern. Die Gute — meine unendliche Wohlthäterin! — sie hat auch von mir manches Unbeabsichtigte, manches vielleicht Unvermeidliche leiden müssen — ich möchte es gern gut machen, wenn ich es etwa könnte. Meinen Kindern werde ein andrer Schutzgeist, der sie mir einmal wieder zuführe. Ich habe meine Freunde Muhrbeck und Böhlendorf gebeten, sich auf der Reise nach einem Nachfolger umzusehen. Wüsstest Du mir vielleicht einen Geprüften zu nennen? Bestimmte Anträge kann ich freilich nicht machen, ich habe dem Hrn. St. noch nichts gesagt; doch hoffe ich, dass er einen Freund meiner Freunde gern in seinem Hause sehen würde. Wenn wir uns nun vielleicht bald umarmten? — Vorläufig wünsche ich meinem Briefe glückliche Reise und hoffe für ihn einen freundlichen Willkommen von Dir. Bitte Deine liebe Frau, dass sie mir ein wenig gut sei. Grüsse Lange. Leb wohl.

Dein Herbart.

19.

An Smidt.

Bern, am 10. December 1799.

Mein theurer Smidt!

Ich bin in Noth, oder wenigstens in Gefahr, und wende mich an einen Freund um Hülfe. Ich komme zu Dir mit allem Zutrauen der Freundschaft und lasse es mich nicht irren, dass wir uns in der letzten Zeit seltener vernahmen.

Unter meinen Freunden kann ich mich nur an Dich und Muhrbeck wenden. Ich wende mich an Euch Beide.

Die Capitalien, die einst mein werden müssen, wenn nicht unbegreifliche Vorfälle erfolgen, sollen gegen 10,000 Rthlr.

betragen. Weiter kann ich Euch nichts sagen, kein Versprechen von irgend einer Zeit hinzufügen, wo ich zahlen würde. Ebensowenig kann ich sagen, wie viel ich brauche; Du begreifst das sogleich, da ich nicht einmal weiss, ob ich überall etwas brauche. Es wird mir nicht schwer, Dich, mein Freund, zu bitten, mich Dir verpflichten; aber das wird mir schwer, ich gestehe es, auf einen ungewissen Fall Hilfe zu rufen. Verzeihe es mir, Bester, dass ich Dich bitte, nicht ungeduldig zu werden, wenn ich Dich jetzt, und, wer weiss! noch einmal künftig, vergeblich beunruhige. Wir werden uns sprechen und ich hoffe Dir dann zu zeigen, dass mir alles an einem letzten sichern Rückhalt liegen muss, dass mir nichts gefährlicher sein kann, als die Furcht, in einem dankbaren, obgleich unwahrscheinlichen Falle, alles zu verderben — und dann freilich nicht nur einzig für mich zu verderben. Muth brauche ich vor Allem und dass man keine Verlegenheit an mir spüre.

Fürs Erste bitte ich Dich um 100 Thlr. und darum, dass Du mir einen Brief so schnell als möglich, am besten doppelte Briefe nach Jena¹⁾ an Oth²⁾ und Böhlendorf adressirst, mit der Nachricht, ob ich diese 100 Thlr. in Bremen von Dir werde empfangen können. In Jena schon muss ich mich darnach richten. — Von Verschwiegenheit würde ich nichts sagen, wenn mir nicht mehr, als Du denken kannst, daran liegen müsste, dass meine ganze Bitte an Dich das tiefste Geheimniss sei und bleibe, fürs Erste nämlich Danke mit den Deinigen
Deines Herbart.

Du hast doch Fischer's Brief mit dem meinigen und unsere innige Danksagungen und F.—'s Ablehnung neulich bekommen?

20.

An Carl v. Steiger.

Frankfurt, am 17. Januar 1800.

Ich habe mich darauf gefreut, mein lieber Carl, Dir meinen ersten Brief zu schreiben; nun will ich es denn wirklich thun und damit anfangen, woran Du am wenigsten ge-

1) Hartenstein I, p. IV. und Zeitschrift f. excat. Phil. S. 62.
— 2) Aus Bern. Gries, Leben S. 4 und 159.

zweifelt haben wirst — damit, dass ich an Bern und an Dich unterwegs oft und viel gedacht und mir so manche Stunde vertrieben habe, die mir sonst herzlich lang gedauert haben würde. Denn langweiliger kann man kaum reisen, als wenn man in 11 Tagen über 50 Meilen (100 Stunden) wegrollt, durch Nachtreisen den Körper und den Geist ermüdet, sich nirgends länger, als nöthig ist, aufhält und folglich wenig sieht und hört — wenn dann vollends Aussicht, Jahreszeit, Weg und Wetter so trüb und ungünstig als möglich sind.

Was sich von einer solchen Reise etwa noch erzählen lässt, davon findest Du den Anfang in meinem Briefe an Ludwig; bist Du nachher noch auf die Fortsetzung neugierig, so schlag um.

Wir sind also in Colmar und fahren von da weiter das Elsass hinab, das, soviel ich in dem beständigen, noch heute nicht aufgehellten Nebel erkennen konnte, eine noch viel einförmigere Ansicht giebt, als selbst mein Vaterland. Kein Baum am Wege, selten ein Gebüsch auf dem Felde, selten ein Dorf, lauter flaches gepflegtes Land, das übrigens reich und fruchtbar sein soll. Alle 2 Stunden sprachen mein Reisegefährte und ich ungefahr eine Viertelstunde lang mit einander, die übrige Zeit sassen wir jeder in unserer Ecke stumm und träg, als ob wir einander nicht mehr angingen, wie 2 Kasten, die der Postknecht neben einander aufgepackt hat.

So fuhr ich von Morgens um 5 bis Abends um 5 — da war ich in Strassburg. Ich eilte ins Schauspiel, das eben anfing. Welcher angenehme Wechsel! Auf einmal finde ich mich in einem prächtigen Gebäude, hell erleuchtet von 2 Kronleuchtern — mehr brauchte es nicht; denn auf den Kronleuchtern waren nicht Lichter, sondern treffliche Argand'sche Lampen, die fast so hell brennen, wie der Phosphor in Lebensluft. Bald fing eine Musik an, wie ich in dritthalb Jahren keine gehört hatte — bald standen Figuren auf dem Theater, die ich hätte sogleich mögen aufzeichnen können. Wirklich traf ich es den Abend sehr glücklich; man gab 3 kleine Stücke nach einander, die alle schön waren — eins von Molière — die andern waren Operetten — ein Paar Schauspieler so ausgezeichnet an Gestalt und Gesichtsbildung, dass ich zuweilen glaubte, Gruppen eines Bildhauers vor mir leben zu sehen; auch bin ich überzeugt, Hr. Sonnenschein hätte hier Ideen zu

neuen Kunstwerken gefasst. Den folgenden Tag, nachdem ich viel meines Passes wegen herumgelaufen war, die Strassen der grossen, aber nicht überall schönen Stadt durchstrichen und am Münster gesehen hatte, was der Thurm zu Bern hat werden sollen — wollte ich am Abend das gestrige Vergnügen noch einmal haben und zugleich eine berühmte Composition von Gretry kennen lernen. Ich fand sie aber unter ihrem Ruf — die Schauspieler waren nicht die nämlichen — es ging mir, wie gewöhnlich, wenn man eine Lust zum zweiten Male aufsucht. Am dritten Tage fuhr ich weiter und reiste nun ununterbrochen 2 Tage und 2 Nächte, durch Hagenau, Weissenburg, Landau, Oggersheim, Worms, Oppenheim und andere kleine Oerter nach Mainz. Da schrieb der Platzcommandant auf meinen Pass: *vue bon pour aller à Bingen et Coblenz; Mayence en état de siège* — da sagte man mir ferner, zu Bingen dürfe man zwar passiren, aber man werde nicht können, weil der Rhein nicht mehr fest gefroren und doch für die Schifffahrt noch nicht offen sei. — Ich ging, um Rath zu holen, zu einem Herrn Jung, den schon Ziemssen hier gesprochen hatte. Dieser meinte, es sei am besten, in Bingen zu warten, bis das Eis Platz machen würde; es könne einige Tage währen. „In einigen Tagen kann ich noch einige Integrationen aus meinem Kästner lernen,“ sagte ich mir selbst, ergab mich darein und miethete einen Wagen nach Bingen, weil dahin keine Diligence geht.

Bei Hrn. Jung habe ich übrigens ein Exemplar von Dir gesehen — ich will sagen, einen 12jährigen Carl, der ganz artig zeichnet. Nur darin ist das Exemplar — überlege Du, ob besser oder schlechter gerathen als Du — dass der Carl zu Mainz niemals zeichnen gelernt hat und deshalb auch nicht malen kann und nicht einmal schattirt, aber statt dessen seine eignen Ideen hingezeichnet — grosse verwickelte Gruppen von 5 bis 6 Pferden und Menschen. „Er betrachtet die Natur sehr aufmerksam,“ sagte sein Vater. — Erinnerst Du Dich wohl, dass ich Dich oft darum bat? — Von jeher hat diese Regel als Hauptregel für alle schönen Künste gegolten.

Deinen Betrachtungen darüber will ich Dich nun überlassen. Desgleichen kannst Du auch darauf rathen, wenn Du willst, wie es zugegangen sei, dass ich in Bingen meinen

Kästner nicht aus der Tasche zog, sondern noch am nämlichen Tage am jenseitigen Ufer des halb gefrorenen Flusses war. Ich will es dem Rudi erzählen.

Du lebe nun wohl, mein Bester. Sei immer mein guter Carl — derselbe, den ich liebe und an dem ich so manche Freude gehabt habe. Den andern, den langsamen, schwer beweglichen, besonders aber den launigen und mürrischen Carl lass nun allmählich verschwinden. Ich hoffe in Deinen Briefen viel Angenehmes von Ziemssen und Eschen¹⁾ und in ihnen viel Angenehmes von Dir zu lesen. Adieu, Bester.

Dein Herbart.

21.

An Carl Steiger.

Jena, am 1. März 1800.

Mein guter Carl!

Ich lese Deinen Brief noch einmal mit eben der Freude wie zum ersten Male und angenehmer kann Dir mein Brief nicht gewesen sein, als mir der Deine. Du hättest längst Antwort und eine längere, als diese werden kann, wenn ich nicht jetzt mit Dingen beschäftigt wäre, die minder leicht und minder erfreulich sind, als es mir war, an Deiner Erziehung zu arbeiten. Dass ich Dich liebe, dass ich Dir Glück wünsche zu der Zufriedenheit Deiner gütigen Lehrer, ist jetzt ungefähr das Einzige, was ich Dir sagen kann.

Von einem neuen Lehrer für Euch — einem Hrn. Brohm aus Berlin, den ich in Halle für Euch aufgesucht habe und der fast gewiss versprach, zu Euch zu kommen — habe ich neulich Deinem Hrn. Vater geschrieben. Dass Du Dich mit Rudolph noch nicht recht zu verhalten weisst — es ist gut, Lieber, wenn Du das selbst fühlst. Ziemssen ist auch darin zufriedener mit Dir; und Du darfst nur 2 Dinge beobachten, den Muth nicht sinken lassen und immer mit aller Strenge gegen Dich selbst die Fehler bemerken, die Du machst — so wird Dir es schon gelingen. Glaube nur, gerade an Dein Betragen gegen Rudi habe ich am öftersten gedacht, am meisten gewünscht, dass Du auch daran denken möchtest.

1) Beide scheinen den vorläufig fehlenden Hauslehrer ersetzt zu haben.

Herbartische Belliquien.

Du hast auch Deine Streiche nicht vergessen; das ist recht. Ich habe eine Bitte an Dich; wenn die Streiche immer fortgehn, wird es Dir schwer sein, die Bitte zu erfüllen. Ich wünschte nämlich, Du möchtest jeden Abend auch darüber nachdenken, ob Du an dem verflossenen Tage nicht irgend etwas vorzüglich Interessantes gehört, gelernt, gedacht habest? Möchtest ferner am Sonnabend oder Sonntag zurückdenken, was in der vergangenen Woche Dir am interessantesten gewesen ist? Und wenn Du wirklich etwas findest, das Du selbst der Mühe werth hältst, es für mich kurz niederzuschreiben — auf dünnem Papier versteht sich, damit es in Deine Briefe an mich eingelegt werden könne.

Liebe mich wie bisher, mein Carl; und wenn ich vielleicht Dich jetzt etwas lange auf einen Brief warten lasse¹⁾, so glaube Dich darum nicht vergessen.

22.

An Carl Steiger.

Bremen, am 12. April 1800.
In Smidt's²⁾ Zimmer.

Ich bin hier allein; ich sollte ihm und seiner Gesellschaft auf sein Landgut nachgehn — der Regen wird ihm sagen, warum ich nicht komme.

1) „In den ersten Tagen des Märzmonats“, heisst es im Leben von Gries S. 38, „machte sein alter Freund Herbart, aus der Schweiz nach Oldenburg zurückkehrend, einen Besuch bei Gries, nachdem er sich einige Tage in Jena aufgehalten hatte. Die zwei Tage seines Aufenthaltes in Göttingen kam ihm Gries nicht von der Seite; seine Freude über dieses Wiedersehen war gross, er fand den Freund in seiner äussern Gestalt, wie in seiner Art zu sein völlig unverändert, auch im Innern erschien er ihm so, dieselbe Festigkeit und Beharrlichkeit, derselbe männliche und tiefdringende Geist; an Weltkenntniß schien er gewonnen und sich dem praktischen Leben mehr genähert zu haben, da er sonst fast nur der Speculation gelebt. Nach dem ersten Austausch ihrer beiderseitigen Erlebnisse nahm die Unterhaltung eine durchaus poetisch-philosophische Richtung, wozu Herbart's Idee, die Philosophie poetisch darzustellen, Veranlassung gab. Auch Herbart's eigene Lebensverhältnisse wurden berührt, und Gries musste den Freund bewundern, der schwere Kämpfe grossherzig überwand, deren Besiegung er weder hoffen noch wollen durfte“. Gries war bis vor kurzem vielfach in der Gesellschaft von Herbart's Mutter gewesen, welche auch diesen Winter in Jena zubrachte und den Freund ihres Sohnes wie den eigenen behandelte und ihn oft in den verschiedensten Angelegenheiten zu Rathe zog. (A d. Leben von Gries S. 33 f.)

2) Hartenstein l. c. I; p. LV. Cf. Zeitschr. f. ex. Phil. I, S. 62.

Sehr missmuthig ging ich diesen Morgen zum Thore von Bremen hinaus gegen Oldenburg hin. Meine Mutter hatte gestern hier eintreffen wollen; die Pferde waren schon bestellt, um sie auf einer kleinen Besuchsreise von hier aus gleich weiter zu führen. Sie war ausgeblieben; was konnte sie abgehalten haben, als ein plötzlicher Rückfall in ihre Krankheit? Hin- und hergetrieben zu werden, bin ich jetzt nur zu sehr gewohnt. Ich machte mich also auf und wollte nach Oldenburg, zu sehn, was es wäre. Die erste Stunde Wegs lag hinter mir, da riefen ein Paar Stimmen von einem Wagen: wir haben Briefe an Sie! Ich erbrach, es waren beruhigende Nachrichten von meiner Mutter und obendrein eine Einlage mit dem langersehnten Z. gesiegelt.

Die Herren Ueberbringer müssen mich sehr undankbar gefunden haben. In dem nahen Wirthshause zum Wartthurm, wohin ich zurückging und wo sie anhielten, wäre es meine Schuldigkeit gewesen, weiter mit ihnen zu sprechen und zu fragen, ob ich ihnen in Bremen gefällig sein könne; das war auch meine Absicht, nur eine Minute wollte ich erst mit meinen Briefen allein sein und lief deswegen in ein eignes Zimmer. Ich meinte recht eilig zu lesen, meinte der Freude mit Euch nur einen Augenblick gegönnt zu haben; aber den Herren hatte es zu lange gewährt und sie waren nun auch schon lange fort. Gut, dass sie fort waren! Ich hätte Mühe gehabt, sie zu unterhalten. Der Wechsel der Gemüthsbewegungen war zu stark und zu plötzlich — die Freude war zu ungestüm, ihr Stoss musste in meinem, jetzt nicht starken Körper nachdröhnen. Das merkte ich vollends, da ich wieder in die Stadt kam; bis dahin war ich mit etwas mehr als verdoppelten Schritten gegangen — Du weisst noch, wie ich zu gehen pflege, wenn ich eben mit Dir eine Freude gehabt habe; in der Stadt ging ich aber nun langsam und freute mich, dass man sich zwischen der Alt- und Neustadt von Bremen über die Weser^e setzen lassen, und bei der Gelegenheit im Schiffe ausruhen kann.

Wären doch alle Stösse so leicht zu überstehn, wie die Stösse der Freude! Denn wenn Du es etwa bedauern solltest, dass Dein Brief mit unter denen war, die mich so über-

mässig freuten, so sage ich Dir zum Trost, dass ich mich diesen Abend wieder vollkommen wohl befinde. Vielleicht strafe ich Dich indessen mit einem übermässig langen Briefe — willst Du Dich der Strafe entziehen, so wirf ihn ungesehen ins Feuer! —

Ich weiss, lieber Carl, Du wirst so böse nicht sein; und in der Hoffnung schreibe ich weiter.

Könnte dieser rechte Arm Dich erreichen, könnte er Dich, wie sonst, an mich ziehn und an meine Brust drücken, ich gäbe Dir den ersten Kuss dafür, dass Du mich unter Ziemssen's Siegel nach Deiner Hand nicht vergebens hast suchen lassen. Sage Deinen Brüdern: ich hätte zwar in Ziemssen's und Eschen's Briefen recht viel sehr angenehme Sachen von ihnen gelesen, könnte mir auch allerlei Ursachen denken, wodurch sie dasmal vielleicht am Schreiben verhindert wären; entbehrte aber doch ungern das Vergnügen, was mir auch schon ein Paar Zeilen von ihnen gemacht haben würden. Ueber das schnelle Gelingen Deiner Arbeiten preise ich Dich glücklich. So bald hatte ich es nicht erwartet, dass Du einer Erklärung des Plutarch rasch würdest folgen und den Xenophon mit Leichtigkeit für Dich lesen können. Mit dem letztern wirst Du wohl beschäftigt sein, da Ihr auf dem Lande allein seid.

Du fängst also jetzt an, zu einem freiern Gebrauche der reichen Schätze fähig zu werden, die Dir die griechische Sprache darbietet. Wenn Du mit gleicher Kraft noch eine Zeitlang vorwärts dringst, so muss es Dir bald möglich sein, Deine griechische Lectüre grossentheils selbst zu wählen, nach Belieben nachzusehn, zu vergleichen, die Bücher hinten oder vorn aufzuschlagen — und die Sprache über dem Inhalt zu vergessen. — Wie wirst Du nun diese Deine Kenntniss benutzen?

Deine guten Lehrer und ich haben darüber manches gedacht und gesprochen und werden es ferner thun. Aber Du thätest sehr übel, wenn Du Dich auf uns allein verlassen wolltest. Ich weiss, es wird Dir schwer, für Deine Gedanken und Empfindungen den Ausdruck zu finden. Doch die Sprache Deiner Empfindungen kenne ich wohl und wünsche Dir nichts

weniger, als eine frühe Fertigkeit, sie in schöne Worte einzuhüllen. Aber dass auch Deine Gedanken sich nicht genug aussprechen, ist theils ein Beweis, dass Du noch nicht deutlich genug denkst, theils zwingt es Deine Lehrer, immer noch halb im Dunkeln zu gehn, zu rathen und zu versuchen, worin und wie sie Dich unterrichten sollen. — Du hast ohne Zweifel beim Krito, beim Leben des Romulus und des Theseus mancherlei gedacht; wie gern hätte ich etwas davon in Deinem Briefe gelesen! Hoffentlich erhalte ich bald etwas von der Art; denn Du versprichst mir, was Dich vorzüglich interessirt, kurz niederzuschreiben. Das wird Dir schwer werden, sagst Du. Ich glaube 'es, denn man lernt nicht ohne Mühe die Kunst: leere Worte zu vermeiden und in wenig Worten viel zu sagen — und in dieser Kunst wird meine Bitte Dich üben. Die genaue Erfüllung derselben ist mir aber vorzüglich in der Rücksicht unumgänglich nothwendig, weil ich Dir, je älter Du wirst und je weiter Du kommst, desto weniger einen verständigen Rath geben kann, wenn nicht der Gang Deines Geistes und Deines Interesses mir vor Augen liegt.

Ich bleibe nicht in Oldenburg, sondern gehe in wenigen Wochen nach Göttingen, und dort werde ich manche Arbeiten mit Dir zugleich treiben. Wie nützlich für Dich — wie angenehm für mich, das wird grossentheils davon abhängen, wie deutlich Du Dich mir darzustellen weisst. Du wirst im Sommer den Phädon lesen? Dein Hr. Vater ist es also zufrieden? Bei diesem Buche ist besonders viel zu denken; sage mir Deine Meinung und frage mich, so kann ich Dir fort helfen. Besonders sage mir, welcher von den 3 Schriftstellern, Xenophon, Plutarch oder Plato, Dir am meisten Vergnügen macht? Und welcher Dir am meisten zu denken giebt? Verwechsle diese Fragen nicht und beantworte jede einzeln.

Was Du mir schicken willst, das schreibe nicht gleich ins Reine. Schreibe überhaupt nicht gleich, sondern denke erst über Deine Gedanken wieder nach; prüfe sie, überlege, was falsch, was unter gewissen Einschränkungen wahr, was noch allgemeiner wahr sein möge, als es Dir zuerst erschien. — Bemerke, wie stark, wie wohlthätig oder nachtheilig diese Gedanken auf Dein Gefühl wirken, ob sie stark genug sind, oder noch kräftiger, deutlicher, mehr zur Gewohnheit

werden müssten, um Dich im Handeln, in Versuchungen, in Gefahren nicht zu verlassen, Dich rasch und sicher zu führen — wenn Dir die Gedanken entfliehen, scheue die Mühe nicht, sie immer wieder zu sammeln, ganze Tage damit zuzubringen, und tröste Dich mit mir, der ich oft 3 Tage lang, bloß nachdenke und erst am vierten eine Feder ansetze¹⁾ — gehe dem, was Dir dunkel ist, nach, kehre es, wende es hin und her, denke es in allerlei Verbindungen, in Bildern und Beispielen — denke es gehend und stehend, sitzend und liegend, im Zimmer und im Freien — bleibt Dir aber die Sache dunkel, so muss sie sich wenigstens in eine deutliche und bestimmte Frage fassen lassen, und wem Du dann diese Frage vorlegst, der wird an der Art, wie Du Dich ihm darüber äusserst und seine Winke auffassest, sehen können, wie viel oder wenig, wie scharf- oder stumpfsinnig Du darüber schon gesonnen habest — und wie fähig oder unfähig, werth oder unwerth Du der Belohnung seist. — Bist Du dann mit Dir einig, was Du schreiben willst, so suche es zu ordnen, zurecht zu stellen, in Anfang, Mittel und Ende zu scheiden. Die Veranlassung Deines Nachdenkens wird gewöhnlich den Anfang machen können; dann wird die Anzeige des Hauptgegenstandes ihren Platz finden; Erklärungen, Beweise, Zweifel, Antworten, Entscheidung, Bestätigungen — das wird in einer längern oder kürzern Reihe folgen können. — Was Du mir überschicken willst, soll und kann freilich nur kurz sein, weil es vielerlei sein muss (einige Briefblätter, recht eng vollgeschrieben, kannst Du indess immerhin zur Zeit schicken) aber gerade das Kurze bedarf — damit es von Inhalt gehörig vollgedrängt sei — vorzüglich der Ordnung und eines vorgegangenen reifen Nachdenkens. Wenn Du Dich zum Schreiben setzest, so künstle nicht lange über den Anfang, und schreibe überhaupt etwas rasch alles nieder; aber wenn es im Entwurf vor Dir liegt, dann sieh es sorgfältig durch, dränge zusammen, schneide das Ueberflüssige weg, ergänze, was fehlt, berichtige die Sachen, schleife den Ausdruck — arbeite es ganz um, wenn es Noth thut, zwei, drei, vier Mal, beharrlich und unverdrossen, bis es Dir recht ist. Dann zeige es Deinen Lehrern. — Wenn sie es Dir rathen, schreibe es ab und schicke es

1) Hartenstein l. c. I, p. XXI und Zeitschr. f. ex. Phil. I, 60.

mir. — Ich verlange zwar nicht, dass alles, was ich von Dir erhalte, bis auf diesen äussersten Grad Deine Kraft angespannt habe; jedoch je besser Du Dich selbst ausarbeitest, desto bessere Hülfe kann ich Dir leisten, und schon Deiner Uebung wegen dürfte es rathsam sein, dass Du alle Monate einmal, 3 bis 4 Tage nach der Reihe Deine übrigen Arbeiten ganz aussetztest, um die den Monat hindurch gesammelten Materialien auf diese Weise zu verarbeiten. Ersuche Deine Eltern und Lehrer um Erlaubniss dazu in meinem Namen. Es kann Deine übrigen Arbeiten gar nicht bedeutend stören, wohl aber ihnen eine vortreffliche Beförderung geben. — Selbst von Deinen Briefen an mich, die übrigens immer noch so kunstlos als möglich bleiben mögen, wünschte ich doch, dass Du sie, wenn sie nun hingeschrieben sind, noch ein Mal aufmerksam durchläsest, um die Fehler gegen die Orthographie, Grammatik und Regeln des Stils darin zu verbessern; sie auch allenfalls, wenn Du gerade Zeit hast, noch einmal abzuschreiben. Fehlt aber die Zeit, dann ist mir das Eiligste das Liebste; ich mag keinen Brief einbüssen, damit Du für mich ein Exercitium machen könntest. Dies letztere bemerke besonders, wenn Du mich lieb hast; es sei Dir mehr empfohlen, als alle die andern schönen Regeln. Slavisch binden sollten Dich überhaupt diese Regeln, die mehr hingeworfene Weisungen sind, gar nicht. Jeder Gegenstand fordert seine eigne Art zu arbeiten, und manches wirst Du am besten ohne alle Umstände so schreiben, wie es Dir zuerst einfällt. Was von der Art sei? — das erfinde selbst!

Ueber allen den Anstrengungen für Deine Bildung — über aller der Aufmerksamkeit auf Dich selbst — wirst Du darüber auch nicht vergessen, dass es Pflichten giebt, die mit Deiner Bildung nicht zusammenhängen, die ihr sogar entgegen sein können — und die Du gleichwohl um anderer Menschen willen erfüllen sollst? — Bis jetzt noch verschont Dich Dein Schicksal mit den schweren Pflichten dieser Art — und wenn Du nur Acht giebst, dass Deine Schwester Henriette Dich nicht rauh und ungefällig finde — dass Du nicht Rudolph's wegen mit Dir unzufrieden sein müssest — so werden die kleinern Aufmerksamkeiten, die Du Deiner Umgebung schuldig bist, Dir hoffentlich auch mehr und mehr von selbst ins Auge fallen. Zu einer kleinen Uebung

Deines Urtheils über Dich selbst in dieser Rücksicht kann es dienen, wenn ich Dir eine Stelle Deines letzten Briefes an mich, die Du ohne Zweifel in der besten Meinung von der Welt hingeschrieben hast, noch einmal vorlege. „Zwar weiss (weiss) ich, dass es mir etwas schwer sein wird, das Interessante, (Interessante), was mir den Tag über auffallen mag, zu finden; aber doch, weil sie (Sie) es mir rathen und weil (,) was sie (Sie) mir rathen (,) zu meinem Nutzen (Nutzen) ist, will ich es gerne thun.“

(Verliere nicht über die in Klammern angemerkten orthographischen Fehler die gute Laune; ich habe sie auch nicht darüber verloren.) Wie nun, wenn ich Dir nicht gerathen, sondern darum gebeten hätte — und zwar nicht um Deines Nutzens willen, sondern zu meinem Nutzen oder zu meiner Freude? Hättest Du mir es dann abschlagen sollen? — Es versteht sich, dass Du voraussetzest, ich werde nicht eines thörichten Einfalls wegen etwas von Dir verlangen, das Dir viel Zeit und Mühe kostet; sondern es werde ohne Zweifel für mich zum wenigsten so viel Werth haben, als Dir Deine Mühe werth sein kann. Wie aber, wenn mein Zweck zum Beispiel blos der gewesen wäre, dass ich die Erziehung, die ich Dir gegeben habe, aus dem Erfolge hätte beurtheilen wollen, den sie bei Dir zurücklässt? Hättest Du dann die Mühe für mich nicht übernehmen mögen? Hättest Du die Zeit lieber angewandt, um selbst zu lernen? Ich erwarte Deine Antwort in Deinem nächsten Briefe.

Ueber Dein Betragen gegen Rudolph schweigt Ihr diesmal alle zusammen. Eschen und Ziemssen sind aber mit R. zufriedener; darf ich nun wohl daraus schliessen, dass Du es ihm vielleicht auch leichter machst, gut zu sein? — An den kleinen Franz möchte ich Dich wohl auch erinnern. Ganz vergessen werden darf es wenigstens nicht; denn wenn sich Gelegenheit findet, seinen Fassungskräften früh etwas in die Hände zu spielen, so ist für die Zukunft viel gewonnen. Doch wir wollen das zuerst mit Herrn Segelken überlegen. Segelken statt Brohm — davon wird Dir Dein Vater schon erzählt haben. Brohm, Boimelburg, Stolz, Segelken — Dir sind das alles jetzt nur blosse Namen; denn Du kennst keinen davon — weisst nicht, welcher von ihnen zu Dir und zu Eurem ganzen Hause am besten gepasst haben würde —

weisst nicht, wie die Leitung eines jeden Dich anders verändert haben mächte — ich weiss es auch nicht, ob ich gleich zu jedem von ihnen im Ganzen genommen Zutrauen hatte — sie selbst können es nicht wissen; — können eben so wenig wissen, ob der Aufenthalt bei Euch ihnen zuträglicher gewesen sein würde, oder ob ihnen so besser ist. — Brohm scheint sehr zu zweifeln, ob die Herren, die ihn in Berlin zurückhalten, ihm einen Dienst leisten — Hr. Boimelburg wäre lieber in der Schweiz als in Polen gewesen, ob er gleich dort eine ausserordentliche Einnahme hat. — Ich selbst kam zu Euch und musste wieder gehn, ohne viel zu wissen, wohin ich kam und ging. So würfelt das Schicksal um uns.

Dass es doch mehr als ein blosses Würfelspiel sei — meinst Du, es sei wichtig, das einzusehn und glauben zu können? Wollen wir das im Sommer versuchen?

Hr. Segelken schlägt eine sehr vortheilhafte Stelle aus, die ihm (wenn Oth sich nicht irrt) hier in Bremen angeboten wurde — und verlässt also sein Vaterland, woran die Bremer, so viel ihrer mir bekannt sind, sonst sehr zu hängen pflegen — um zu Euch zu kommen. Vielleicht hat meine gute Meinung von Dir etwas dazu beigetragen, die er durch meine Jenaischen Freunde erfahren haben kann; denn ich selbst habe ihn dort nur bloß gesehn, weil mich damals jene Freunde, die ihn noch nicht genau genug kannten, auf ihn auch nicht aufmerksam machen konnten. Was man mir aber jetzt von ihm schreibt und was ich hier in Bremen allgemein von ihm höre, das lässt mich sehr bedauern, nicht durch mündliche Unterhaltung diejenige Freundschaft mit ihm angefangen zu haben, der er jetzt von meiner Seite dadurch gewiss ist, dass er sich um Eure Bildung Verdienste erwirbt. Dich bitte ich vor allen Dingen, ihm mit Gefälligkeiten jeder Art, wo Du kannst, entgegenzukommen; und ich hoffe es von Deinem wachsenden Verstande, dass Du es mehr und mehr ausfinden wirst, wie Du dem guten Willen Deines Lehrers — ohne ihm vorzugreifen — die Wege bahnen könntest. Merke auf, ob er sich über etwas mit Dir zu unterreden wünscht, verfolge dann das Gespräch dahin, wohin er es lenkt, sage bescheiden Deine Meinung, wo Du eine hast — am besten fragweise; hüte Dich, entscheidend zu urtheilen, das würde das Gespräch leicht zerreißen — denke nachher über die

Unterredung nach und suche sie zu gelegener Zeit fortzusetzen. Schreibe mir, ob Du ihn leicht verstehst und worüber Du mit ihm am liebsten sprichst.

Du siehst, mein geliebter Carl — meine Wünsche sind um Dich; und mein Geist möchte auch bei Dir sein und sich mit dem Deinigen vereinen. Mein Zutrauen zu Dir siehst Du auch — denn könnte ich es sonst erwarten, dass Du Dir diese Papierblätter nützlich machen würdest? Bleibe Du der meine, so wie ich der Deine Herbart.

Magst Du diesen Brief dem Hrn. Segelken zeigen? Es wird ihm vielleicht lieb sein, wie wir mit einander sprechen. Es soll ganz in Deinem Willen stehen.

23.

An die Gebrüder von Steiger.

Bremen, am 10. Juli 1800.

Vielmal, meine lieben jungen Freunde, bin ich in diesen Wochen ungeduldig darüber geworden, dass ich von Euch keine Briefe habe. Ich hätte schöne Gelegenheit gehabt, Euch durch Hrn. Stolz eine weitläufige Antwort sicher zu übersenden. Ich schiebe gern die Schuld auf die Posten. Denn Ihr habt in der langen Zeit doch gewiss etwas für mich geschrieben. Dass ich für mich nichts Künstliches von Euch begehre, habe ich Euch noch in meinem langen Briefe vom April, den Ihr doch hoffentlich erhalten habt? — wiederholt, nachdem Ihr es ohnedies längst überzeugt sein konntet.

Jetzt kann ich Euch nur kurz schreiben, dass meine Liebe und mein Andenken Euch immer bleibt — dass kein Tag hingeht, wo ich nicht versuche, mir Eure Gestalt und Euer Wesen vorzustellen, wo ich nicht für Euch wünsche und hoffe — nicht wahr, meine Theuern, das ist die Hauptsache, die meine Briefe Euch sagen sollen? Ich schliesse es wenigstens daraus, weil es mir selbst so geht, weil ich es jedesmal wissen möchte, wenn Ihr an mich denkt; weil ich jetzt, da ein Anderer die Aufsicht über Euch übernommen hat, nicht mehr nöthig finde, viel an Eure Fehler zu denken, sondern lieber bei dem Guten verweile — bei dem Guten, das Ihr jetzt schon habt, und das Ihr künftig noch erwerben, und selbst sein und mir irgend einmal entgegenbringen werdet. So empfinde ich jetzt das Vergnügen, an Euch zu denken,

wenn nicht lebhafter, doch noch reiner, als da ich noch bei Euch war. — Wie habt Ihr es die lange Zeit hindurch gemacht, da Ihr auf dem Lande allein waret? Ziemssen versprach mir, er würde so ziemlich sorgen können. Das neue Landgut hat Euch auch wahrscheinlich viel zu thun gemacht. Besonders Sie, lieber Ludwig, haben, wenn ich glücklich rathe, dort eine Menge von Geschäften für sich gefunden? — Carl wird mir erzählen, dass er viel im Plato und Xenophon gelesen, und Rudolph, dass er schon weit über die Hälfte der Iliade hinaus ist. Ungefähr dasselbe kann ich Euch von mir erzählen, und vielleicht werde ich Euch in meinem langen Briefe, an dem ich schon manches geschrieben habe, davon noch umständlicher erzählen. Ich lebe, wie Ihr an der Aufschrift seht, noch in Bremen. Meine Adresse ist also: an H— abzugeben beim Hrn. Professor Smidt, auf dem Abenthorswalle in Bremen. Ihr könnt die Briefe nur gerade hieher schicken, denn ich bleibe fürs Erste hier.

Meine gehorsamsten Empfehlungen dem Herrn Landvogt und der Frau Landvögtin. — Grüst auch vielmals Henriette, Sophie, Justine, und küsst statt meiner den Franz und die kleine Josephine.

24.

An Carl Steiger.

Bremen, am 10. Novbr. 1800.

Unser Briefwechsel geht langsam, theurer Carl, wir haben beide viel gegen einander aufzurechnen. Ich hatte meine leidigen Ursachen, Dir's nicht zu sagen, wie sehnend ich fast täglich Deiner dachte. — Körperliche Schwäche, die noch jetzt nicht ganz aufhört, war nicht die kleinste dieser Ursachen; sie machte meine guten Stunden so selten, dass ich sie ängstlich zusammenhalten musste, und böse Launen wollte ich Dir nicht schicken. Du hast dann auch ohne Zweifel Deine Ursachen gehabt, Dir kleine Veranlassungen zum Zögern wichtig zu machen. Schriebst Du leichter — fiele es Dir ein, wie vieles täglich um Dich vorgeht, das ich zu wissen wünschte — und vor allem könntest Du begreifen, wie viel Freude Du mir zu geben im Stande bist, und wie viel mir fehlt, da ich Dich nicht um mich habe — dann sicherlich hättest Du we-

der auf Hrn. Segelken's Ankunft noch selbst auf meine Briefe gewartet, Du würdest vielmehr die letzteren herausgefordert haben.

Du erinnerst Dich wohl nicht mehr eines Nachmittages — es ist jetzt über ein Jahr — da ich mich ankleidete, um in eine Gesellschaft bei Dr. Herrmann zu gehn, während Du mit einer mühsamen Repetition aus dem Eutyphron glücklich zu Stande kamest. Die Gesellschaft verlangte mich zum Clavier, und es gelang mir an jenem Abend, wie vielleicht niemals vorher. Das machte das angenehme Gefühl, was ich von Dir mitgenommen hatte, und was im Geräusche der Fremden mir immer blieb.

Auf ähnliche Art hat mir Dein letzter Brief arbeiten helfen. Ich war schon im Begriff, Dich kräftig zu mahnen, nur ein Paar Tage noch musste ich warten, um erst eine Vorlesung für das hiesige Museum zu schreiben¹⁾ — noch eben zu rechter Zeit kam der Brief, um sich einen Antheil zu gewinnen an der günstigen Aufnahme, welche die Vorlesung gefunden hat — wofür ich, wie sich's gebührt, mich Dir hiermit dankbarlich verpflichtet erkenne.

Noch einen schönen Dank aber würde ich Dir sagen, wenn Du mich manchmal so unterstützen wolltest bei der weitläufigen und schweren Arbeit, die ich für Dich versuche — einer Beilage zu Plato's Phädon, zu der ich schon im Sommer manches vorbereitet habe, die wahrscheinlich schon fertig wäre, hätte ich diesen Sommer so froh zugebracht, als den vorigen, die aber, ich weiss nicht, wann und wie, zu Stande kommen wird, wofern mir nicht der heitere Geist zu Hülfe kommt, der allein das Verständig-Erfreuliche zu schaffen vermag. Es ist mir lieb, dass Plato wieder in Deiner Hand ist — noch lieber, dass Du darin viel Veranlassung findest, über Dich selbst nachzudenken. In der That schon von dem ersten Worte an, das Sokrates dort spricht, sind die Stellen dicht gesäet, die Dich zum Nachsinnen bringen mussten, wenn sie für Dich nicht verloren sein sollten. Sehr geistreich — eine Lehre für das ganze Leben und ein Räthsel, wenn man nach der Ursache fragt — ist schon die erste Bemerkung, die Sokrates aus seinem Bein herausfühlt, dass Schmerz und Freude immer

1) Die Vorträge im Bremer Museum s. III. Nr. 6.

so nahe bei einander zu sein pflegen — auch was Sokrates Musik nennt und warum er wohl so mancherlei verschiedene Dinge in diesem sonderbaren Worte zusammenfasst, verdient Ueberlegung, auch wie er so feierlich scherzend dem Euenos rath, ihm bald zu folgen — und der Spruch, den er anführt, dass wir auf einem Posten seien und nicht nach Belieben davon laufen dürften — ist, wie er hier selbst sagt, nicht leicht durchzusehen — und sein unbestimmtes ἴσως τοῖνυν ταύτη οὐκ ἄλογον — scheint mehr den Leser denken zu machen, als ihm die Sache ganz erklären zu wollen. — Besonders aber etwas weiter hin die lange Stelle von da, wo er den Kriton und den Gefangenwärter abgewiesen hat, κινδυνεύουσι γὰρ, ὅσοι τυγχάνουσιν ὁρθῶς ἀπιόμενοι u. s. w. bis ganz dahin, wo Cebes ihn auf den eigentlichen Gegenstand der Schrift führt — diese muss Dir nothwendig äusserst merkwürdig sein. Mich dünkt, von dem allen müsste sich mancherlei aufschreiben lassen; will es nicht gleich gehen, so dürftest Du es nur auf allerlei Art und zu verschiedenen Zeiten versuchen, bald diesen, bald jenen kurzen Satz auf ein Papier hinzuwerfen — es braucht ja nicht gleich Zusammenhang zu haben — nach und nach kommen der Einfälle mehrere und endlich ründet sich ein Ganzes.

Dein Aufsatz über den Cyrus ist im Ganzen recht gut; die Worte sind voll Sinnes, und, sofern ich aus der Erinnerung sprechen darf, die wesentlichen Züge mit richtigem Urtheile herausgehoben. Finde ich in diesen Tagen noch Zeit, das Buch zu vergleichen, so schreibe ich Dir noch mehr darüber. — Wäre diese erste Arbeit Dir missrathen, so müsstest Du streben, bald eine bessere an die Stelle zu setzen; jetzt darf der gelungene Versuch Dir Muth und Hoffnung machen; heiterer darfst Du nachdenken und ungezwungener allerlei Wendungen versuchen und Dich nicht viel darum bekümmern, wie ich es etwa gemeint haben möchte. Denn was Du selbst klar gedacht und lebhaft empfunden hast — und was, wann Du es geschrieben wieder durchliesest, gerade sagt, was Du hast sagen wollen — darüber wirst Du meine Meinung immer nachher noch früh genug erfahren.

Am 20. Novbr.

Xenophon's Geschichte seines Feldzugs liegt vor mir; ich habe nun mancherlei mit Dir darüber zu reden. Obgleich

dieser Brief dadurch noch einige Tage länger aufgehalten ist, so freut es mich doch, dass ich ihn nicht fortgesandt habe, ohne vorher jene mir so willkommene Probe Deiner Arbeiten mit dem Original zu vergleichen. — Glaube nicht, dass ich nun zurücknehmen wolle, was ich vorhin Gutes von Deinem Aufsätze sagte; der Fehler, dessen ich Dich zeihen muss, ist eigentlich nur eine gewisse Leichtgläubigkeit — die Dich aber wahrlich besser kleidet, als wenn Du auf der entgegengesetzten Seite mit selbstgefälliger Unbescheidenheit den Sittenrichter des Cyrus — und was unvermeidlich gewesen wäre — zugleich Xenophon's selbst — hättest machen wollen. Nur ist eine solche Leichtgläubigkeit ein wenig gefährlich für Dich, und immer hätte ich es gern gesehn, wenn sich in Deinem Aufsätze ein zweifelndes Misstrauen gegen beide blicken liesse.

Doch vergiss dies Alles und schlage unbefangen noch einmal das Buch mit mir auf. Natürlich nehmen wir zuerst das neunte Capitel vor uns, wo Xenophon den Cyrus am besten kennen musste, uns selbst die Schilderung seines Charakters giebt; nachher vergleichen wir dann die vorhergehende Geschichte. — βασιλικώτατος; das ist das Ankündigungswort des Xenophon, und dieses in der That bewährt sich vortrefflich. Nun führt er uns in des Cyrus Knabenalter zurück. Xenophon fühlte es stark, dass schon in dem Knaben der künftige Mann sich bilde und zeige, man findet diesen Zug auch in seinen andern Schriften. — Aber hier stösst mir eine Stelle auf, die den Zweifel schon erregt πάντες γὰρ οἱ τῶν ἀριστῶν Περσῶν u. s. w. So nahe ihren Vätern, so unter den Augen derselben konnten sich die persischen Prinzen freilich vortrefflich bilden — wenn die Väter selbst vortreffliche Männer waren. Aber fragen wir nun die Geschichte. Wie ist denn die Reihe der persischen Könige beschaffen? Sieht sie nicht eher einem vererbten Laster, als einer vererbten Tugend ähnlich? Und gleichwohl schreibt Xenophon so trocken, so ohne Einschränkung und Bestimmung: αἰσχρὸν δ' οὐδὲν οὔτε ἀκούσαι οὔτ' εἶναι! So müssen wir doch wohl auf seine eigene Art zu denken aufmerksam werden, auf die Stellung seiner Urtheile, auf sein Benehmen, wo er dem Cyrus die Lobrede hält. Ob vielleicht jenes αἰσχρὸν etwa nicht so, wie es Plato gemeint haben würde, vom Unsittlichen — sondern nur

vom Unschicklichen, Unanständigen zu verstehen sei? Ob vielleicht das: *μανθάνουσιν ἀρχεῖν τε καὶ ἄρχεσθαι* in Xenophon's eigenen Augen die Hauptsache gewesen sei? Ein solcher blosser Ordnungsgeist mochte denn freilich vielleicht in den *βασιλείωσ θόραισ* gelehrt werden, ohne dass sie darum etwas Besseres zu sein brauchten, als — eine Despotenschule. Und selbst in dieser Rücksicht machen die persischen Regenten ihrer Jugendbildung wenig Ehre; es sind unter ihnen gar viele plumpe Unholde. Lesen wir weiter! Cyrus ist sehr gelehrig, folgsam — muthig, in körperlichen Uebungen gewandt! — Jetzt kommt ein höchst ehrwürdiger Zug: „er lügt nie, hält jedes Versprechen genau, daher verlässt sich auch alles auf ihn.“ Aber wie? Wie fuhr denn sein Bruder dabei, dass er sich auf ihn verliess, dass er auf die Aufrichtigkeit ihrer Aussöhnung baute? Gerade hier wäre der Ort gewesen, uns zu zeigen, wess Geistes seine Zuverlässigkeit gegen die Anderen war, ob er gut handeln, oder ob er nur sichere Freunde erwerben wollte für seine grosse Unternehmung? — Es würde indessen eine geistlose Beurtheilung verrathen, wenn man annähme, dass nur eins von beiden seine wahre Gesinnung habe sein können; sie war vermuthlich beides zugleich; — und gewiss beides noch nicht allein. Das zeigt das Gebet, was ihm nachgesagt wurde, *τοσοῦτον χρόνον ζῆν, ἕστε κ. τ. λ.*

In dieser wahrhaft königlichen Gesinnung, durchaus unübertroffen sein zu wollen, zeigt sich der natürlich starke, klare hohe Geist, der für jede Neigung sowohl der Welt als der Tugend empfindlich, gleichwohl zu gross war, um in den blossen Eigennutz hinabzusinken, und zu unruhig und zu stolz, um über die reine Idee der Pflicht und des Rechts nicht weit hinauszufiegen. Er musste schenken und liebkosen, oder brennen und verstümmeln; der Thron oder der Tod musste ihm werden. Viele schöne und glänzende Thaten erwartete ich von einem solchen Charakter; nur für eine Eigenschaft, die Du an ihm lobst — Strenge gegen sich selbst — weiss ich in einer Seele, wie diese, kaum einen Platz und finde in seiner Geschichte noch weniger ein Beispiel, worin ich sie erkennen könnte.

Ein solcher Mensch lässt sich denn freilich „nicht auslachen“ — aber die abgeschnittenen Füsse und Hände, die man „häufig auf den Landstrassen sah!“ waren doch selbst

unter den Barbaren ein barbarisches Mittel, um gute Polizei — ἀδεῶς πορεύεσθαι — zu schaffen. Aus dem Bisherigen wirst Du auch errathen, was ich von seiner gerühmten Gerechtigkeit denke. Der Austheiler des verdienten Lohns zu sein bei Guten und Bösen, ist ein für den Ehrgeiz sehr schmeichelhaftes Amt; er wird es gern an sich reißen, gern mit Wohlthat und Strafe in des Rechts Namen um sich werfen. Und es ist nicht zu läugnen, dass, wenn von solchem Ehrgeiz die Politik sich leiten lässt, sie ein etwas menschlicheres Ansehen annehmen wird, als sie gewöhnlich zu zeigen pflegt. Aber eigentliche Gerechtigkeit — besteht doch nicht mit dem „Versuche, verborgen gehaltene Güter an sich zu bringen.“ Es war vernünftig, dass er ein solches Verbergen nicht gern sah, es war treffliche Politik und, für einen Perser, ein wahrhaft edles Benehmen, offenen Erwerb lieber durch Belohnungen zu vermehren, als selbst darauf Jagd zu machen; aber wenn jemand dessen ungeachtet die Grille hatte, lieber heimlich zu thun mit seinem Vermögen (angenommen auch, dass niemand Grund dazu haben konnte in des Cyrus Ländern) — gab ihm das ein Recht auf solche Güter? Uebrigens ist Xenophon hier nicht deutlich, aber gelindere Erklärungen der Stelle, die sich etwa denken liessen, würden sich kaum mit dem Ganzen reimen.

Denke nur einige Züge seiner Geschichte hinzu. Gleich Anfangs — was ist es, das ihn zu seinem Hauptplane treibt? Ist es etwa Nothwehr, oder zeigt sich auch nur in der Ferne Gefahr für ihn? — Sein Bruder lässt ihn nach Belieben mit seinem Neben-Statthalter Krieg führen; erlaubt ihm, die diesem weggenommenen Städte zu behalten — (freilich eine musterhafte Ordnung in der persischen Monarchie!) Aber er selbst hat den Groll mitgenommen, aus der frühern Zeit, da Tissaphernes ihm durch seine Verläumdungen Gefangenschaft und Todesgefahr zuzog; und was Tissaphernes sündigte, das lässt er seinem Bruder entgelten — seinem Bruder, seinem König, der ihn mit sich versöhnt glaubte! Du hast das gefühlt; Du sprichst von etwas Rache und Herrschsucht — und brauchtest in der That schon dazu etwas Kühnheit gegen Deinen Meister Xenophon, der das — obgleich Verehrer des Sokrates — gar nicht zu merken scheint. — Ich wüsste nichts, was sich hier sonst noch irgend zeigte, ausser Rache und Herrsch-

nacht. Gesetzt, er wäre dennoch in Gefahr gewesen — konnte die nämliche Macht, mit der er gegen seinen Bruder zu Felde ziehen durfte, ihn nicht in seiner eigenen Provinz schützen, wenn er angegriffen wurde? Ich will nicht erwähnen, dass er eigentlich nur Statthalter war, der sich als solcher keine gewaffnete Vertheidigung gegen seinen König einfallen lassen soll — dies war hier anders, die Satrapen im persischen Reiche wurden vom Könige selbst als blos tributäre, sonst aber selbstherrschende Fürsten häufig behandelt und mochten sich dann allenfalls so ansehen, selbst der öffentlichen Ordnung wegen. — Du meinst, „das Zeitalter könne ihn etwas entschuldigen, da damals nahe Verwandte sich nicht viel daraus machten, einander zu bekriegen?“ — Aber die Geschichte würde Mühe haben, Dir irgend ein Zeitalter zu nennen, wo Kriege zwischen nahen Verwandten, die mit irgend einer Hoffnung einander einen Thron streitig machen konnten, so etwas besonders Ungewöhnliches gewesen wären. Und Cyrus kannte ja die Griechen so gut; musste er denn eben der Perser bleiben, der er geboren war?

Er kannte die Griechen so gut — dass er, da Xenias und Pasion davon gegangen waren, die schöne Gelegenheit, zu thun, als ob er grossmüthig jedem seine Freiheit lasse, ganz so trefflich zu ergreifen wusste — als es für ihn hohe Zeit war, sich die entfremdeten Gemüther wieder zu gewinnen.

Er kannte den Freiheitsdünkel der Griechen so gut, dass er es wagte, ihnen kurz vor der Schlacht das ungereimte Compliment zu machen: „Wisst, ich selbst möchte die Freiheit wählen statt aller meiner Güter!“ So spricht Prinz Cyrus — von sich, nicht etwa von seinen Barbaren, von denen er an einem andern Ort selbst sagt, dass sie einzig aus bitterer Furcht vor den Griechen ihm in den Kampf folgten — und von denen die Geschichte auch sonst recht deutlich sagt, dass sie, die Unterthanen, wohl ein wenig mehr Freiheit hätten haben mögen und sollen. Dagegen nahm er denn auch Schmeicheleien von den Griechen wieder an. „Meinst du,“ sagt Clearch, „dein Bruder werde es überall nur wagen, mit Dir zu fechten.“ „Sicher,“ antwortet Cyrus, „wenn er irgend mit mir aus einem Blute entsprossen ist!“ — Vielleicht verstehst Du diese Stelle in meiner Uebersetzung etwas leichter, als im

Griechischen, wo der Schmeichler nicht ganz so deutlich spricht.

Noch eine Geschichte will ich Dir ins Gedächtniss rufen, wo er mir missfällt. Es ist die vom Orontas. Des Cyrus Rede an den versammelten Staatsrath athmet die lauterste, behutsamste, gewissenhafteste Gerechtigkeit. Man stimmt zum Tode — und nun wird der Verbrecher nicht etwa öffentlich oder vor Zeugen hingerichtet, sondern Cyrus lässt ihn verschwinden, niemand weiss sein Grab — niemand erfährt, welche stumme Grausamkeiten an ihm verübt sein mögen.

Schon vorher schlägt er ein Paar von seinen Grossen todt, weil er sie beschuldigt (*ἀτιασάμενος*), dass sie ihm nachstellen. Kein Verhör! Keine Ueberweisung. Er hatte doch, obgleich nur ein Perser, gar wohl einen Begriff davon, wie die Geschichte mit Orontas zeigt.

Was auch der unschuldige Thiergarten ihm gethan haben musste, den er im Vorbeigehen umhaut und den Palast verbrennt! —

Habe ich denn gar nichts diesem Allem entgegenzustellen, wobei ich mich wieder an ihm freuen könnte? Ich weiss eigentlich nur einen einzigen Zug, der mir so recht wohlgefällt, das ist seine Herzlichkeit gegen seine Freunde, von der ich gern glaube, dass sie aufrichtig war. Er sorgt so für jeden, wie jeder selbst es sich wünscht — eine Weisheit, die nicht alle Freunde besitzen. — Er thut es mit Sorgfalt, mit emsigem Streben, *τῷ προθυμείσθαι χαρίζεσθαι*. Sehr schön in der That ist das *τούτοις ἤσθη κῆρος βούλεται οὖν, καλῶς τούτων γείσασθαι*.

Wir sehn also in ihm viel natürliche Gutmüthigkeit und noch mehr Klugheit, und eine Fülle von angeborner Kraft aller Art; wir sehn, was ein Sokrates, wenn das Glück sie zusammengeführt hätte, aus ihm vielleicht gemacht haben würde. Selbst unter den älteren Römern wäre sein Charakter gewiss reiner gebildet; schnell würde er jedes Beispiel ihrer Tugenden ergriffen und vielleicht zum Muster erhoben haben. So — blieb er ein Perser. — Die Natur hat durch ihn sich gerechtfertigt; sie hat gezeigt, dass sie an jedem Orte grosse Anlagen erschafft — aber auch angezeigt, wie sehr sie die Entwicklung derselben der menschlichen Gesellschaft überlässt, die so selten das Ihrige thut und so oft den Keim ver-

dirbt, der ihr selbst die schönsten Früchte hätte tragen sollen. Du hast Recht zu glauben, dass es für Persien von grösserm Nutzen gewesen wäre, wenn Cyrus den Thron bestiegen hätte. Aber ich hatte noch eine andere Idee, deren Ausführung dem Cyrus nicht den Vorwurf des versuchten Königs- und Brudermords gebracht hätte und doch vielleicht noch weit glücklicher in den Gang der Weltgeschichte eingegriffen haben würde. Cyrus stand in Kleinasien zwischen Griechen und Persern in der Mitte; hätte sein Geist sich ein wenig mehr zu ruhiger Weisheit ausgebildet, so bot sich ihm von selbst der Gedanke dar, Griechen und Perser in seinem Staate durch einander zu mischen, nach den besten Mustern beider Nationen seine Staatseinrichtung zu bilden — so hätte der männliche griechische Muth den persischen Gehorsam gelernt und der Slavensinn der Barbaren hätte sich ermuntert zur Industrie, zu Künsten und Wissenschaften. So liess sich ein mächtiger Staat gründen, der durch sein politisches Verhältniss zu Persien und Griechenland beide im Zaum gehalten und beide gegen einander geschützt hätte. Die griechische Geschichte kann Dir mannichfaltige Gelegenheit, darüber nachzudenken, darbieten, wie alsdann alles anders gegangen sein würde. Nur diese wenigen Bemerkungen: alsdann war Persien der natürliche Bundesgenosse Griechenlands, weil jener Mittelstaat beiden Gefahr drohte; der letztere konnte nicht leicht zu weit um sich greifen, weil er persisches Gold und griechische Tapferkeit und wegen seiner Neuheit selbst innere Schwäche zugleich gegen sich hatte; die griechischen Staaten wurden durch die beständige nahe Gefahr aufmerksam erhalten und entzweiten sich nicht so leicht unter einander — Alexander endlich konnte die Welt nicht zerrütten; griechischer Geist hätte ihm in Klein-Asien die Spitze geboten; Kleinasien hätte ihm selbst die Eroberung Griechenlands gewehrt — und seine Talente hätten, in Macedonien eingeschlossen, auch hier ein glückliches Reich geschaffen.

Aber wozu zerbreche ich mir den Kopf über den Cyrus, was er war, was er hätte werden und thun können! — Nicht blos, um Dir Deinen kleinen Aufsatz so weitläufig zu erwidern, sondern um Dich auf den Schriftsteller, den Du liest, aufmerksam zu machen. Xenophon's Werke pflegen allgemein als sehr moralisch gepriesen zu werden. Es ist auch in

der That viel Treffliches darin. Aber so viel leichter verbirgt sich eine gewisse Schiefheit seines sittlichen Urtheils — und ich wüßte in der That kaum ein feineres Gift für Dein Herz, als wenn Du so ohne genaue Unterscheidung Dich von ihm überreden lassen wolltest. — Kindern verbietet man Messer und Scheere — Dir brauche ich Dein Buch, das unter den historischen Werken aller Zeiten eine der ersten Stellen einnimmt, nicht aus den Händen zu winden. Aber da Du es allein liestest — was auch immer so fort gehn kann, — wird eine Warnung Dir heilsam und gerade so viel nöthiger sein, je aufmerksamer Du liestest. Du mußt selbst urtheilen lernen; aber Du wirst wohl thun, Deine Urtheile einem Lehrer oder Freunde mitzuthemen, und das seinige zu vergleichen. Lies also nun noch einmal das Ganze genau, und halte es sorgfältig mit dem zusammen, was ich Dir geschrieben habe. Es giebt dann noch manche Züge zu bemerken, die ich nicht angeführt habe, z. B. dass Xenophon allenthalben, wo er von Cyrus etwas Gutes sagte, gleich hinzusetzt, wie das ihm, dem Cyrus, so nützlich gewesen sei, wie es ihm so viel Freunde verschafft habe u. s. w. Darin läge an sich nichts Uebles; aber so häufig wiederholt muss es endlich anstößig werden. Lies allenfalls auch einmal die Platonischen Werke, die Apologie und den Kriton wieder, so muss Dir leicht auffallen, welch ein Geist hier herrscht, wie viel zutrauensvoller Du Dein Herz den darin herrschenden Empfindungen öffnen darfst. Xenophon freilich war ein Mann, der die Welt kannte — Plato kannte sie viel weniger. Jener hätte sich nicht wie dieser am Syracusischen Hofe den Spöttern Preis gegeben. Aber wenn es eine schwere Kunst ist, Weltkenntniss mit einem reinen Herzen vereinigt zu erwerben — so soll ich doch Dir wohl nicht eine Ermahnung schreiben, was Dir das Erste und was Dir das Zweite sein solle. — Ich habe Dir ehemals oft geäußert, dass ich Geschichte in gewisser Rücksicht für ein gefährliches Studium halte, das Buch von Xenophon ist nun eine Geschichte — als solche mußt Du es lesen, als solche es vorsichtig anfassen und es als ein Beispiel betrachten, wie Du jede Geschichte zu lesen habest. — Ich habe dies Buch noch nicht weiter gelesen, ich werde aber jetzt darin fortfahren und vielleicht noch nächstens auch

die andern Xenophontischen Werke wieder durchsehn, dann können wir weiter darüber reden.

Ich sehe eben in Deinen Brief wieder hinein, da stehen denn freilich allerlei Geschichten bunt durcheinander! Theseus, Romulus — Catilina — und Florian's Numa! Zwischen Livius, Plutarch, Sallust, Virgil und Florian giebt es der feineren und gröberen Vergleichen genugsam zu machen; ich wünsche, dass Du sie alle machst, um die Masse in Deinem Kopfe gehörig zu ordnen. Dann kann es eine treffliche Uebung geben. Aber vor allen Dingen wünsche ich, dass Du Dich nicht vergessest, sie alle zusammen und jeden einzeln mit Deinem Herzen sorgfältig zu vergleichen. — Ohne Zweifel sorgt Herr Segelken schon dafür; doch weisst Du noch von ehemals her, wie oft ich Dir sagte, dass der Lehrer nur in dem Verhältnisse etwas vermag, wie ihm der Zögling entgegenkommt, Veranlassung bietet; das wirst Du auch jetzt nicht vergessen dürfen.

23. November.

Wenn Du in diesem Briefe noch Nachrichten von mir suchst, Lieber, so erwarte nicht viel. Ich habe wenig Zeit und habe auch nur wenig zu erzählen. Ich lebe hier in Bremen hauptsächlich mit meinem Freunde Smidt, der sich an die gütige Aufnahme Deiner Fr. Mutter zu Märceligen dankbar erinnert und mir so eben an Dich einen Gruss aufgetragen hat. Auch in einigen andern Häusern genieße ich hier eines freundschaftlichen Umgangs. Meine Zeit gebrauche ich hier nicht viel anders, als ehemals bei Euch. Einige Stunden täglich kömmt ein junger Mensch, von Ludwig's Alter, zu mir, der sich von mir zur Universität vorbereiten lassen will. Er heisst Walte¹⁾, ist ein guter, stiller fleissiger Jüngling, aber etwas vernachlässigt in früherer Zeit. — Meine meisten Stunden sind einigen Arbeiten gewidmet. Vorläufig — das heisst wahrscheinlich, für ein Paar Jahre — bleibe ich hier in Bremen, Du kannst gerade an mich Deine Briefe adressiren; ich logire im Baumannischen Hause in der Jacobi-Strasse; Böhlendorf ist jetzt auch hier und grüsst Dich und seinen Fritz.

1) Hartenstein l. c. I, p. LVI.

Bestelle meine Grösse unter Deinen Brüdern und Schwestern im Hause. Lass mich nicht lange auf Deinen nächsten Brief warten. Leb wohl, Lieber.

Dein Herbart.

25.

An Carl Steiger.

Bremen, am 8. Febr. 1801.

Ich habe etwas Neues ausgedacht, lieber Carl; ein Mittel nämlich, wie ich Dich zu mir kommen lassen will. Da es nicht wohl angeht, dass ich Dich bitte, zu mir her zu gehen: so bitte ich Dich gerade um das Gegentheil, nämlich dass Du Dich für einige Stunden recht still und steif hinsetzest, dann will ich Dich schon bekommen. Um das weitere frage Hr. Sonnenschein. Uebrigens staune ich in der That die unendliche Sorgfalt an, mit der Du einen Monat nach dem andern brauchst, um heraus zu studiren, was Du mir wohl schreiben könntest! In diesem Studiren will ich Dich gar nicht stören; es freut mich vielmehr schon, ehe ich die Früchte davon gesehen habe. — Aber wenn Du mir einen Gefallen thun willst — denn ich wünsche auch ausserdem etwas zu bekommen — so setze Dich gleich in der ersten gelegenen Stunde, nachdem Du dieses Blatt erhalten haben wirst, mit einem Blatt und einer Feder hin und schreibe an mich, was Dir einfällt, so schnell die Feder gehen kann. Alle Entschuldigungen, die etwa dabei zu machen sein möchten, will ich mir wohl selbst dabei sagen. Das Paar Briefe, was ich längst an Dich und Ludwig, und der, welchen ich bald nachher an Deinen Herrn Vater gesandt habe, ist doch angekommen? In dem erstern war eine weitläufige Erwiderung Deiner Bemerkungen über den Cyrus, die ich nicht gern zum zweiten Male schreiben möchte. Damit Du nicht verlegen seist, wovon Du schreiben sollest, sage ich Dir: soviel Personen in Eurem Hause sind (Dienstboten abgerechnet) — von eben so vielen möchte ich gern umständlich wissen, wie sie sich befinden und was sie machen. Auch von der Familie Deines Hr. Grossvaters, von Onkel und Tante May, von Hr. und Frau Meißner und deren Institut, Hr. und Frau v. Goumoëns; — — vom Hauptmann Michel, der Frau Platter, — — ja sogar von dem Grund

und Boden zu Riggisberg, von den Tauben und Ziegen, die Ihr dort gehalten habt etc. etc. — verlangt mich zu hören. — Viele Grüsse und Empfehlungen im Hause.

Dein Herbart.

26.

An von Halem.

Bremen, am 8. Febr. 1801.

Werden Sie verzeihen, dass ich durch ein Anliegen bei Ihnen die unangenehme Erinnerung aufrege, die leider schon mit meinem Namen verknüpft ist? Es soll mit so wenig Worten als möglich geschehn.

Ich bitte Sie, von der Einlage denjenigen Gebrauch zu machen, den Sie selbst gut finden werden.

Ich wünsche dadurch zur Abkürzung der traurigen Geschichte beitragen zu können. Ich weiss auch nicht, wie meine Vaterstadt gegenwärtig von mir denkt. Vielleicht ist der Verdacht, den sie auf mich geworfen hat, so schwer, dass er durch solche Verzichtleistung erleichtert werden kann. Ich mag nicht sagen, wie mich der Gedanke trifft, dass auch Ihre Gewogenheit gegen mich verletzt sein könnte.

Ich hoffe, dass mir die Zeit Gelegenheit zuführen werde, das Verlorene herzustellen.

Kann es Ihnen angenehm sein, wenn ich noch ein Paar Worte von meiner hiesigen Lage anhänge?

Meine Laune — das muss ich mir oft bekennen — ist hier in der That undankbar gegen mein Glück. Ich habe hier einen Freund wiedergefunden, den ich in dem Grade nicht mehr zu besitzen hoffte; und durch ihn bin ich in eine Zahl von Familien eingeführt worden, deren inneres Leben vielleicht an einigen Orten fast idealisch scheinen könnte. Wenigstens fühlt sich jedermann wohl unter den übrigen; und eine Reihe stiller Familienfreuden dreht sich in einem Kreise, der niemanden ermüdet. Die Noltenius¹⁾ machen den Fond dieses Familienzusammenhangs aus; unser Landsmann Thulesius²⁾ hat sich hineingeheirathet; Smidt und der Rathsherr Kastendyk

1) Frau Kaufmann Noltenius eine der drei Frauen, s. Brief vom 8. Septbr. 1801. — 2) Eilers, Wanderung durchs Leben, I, S. 390.

gehören mit dazu. Auch beim Eltermann Kulenkamp geniesse ich viele sehr angenehme Stunden. Alle diese sind in diesem Winter in eine grössere Gesellschaft mit Ewalds, Richter, Oelrichs u. a. m. zusammengetreten, von der Sie vielleicht gehört haben. Wenigstens hat dieser neue literarische Cirkel hier in Br. auch ausser seiner Mitte ziemlich viel zu reden gemacht. In der That sehen selbst seine Mitglieder ihn zum Theil nur noch als einen Versuch an — und bis jetzt scheinen sich noch nicht alle Kräfte, die er besitzt, geregt zu haben. Mir ist es auch schon jetzt eine Freude, dass man mir den Zutritt erlaubt hat. Man kömmt um 6 Uhr zusammen, vor Tisch wird vorgelesen, dann kalt gegessen, und nach Tisch Musik gemacht. Oelrichs, in Knigge's ehemaliger Wohnung, geben beständig den Saal dazu her. Freilich lässt sich der Geist des ehemaligen Bewohners eben nicht spüren, der Ton ist ernst und traulich. Auch zu der Ihnen wohlbekannteren literarischen Männer-Gesellschaft bin ich ein Paar Mal gezogen worden. Aber ich habe gefühlt, dass es mir nicht so recht glücken wollte, mir die Gesellschaft aufzuschliessen.

Uebrigens liegen auf meinem Schreibtisch an der einen Seite griechische, an der andern mathematische Bücher; stundenweise sitzt auch ein junger Mensch daran, der zur Akademie vorbereitet sein will, und in dieser Mitte werde ich wohl fürs Erste bleiben.

Wann werde ich einmal das Vergnügen haben, Ihnen hier mündlich für Ihre Irene¹⁾ zu danken — und Sie zugleich aufs neue der Hochachtung zu versichern, mit welcher ich unveränderlich bin

Ihr gehorsamer

J. F. Herbart.

Noch habe ich eine Empfehlung von Smidt zu bestellen.

(Einlage.)

Da ich befürchten muss, dass mein Interesse noch fort-dauernd als ein Grund bei einem Prozesse mitwirkt, in dessen Veranlassungen ich zu meinem höchsten Schmerze unwill-

1) Eine Zeitschrift, die v. Halem redigirte.

kürlich mit verflochten bin: so erkläre ich hiermit, dass ich keinen Vortheil, der aus diesem Prozesse für mich entstehen könnte, annehmen werde.

Bremen, am 8. Februar 1801.

Joh. Friedr. Herbart.

27.

An v. Halem.

Bremen, Anfang Mai 1801.

So sehr ich Ursache hatte, mich über den Inhalt Ihres letzten gütigen Briefes zu freuen, so bin ich doch jetzt von neuem unruhig. Ich habe noch immer keine Nachricht von der wirklich erfolgten Sanction der Trennung meiner E. durch das Consistorium, welche Sie damals voraussetzten. Haben vielleicht neue Schwierigkeiten dieselbe aufgehaken?

Wie gern hätte ich, Ihrem Rathe gemäss, die Gelegenheit ergriffen, um zu versuchen, ob ich beitragen könne, die unangenehmen Erinnerungen meines Vaters auszulöschen. Aber, meinem Gefühle nach, geht es jetzt nicht! Ich habe lange gezweifelt, und das ist auch die Ursache, die diesen Brief so lange verzögerte. Der Vergleich macht es mir nicht nur unmöglich, meinen V. um Unterstützung anzusprechen, sondern selbst dargebotne Geschenke würde ich, wie die Sachen jetzt stehen, von meinen beiden Eltern kaum annehmen — können. Ich kann Ihnen das nicht auseinander setzen; aber ich bitte Sie, es nicht schlimm zu deuten. — In diesem Augenblicke würde jeder Brief eine versteckte Bitte zu enthalten scheinen, daher warte ich noch einige Zeit.

Es ist mir unangenehm, dass ich mir den Schein gegeben habe, als ob die Wahl meines Standes noch unentschieden wäre. Der Entschluss ist zwar sehr langsam, aber doch schon vor Jahren zwischen meinen Eltern und mir verabredet. Nur als ich Bern verliess, als ich wider den Willen meines Vaters nach Oldenburg kam, da glaubte ich zweien Pflichten auch zwei Opfer darbringen zu müssen; ich erwartete, dass es meinem Vater vielleicht noch angenehm sein könnte, wenn ich zu seinem ursprünglichen Wunsche in Ansehung meiner zurückkehrte; ich fragte ihn darum, und er verwies mich von neuem auf meine eigene Wahl. Diese war sieb gleich geliebt.

Sollte ich jetzt eine Wissenschaft verlassen, in der ich seit 5 Jahren fast ohne Rückschritt gearbeitet habe? — Doch vielleicht ist es eine scheinbare Planlosigkeit in meinen gegenwärtigen hiesigen Beschäftigungen, weshalb Sie nöthig finden, mich von meinem Wege und in mein Vaterland zurückzurufen — dem ich mich doch wohl nur nach geänderten Studien anbieten dürfte? — Ich lehre hier meistens dasjenige, was ich ohnehin, aber mühsamer für mich allein meinem Gedächtniss würde einprägen müssen: Combinationslehre, Analysis, vertrautere Bekanntschaft mit den Griechen — diese Hilfswissenschaften sind mir unentbehrlich und so wenig ich das Gewicht unsrer neuen Philosophie fühle, so bin ich doch in der höhern Mathematik und in der Kenntniss der Alten viel zu lange vernachlässigt, als dass ich darin nicht immer nur noch Anfänger sein könnte.

Ueberdies habe ich hier wie in Bern das Glück, dass die Zufriedenheit der Zöglinge, Eltern und Verwandten mir entgegenkömmt.

Sie möchten wohl einen Versuch von mir darauf ansehen, ob er in die Irene geht? Das Thema: Geist der pestalozzischen Erziehung, reizt mich sehr, und mit Hilfe der Nachrichten meines Freundes Ziemssen gelänge es mir vielleicht — wenn es anders, nach dem von P. selbst jetzt herauskommenden Werke, einem Andern noch erlaubt sein kann, seinen Geist darstellen zu wollen. Auch weiss ich kaum, ob ich noch etwas angreifen darf; ich arbeite ohnehin an einer Einleitung in die Betrachtung des Uebersinnlichen, zum Theil auf dem Wege der Griechen, die für meinen Carl in Bern dringende Eile hat. —

Auf jeden Fall, wenn ich einmal so dreist bin, Ihnen etwas zu senden, so unterwerfe ich es mit vollkommener Resignation Ihrem Urtheil.

Wie sehr ich es gefühlt habe, dass Sie mich immer von neuem verpflichten durch Ihre fortdauernde Theilnahme an mir — daran zweifeln Sie hoffentlich nicht. Sie sehn das Zutrauen, mit dem ich es noch immer wage, Sie von meinen Angelegenheiten zu unterhalten.

Ihr gehorsamer

Herbart.

N. S. Uelzen ist hier; ich weiss aber nicht, ob er nach Oldenburg kommen wird.

28.

An Carl Steiger.

Bremen, am 8. Sept. 1801.

Ich komme eben aus dem Bade — und nun mit frischen Kräften setze ich mich hin, um Dich, mein guter Carl, alles Ernstes zu strafen für Deinen letzten übergelehrten Brief — worin der 14jährige Knabe über den alten Lykurg so wider allen Respect gesprochen hatte — ferner um Dich zu strafen, dass Du auch nachher in der Ewigkeit von 5 oder 6 Monaten keinen bessern Brief geschrieben hast — was sage ich keinen bessern? — gar nichts hast Du mir geschrieben! Nun habe ich mich vor Dir hingesezt — oder vielmehr Dich vor mir hingestellt; ich halte Dich in der Hand; und wie eigensinnig Du immer den Blick abwenden und in eine Stelle sehen magst, es hilft Dir nichts; Du wirst es endlich doch lesen müssen, was diese meine züchtigende Hand und diese meine scheltende Feder Dir bereiten! Die Strafe — bewundre meine Milde! — soll darin bestehn, dass ich Dir diesmal kein kluges Wort schreiben will, geschweige denn ein gelehrtes! Nichts Anderes will ich schreiben, als die abenteuerlich-, komisch-, rührend-erbauliche Historia Deines Portraits. Ich räuspre mich — und mein Epos beginnt — versteht sich nach der Melodie: *ἐνθ' ἄλλοι μὲν πάντες*. Schon waren alle die andern — Briefe und Malereien, so viele ihrer — von den gefährlichen Alpen her durch so viele Stürme der unsichern Zeiten und Wege hier in Bremen erwartet wurden — richtig angekommen und wohlbestellt. Jenen allein — den — bei meiner Hauswirthin vielerfragten, viereckigen, glatten Kasten scheint irgend ein böser Zauber oder ein anderer Liebhaber — oder wenn Du willst eine zweite Calypso selber — zurückgehalten — wie sehr er, der besagte Kasten, oder wenigstens das Köpfchen, das er enthielt, sich auch ohne Zweifel zu mir hersehnte, mir, seinem rechtmässigen Herrn; mir seinem treuen Freunde! — Schon sank mir die Hoffnung, schon hatte ich Herrn Sonnenschein mit der Bitte beschwert, dem Ausbleibenden die gehörigen Erkundigungen nachzusenden, wozu ihm Pallas denn nun freilich umsonst mit ihrem soliden Rathe beigestanden haben wird, was mir recht sehr leid thut. —

Da kam gestern Morgen Kastendyk's¹⁾ Mädchen auf meine Stube — ganz früh; ich hatte eben den Kopf voll von Wurzeln und Kegelschnitten, denn meine jungen Herren, die schon vor 7 Uhr zu mir kommen, hatten mich eben verlassen; — da kam also Kastendyk's Mädchen und hielt mir ein Stück vom Bremer Wochenblatt her, worin eine Knopfnadel steckte; sie sprach: N' Empfehlung von Fro Doctorin und of s' nich so goht sihn wullen un lesen dat mal. Ich las, und Folgendes stand da gedruckt: Herr Herbart wird freundlich ersucht, mir sein Logis anzuzeigen, oder wenn er nicht mehr hier sein sollte, sind seine Bekannten darum gebeten, da mir aus Basel etwas für ihn zugesandt ist.

v. Schmidt, wohnhaft auf der Faulenstrasse.

Die unerwartete Ehre, im Bremer Wochenblatt zu paradien und zwar als ein Mensch, der hier sein soll und nicht zu finden ist, hätte mich verdrüsslich machen können, wenn ich das Etwas aus Basel nicht sogleich errathen hätte. Ich warf mich also in die Kleider, eilte hin, und musste nun einige Klagen des Herrn von Schmidt anhören; das Bild sei schon vor mehr als 4 Wochen in vielen Häusern herumgeschickt worden, sei unter andern beim Herrn Senator Smidt (meinem Freunde, an den die Briefe für mich am sichersten adressirt werden) nicht angenommen worden (weil Name und Titel falsch geschrieben); endlich habe er, Hr. von Schmidt, es auch bekommen und behalten und eröffnet, weil er so eben von Paris her, also auch über Frankfurt ein Gemälde erwarte. Natürlich war er verdrüsslich geworden, nur Dich zu finden. Nun war er so gefällig — zu meinem Verdruß, denn ich hätte Dich gern zuerst unter 4 Augen gehabt — mir den wiederverschlossenen Kasten aufzubrechen, damit ich gleich sehen könne, wie ich zufrieden sei. Ich machte mich indess davon, sobald ich konnte, nahm Dich untern Arm, schleppte Dich geraden Wegs zum Thor hinaus nach Kulenkamp's Garten, der mir nahe war und wo ich meine Freude mittheilen konnte. Da wurdest Du also der Frau Eltermann zum Morgengruss entgegengehalten und von ihr mit vielen lieblichen Worten bewillkommnet, die ich für Dich

1) Frau Senator Kastendyk eine der drei Frauen, s. nachher. Eilers, Wanderung durchs Leben, I, S. 377 und 417 f.

in Empfang genommen habe und nicht heraus zu geben denke.

Ferner machtest Du im Vorbeigehen einen Besuch beim Herrn und der Frau Senator Smidt¹⁾, die alles anwandte, um es wieder gut zu machen, dass sie, die Dich schon vor so viel Wochen sammt Deinem Gefängniss in Händen gehalten, Dich nicht hatte erlösen und mir zusenden wollen. Darauf hieltest Du Deinen Einzug in mein Haus, wo unterdess grosser Lärm gewesen war; ein guter Freund über den andern hatte hergeschickt mit Wochenblättern und Abschriften daraus, um die wichtige Anzeige ja an mich — der ich sonst um das Bremer Wochenblatt mich so wenig bekümmere, als um das Berner — sogleich gelangen zu lassen. Die ganze Erwartung meiner alten Wirthin war dadurch gespannt; überdiess, sagte sie, ich liefе zwar immer, aber so hätte sie mich noch nie laufen sehn, wie diesen Morgen. Diese Erwartung wurde durch Dich schlecht befriedigt. — Nun konntest Du vor Böhlendorf's Stube (er wohnt hier unter mir) doch unmöglich vorbeigetragen werden, ohne auch da erst guten Morgen zu sagen. Du wurdest denn auch sogleich erkannt! Nein besungen! Besungen in zwei zierlichen Sonetten gleich nach einander wurde die grosse Kunst des Hrn. Sonnenschein, und also bei der Gelegenheit auch Du! — der Schluss des einen von den Sonetten schwebt mir soeben dunkel wieder vor. Auf diesen Lippen, sagte er ungefähr, die jetzt nach Freude lauschen, wird einst die Wahrheit siegen.

Das zweite wollen wir wünschen, — über das erste bin ich nicht seiner Meinung. Mir sieht dies Gesicht aus, als hätte es etwas Andres zu bedenken, als auf Lust zu sinnen; und darum eben liebe ich es. Könnte mich jemand überreden, es überlege wirklich, wie es sich amüsiren wolle — wer weiss, ob ich nicht die Scheere nähme und Lippen, Backen, Augen kreuz und quer durchnitte! — Wenigstens möchte so nicht viel aus der schönen Verheissung werden, mit der das Gedicht schliesst. — Ueber allem dem habe ich Dir nun noch gar nicht gesagt, wie ich Dich selbst aufgenommen habe, und das willst Du doch vielleicht auch wissen. Ja, davon lässt sich nicht viel reden. Einige kleine Thorheiten habe ich getrieben

1) Eine der drei Frauen, s. nachher.

— versteht sich, wie ich ganz allein war — über die wohl niemand gelacht hätte, wenn Du es nur selbst gewesen wärst. Die Leinwand benahm sich herzig dumm dabei.

Gleich darauf trat mein massiver Herr Walte wieder herein. Sein trockenes: das Bild ist recht hübsch — machte mich gleich vollkommen verständig und ernsthaft, so ernsthaft, dass ich gar bald darauf anfang zu predigen über einen Text, den ich noch in Bern geschrieben hatte und der mir gerade zur Hand lag. Diese Gelegenheitspredigt gelang; auch scheint Hr. Walte das Bild etwas minder gleichgültig anzusehn. Des Abends fügte es sich, dass ich meinen grossen Kasten noch einige Strassen auf und ab trug. Drei Frauen ¹⁾, denen ich zuweilen vorzulesen pflege, hatten mich auch diesmal herbeschieden; die eine hatte ein krankes Kind und war zu etwas ernsthafterm nicht aufgelegt; ich holte also das Neueste, was ich hatte, und erzählte dabei ein Paar kleine Geschichten von dem kleinen Carl, die der jetzige grosse Carl vielleicht längst vergessen hat — vielleicht um grössere und schönere Geschichten an deren Stelle zu setzen und das wäre dann recht gut. Ich aber, der ich leider die schönern Geschichten bis jetzt nicht weiss und nicht erfahre, behalte so lange die alten kleinen im Gedächtniss. — Für so zarte sanfte gefühlvolle Frauen, besonders für Mütter und für so gute Mütter, als diese schon sind und noch mehr zu werden fest entschlossen sind, für diese bedarf es nur wenig, sie sind leicht gerührt; und so standen denn auch bei meinen geringen Erzählungen ihre Augen bald in hellen Thränen und sie versprachen, Dich, wenn Du einmal nach Bremen kämest, recht mütterlich zu lieben.

Ich wurde eingeladen, zum Nachtessen zu bleiben, musste aber nach Hause und früh zu Bette gehn, denn der Tag hatte mich erschöpft. Ich hätte selbst nicht geglaubt, dass meine Gesundheit noch so sehr schwankte, um von einem Bilde zu leiden. Aber es ist so! doch bin ich diesen Morgen wohl wieder aufgestanden. Und wärst Du selbst hier, so würdest Du den Schaden, den Dein Bild mir gethan hat, bald und

1) Hartenstein l. c. I, p. LVI und III, S. 74.; Zeitschrift für exact. Phil. I, S. 62.; Eilers, Wanderung durch's Leben, I, S. 361, 367 f. 378.

leicht wieder gut machen. Ich würde lachen über alle Bäder und Brunnen und gesund sein, das bin ich überzeugt!

Leb wohl, mein theurer Carl; ich muss abrechnen, damit ich nicht noch mehr unnütze Worte schreibe.

Dein Herbart.

29.

An Carl Steiger.

Bremen, Mitte November 1801.

Mein theurer Carl!

Erst heute erhalte ich Deinen Brief und setze mich sogleich, Dir wenigstens eine flüchtige Antwort aufs Papier zu werfen, damit unser Briefwechsel, den ich jetzt auf alle Weise zu beschleunigen wünsche, nicht durch mich aufgehalten werde. Fast möchte ich, indem ich Dir danke, dass Du mich nicht noch länger hast warten lassen, sogleich auch mit Dir hadern, dass Du einen Brief, der am 16. August angefangen wurde, so zögernd besorgtest. Warum nicht gleich mit der ersten Post das Geschriebene fortgesandt? Warum es darauf ankommen lassen, wann Ziemssen's Brief abgehen würde? Wie lange hättest Du schon meine Antwort gehabt — wie viel vergebliches Verlangen hättest Du mir erspart, wie viel früher die Ungewissheit abgekürzt, mit der ich nun schon lange an Euch alle dachte! Und hättest Du noch länger gewartet, so hättest Du — zwar auch in diesen Tagen einen Brief von mir bekommen — und nicht einen unfreundlichen, nichts von Schelt oder Zürnen, aber doch hätte Dich mein Ton wahrscheinlich etwas bestürzt gemacht.

Ich war in der That ziemlich überzeugt, Du müsstest in der Kunst, mich zu vergessen, rasche Fortschritte gemacht haben. Ich war entschlossen zu einem Versuch, Dich etwas lebhafter an mich zu erinnern; die Ueberwindung, die es mich kosten musste, meinen Schmerz ruhig zu ertragen, würdest Du gespürt haben.

Es freut mich sehr, dass Du, wie Du sagst, eiliger an mich geschrieben hast, da Du erfuhst, dass ich in des Arztes Händen sei? Es würde mich noch mehr freuen, wenn Du deutlicher begriffest, was ich Dir mehrmals gesagt habe, dass es in Deiner Macht ist, nachtheilig oder vorthellhaft auf meine Gesundheit zu wirken. Du könntest zu meiner Herstellung

helfen. Das ist nun versäumt; meine Kräfte kehren, wiewohl langsam und immer noch etwas zweifelhaft, von selbst wieder. Jetzt kannst Du mir für Dich arbeiten helfen; es wird uns beiden wohlthun, wenn Du das nicht auch versäumst. Hier gleich eine Frage: Warum ist Deine Vergleichung des Numa und Lykurg nicht mitgekommen? Vielleicht finde ich darin etwas Besseres, als in den wenigen flüchtigen und verkehrten Bemerkungen, die ich vor langer Zeit einmal von Dir über den Lykurg bekam, und die ich zum Theil deswegen so lange unbeantwortet liess, weil ich nicht sah, wo ich anfangen sollte, zu bessern.

Ferner, warum ist der versprochene Aufsatz über den Phädon nicht angekommen? Diese beiden Gegenstände sind ihrer Natur nach für Dich so wichtig, dass ich immer noch über beides mit Dir zu correspondiren denke.

Geht es mit meiner Gesundheit nicht wieder rückwärts; so habe ich im Sinn, Dir diesen Winter regelmässig alle 4 oder höchstens 6 Wochen — vielleicht öfter — etwas Unterrichtendes zu senden, ohne mich weiter an das Kommen und Ausbleiben Deiner Briefe zu kehren. So ist es nöthig, wenn mein Schreiben an Dich im Zusammenhang bleiben soll. Willst Du meinen Wunsch erfüllen, so fasse Du den gleichen Entschluss, von Deiner Seite eben so regelmässig und beharrlich an mich zu schreiben, ohne Dich nach meinen Briefen irgend aufzuhalten.

Ich habe Dich als kaum 12jährigen Knaben verlassen. In der Erinnerung, die ich von Dir mitnahm, lag der lebhaft Wunsch, dass das sehr ungleiche Verhältniss zwischen Dir und mir sich mit den Jahren veredeln möge. Dieser Wunsch wird gleich lebhaft bleiben, so lange ich nicht bestimmt erfahre, dass sich in Dir eine nachtheilige Verwandlung zuträgt. — Auch Du hegstest den Wunsch, mit mir in Verbindung zu bleiben — aber so ist der Unterschied zwischen den Empfindungen eines Knaben und eines Erwachsenen, dass dieser Dein Wunsch — gleichviel ob mit oder ohne Dein Wollen und Wissen — allmählich verschwinden wird, wenn Du unterlässest, ihn zu pflegen, zu warten, gleichsam zu erziehen und gerade so wie alle Deine übrigen Kenntnisse und Ideen und Gefühle und Entschlüsse mit dem Wachsthum Deines Körpers und Geistes auch ihn der männlichen Stärke und Würde stufenweise anzunähern.

Willst Du nun einmal überlegen, wie viel Du wohl gethan hast, um nach Verhältniss Deiner in zwei Jahren gewiss beträchtlich erweiterten und erhöhten Fähigkeiten mir näher zu kommen? Ich bemerke mit Vergnügen in Deinem letzten Briefe, dass die Rohheit Deines schriftlichen Ausdruckes sich abschleift, dass Dein Stil anfängt, sich zu bilden. So habe ich die Nachrichten von Deiner Reise, die mich ohnehin erfreut haben würden, doppelt gern gelesen. Sehr angenehm hast Du mich erinnert an die — freilich sehr verschiedenen — beiden Reisen, die wir zusammen nach Interlaken u. s. w. gemacht haben. Und so leicht ich mich der Naturgegenstände erinnere, so klar sehe ich Dich noch vor Augen, wie Du mit Deiner Fülle von Frohsinn neben mir herumsprangest, klettertest und mir klettern halfest. Ich habe Dir es noch nicht vergessen, mit welcher Gutmüthigkeit Du mich vom Gletscher von Grindelwald herabführtest. Dass Du von Deiner letzten Reise ganz vergnügt zurück gekommen, ist mir nun freilich etwas neues; ehemals pflegtest Du die ersten Tage zu Hause mit Thränen in den Augen, deren Bedeutung man errathen musste, missmüthig und übellaunig herumzuschleichen. Ich wünsche Dir Glück, dass Du so viel männlicher geworden bist. Und noch mehr wünsche ich dem Rudolph Glück, dass er nun auch einer Fussreise mächtig geworden ist.

Du erzählst nichts von Ludwig? Er ist also noch in Genf! Ich hätte viel zu fragen — aber die Post ruft mich ab.

Grüsse das ganze Haus von mir, und erzähle mir vom ganzen Hause — und bald.

Mit aller Liebe

Dein Herbart.

Siehst Du Ziemssen, ehe er meinen Brief erhält, so sage ihm, dass ich seiner Krankheit wegen sehr in Unruhe bin, und bessere Nachricht so bald als möglich zu haben wünsche.

30.

An Carl v. Steiger.

Bremen, Anfang December 1801.

Lieber Carl!

Hier sind zwei Blätter, denen Du bald ansiehst, was sie wollen. Das eine will ein wenig zusehen, wie viel Du wohl seit zwei Jahren vergessen hast; das andere da fortfahren,

wo wir damals endigten. Beide wollen Dir beim Rechnen helfen; — Du weisst wohl, wie viel ich auf das Rechnen halte, und wie lieb es mir also sein musste zu hören, dass Du es wieder angefangen hast. Ich wage es kaum, Deinem Verstande andere Dinge, in denen man leichter verirrt, anzumuthen, bis ich sehe, dass unsere ehemaligen mathematischen Uebungen einige Frucht zurückgelassen haben. Ungemein angenehm würde es mir sein, wenn ich Dir, zu leichte Sachen angemuthet hätte.

Auf meinem einen Blatte stehen die Formeln für die Regel de tri, Regel Quinque, Kettenregel, Gesellschaftsrechnung (oder Vertheilungsregel) und Alligationsregel. In allen diesen Dingen hatte ich Dich viel geübt; Du wirst mir also angeben, welche von den numerirten Formeln zu welcher Regel gehöre; denn dass ich die Formeln nicht nach der Ordnung geschrieben, wie ich hier die Regeln genannt habe, wirst Du sogleich sehen.

Das andere Blatt enthält die Auseinandersetzung der wichtigsten Grundbegriffe der mathematischen Analysis. Ich wünsche, dass Du die gegebene Darstellung ganz vollkommen fassen und Dir ganz geläufig machen möchtest. Denn aus dieser Darstellung lässt sich alles Folgende mit der grössten Leichtigkeit ableiten. Verstehst Du etwas nicht, so ist in Rücksicht auf dieses Blatt das Fragen an Dir und ich erwarte Deine Fragen in Deinem nächsten Briefe.

Es versteht sich, dass Du beide Blätter an Herrn Segelken zeigst, erstlich weil es ihm angenehm sein kann zu wissen, wie ich diese Dinge ehemals vorgetragen habe, und zweitens weil er dadurch veranlasst werden wird, Dir die Vergleichung dieser und anderer Darstellungen, denen er vielleicht gefolgt ist, deutlich zu machen. Solche Vergleichen sind äusserst nützlich, weil sie die Begriffe geläufig machen. Indessen wird ohne Zweifel Herr Segelken die Güte für mich haben, mit dieser Vergleichung so lange zu warten, bis Du mir erst geantwortet hast und darauf wird er ja hoffentlich nicht lange warten müssen. Ludwig hat eine Abschrift von einem kurzen mathematischen Aufsatz von mir, den ich vor meiner Abreise von Bern für ihn schrieb. Ich wünsche, dass auch dieses in Herrn Segelken's Hände komme.

Rechnet Rudolph noch nicht? Ich wünsche auch für ihn

geschrieben zu haben. Grüsse ihn vielmals, auch Ludwig. Antwortest Du nicht bald, so antworte ich mir selber. Ich warte höchstens etwa sechs Wochen, von heute bis zum Empfang der Antwort gerechnet. Leb wohl, Lieber. Ich bin sehr eilig. Viele herzliche Empfehlungen in Deinem Hause. Schreibe mir doch vor Allem, wo Deine Eltern sich befinden.

Blatt 1.

Die gemeinen Rechnungsarten sind Addiren, Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren. Im gemeinen Leben und in der gemeinen Rechnenkunst beziehen sich dieselben auf Dinge. In der Mathematik aber giebt es auch eine Addition, Subtraction, Multiplication und Division von Zahlen, das heisst von Multiplicationen, denn Zahlen sind eigentlich nichts anderes als Multiplicationen. Wenn man im gemeinen Leben das Wort Drei ausspricht, so denkt man sich sogleich drei Dinge. Eigentlich ist die Zahl 3 aber nicht für sich allein, nichts Wirkliches; sie bedeutet nur Verdreifachung.

Drei Dinge und zwei Dinge machen fünf Dinge, darum schreibt man $3 + 2 = 5$. Aber wenn die eigentlichen Zahlen 3 und 2 zusammenkommen, d. h. zur Verdreifachung noch die Verdoppelung kommt — wenn man einerlei Gegenstände zugleich verdreifacht und verdoppelt: so giebt das Versechsfachung. Dies dient zur Erläuterung der Begriffe, obgleich man niemals schreibt $3:2=6$, sondern $3 \cdot 2 = 6$. Daraus aber sieht man, dass, wenn man so schreibt: 3. 2. 3. 5. 9. 10. a. b., diese Zahlen eigentlich nicht mit einander multiplicirt werden, sondern nur bei einerlei Gegenstand zusammentreffen, also im Grunde nur zu einander hinzugethan, d. h. addirt werden. Die Multiplication ist etwas ganz anderes. Soll die 3 viermal multipliciren, so bekommen wir den Gegenstand 81mal. Da multiplicirt die 3 den Gegenstand, aber die 4 multiplicirt die 3, nämlich die Verdreifachung. Diese Vervielfachung der Verdreifachung nun ist eine eigentliche Multiplication der Zahlen, und diese wird durch den ganzen positiven Exponenten bezeichnet: $3^4 = 81$. Der Exponent ist selbst eine Zahl; er zählt wie oft man mit einerlei Zahl multiplicire. Er könnte aber auch so gut zählen, wie oft man einerlei Zahl dividirt. Nun schreibt man jeder Zahl, welche zählt, wie oft etwas weggenommen wird, das negative Zeichen (—) vor; sollte also mit 3 viermal dividirt, oder sollen 4 Multipli-

cationen mit 3 weggenommen werden, so schreibt man 3^{-4} , welches gleich ist $\frac{1}{3^4}$. Dies ist also eine Multiplication — nicht der Multiplication, sondern die Multiplication der Division und diese wird angezeigt durch den ganzen negativen Exponenten. Etwas anders ist: Division der Multiplication, das ist: Theilung einer Multiplication in gleiche Theile. Die Multiplication mit 81 besteht aus vier gleichen Theilen, nämlich aus 4 Multiplicationen mit 3. Folglich ist die Multiplication mit 3 ein Viertel von der mit 81 oder es ist $81^{1/4} = 3$. Hier multiplicirt also der Exponent nicht, sondern er dividirt; nur das, was er dividirt, ist nicht etwa ein Ding, sondern eine Multiplication. Weil er dividirt, erscheint er in Gestalt eines Bruches wie alle Divisoren; weil das, was er dividirt, eine wirkliche Multiplication ist, hat er das positive Zeichen. Er ist also ein gebrochener positiver Exponent.

Aber es könnte auch wohl die Wegnahme einer Multiplication sein, was er dividirte, oder es könnte auch eine Division sein, die er in gleiche Theile theilte. Dann muss er das negative Zeichen bekommen. — Sowie die Multiplication mit 81 aus 4 gleichen Multiplicationen mit 3, so besteht auch die Division mit 81 aus 4 gleichen Divisionen mit 3, oder die Division mit 3 ist ein Viertel von der mit 81. Aber das Viertel ist jetzt nicht ein Viertel von etwas Wirklichem, sondern von etwas Wegzunehmendem, denn die Division ist eine wegzunehmende Multiplication. Also $81^{-1/4} = \frac{1}{3}$. Der negative gebrochene Exponent bedeutet also eine Division der Division. Multiplication der Zahlen ist also Potenserhebung, Division der Zahlen Wurzelauszuehung. Addition der Zahlen wäre eigentlich, was im gemeinen Leben Multiplication heisst, z. B. $3 \cdot 4 = 12$, und was im gemeinen Leben Division heisst, könnte man Subtraction der Zahlen nennen. — Es wäre Thorheit, den gemeinen Sprachgebrauch meistern zu wollen, die gemachten Bemerkungen können aber zur Aufklärung der Begriffe dienen.

Blatt 2.

Ich wollte Dir neulich kein leeres Couvert schicken — darüber blieb Alles liegen — und darüber bekömmst Du nun zwei Briefe in einem Couvert. Auch hätte ich beinahe Lust, gar noch einmal von vorn an alle die guten Eigenschaften

Deines letzten Briefes, jede insbesondere und alle insgesamt, nach Würden zu rühmen und zu preisen. Damit würde ich aber wohl mehr mir als Dir Vergnügen machen. So viel sage ich Dir indess, mein Zutrauen zu Deiner Denkkraft ist gewachsen durch Deine Versicherung, auf die ich mich verlassende, dass Du mein letztes mathematisches Blatt wirklich verstanden hast. Hier nun wieder zwei Fragen, auf die ich eine gescheite Antwort wünsche.

Es ist klar, dass wenn Wurzeln gleichförmig wachsen, die Quadrate, die Würfel und überhaupt alle Potenzen mit immer grösseren Schritten zu nehmen, oder immer weiter aus einander liegen müssen. Z. B. die Zahlen 1, 2, 3, 4 wachsen gleichförmig, denn ihr Unterschied ist immer 1; die Quadrate aber 1, 4, 9, 16 wachsen immer schneller, denn ihre Unterschiede werden immer grösser. Nun fragt es sich, wenn die Quadrate oder überhaupt, wenn die Potenzen, gleichförmig wachsen sollen, z. B. wenn man nicht bloß von 1, 4, 9, 16, sondern von allen Zahlen nach der Reihe 1, 2, 3, 4, 5, 6 die Quadratwurzeln wissen will: wie müssen diese Wurzeln liegen? Ferner ist es klar, dass wenn die Exponenten gleichförmig wachsen, auch alsdann die Potenzen mit immer grösseren Schritten zunehmen, immer weiter auseinander liegen, z. B. $2^0, 2^1, 2^2, 2^3, 2^4$ giebt 1, 2, 4, 8, 16. Hier bleibt der Unterschied der Exponenten immer = 1, aber die Unterschiede der Potenzen werden immer grösser. Nun fragt sich: wenn die Potenzen gleichförmig wachsen sollen, z. B. wenn man nicht bloß wissen will, dass 4 die zweite, 8 die dritte Potenz von 2, sondern wenn auch 3, 5, 6, 7, 9, 10, 11 u. s. w. als Potenzen von 2 angesehen werden sollen, und man anzugeben hat, die wievielste Potenz von 2 eine jede dieser Zahlen sei: wie werden alsdann die Exponenten liegen?

Vergleiche mit diesen Fragen folgende Ausdrücke, wo x aber nicht eine unbekannte, sondern eine veränderliche d. i. eine im gleichförmigen Wachsen oder Abnehmen begriffene gleichförmig fortfließende Grösse, hingegen a eine beständige Grösse bedeutet:

$$x^a \text{ und } a^x$$

Mein neuliches Blatt hast Du eher begrifflich gefunden, als die sämtlichen Herren Primaner auf der hiesigen Dom-

schule, denen ich die Ehre gehabt habe, die nämlichen Sachen 10mal und 10mal deutlicher als Dir vorzutragen, wobei jedoch billigerweise bemerkt werden muss, dass diese sämtlichen Herren auch in der Mathematik früherhin gänzlich vernachlässigt waren. — Wer begreift nun das Heutige am schnellsten und am vollkommensten, der Berner oder die Bremer? Die Letzteren werde ich zwar nicht bloß fragen: Bist Du der Gleichungen vom ersten und zweiten Grade mächtig? Wenn nicht — so muss das das Erste sein, was Du im Häselernachsehen, und bis zur vollkommenen Geläufigkeit studiren und üben musst. Die Hauptsache beruht auf Folgendem: Bei allen Gleichungen, welche die Algebra auflöst, wird die unbekannte Grösse durch bekannte zwar bestimmt, aber nicht unmittelbar. Wäre das Letztere, so müsste x auf einer Seite der Gleichungen allein stehen, damit man lesen könnte: x ist gleich den bekannten Grössen auf der andern Seite. So muss auch wirklich am Ende der Rechnung die Gleichung aussehen. In der aufgegebenen Gleichung aber sieht man x verhüllt in allerlei Verbindungen mit bekannten Grössen. Diese Verbindungen müssen also aufgetrennt werden, indem jede Art von Verbindung durch ihr Gegentheil aufgehoben wird, z. B. die addirten Grössen durch Subtraction weggeschafft, die multiplicirten durch Division aufgehoben werden und rückwärts. Indem nun, um die Gleichung nicht zu zerstören, allemal auch auf der andern Seite der Gleichung vorgenommen wird, was auf der ersten geschehen musste, so erscheint von jeder mit x verbundenen Grösse auf der andern Seite der Gleichung das Gegentheil, indem sie selbst auf der ersten verschwindet. Dies stellt folgende Rechnung dar:

$$\frac{ax}{b} + c - d = m$$

$$x = \frac{(m - c + d) b}{a}$$

Dies nebst einigen kleinen Kunstgriffen, welche die Anwendung erfordert, reicht hin bei Gleichungen vom ersten Grade. Die nämliche Rechnung giebt, bei reinen Gleichungen vom zweiten Grade, am Ende x^2 auf der einen Seite, da dann nur noch die Quadratwurzel auf beiden Seiten ausziehen ist. Die unreinen quadratischen Gleichungen sind diejenigen, welche man nach den bisherigen Regeln nicht

weiter bringen kann, als auf folgende Form: $x^2 + ax = b$. Hier ist klar, dass die Quadratwurzel von $x^2 + ax$ grösser sein muss, als x ; denn dies wäre die Wurzel von x^2 allein ohne ax . Versucht man nun, sich zu x noch ein Stück, das y heisst, hinzuzudenken, so dass $x + y$ zusammen $= \sqrt{x^2 + ax}$, so sieht man bei einiger Ueberlegung, dass so etwas sich gar nicht denken lässt, man mag y so gross oder so klein annehmen, wie man will; denn $(x + y)^2 = x^2 + 2xy + y^2$, das heisst, wenn $x + y$ die Wurzel sein sollte, so müsste das Quadrat von dieser Wurzel noch ein drittes Glied haben, worin der Factor x gar nicht vorkäme, sondern welches, wie y^2 , bloss das Quadrat des zweiten Theils der Wurzel wäre. Bei $x^2 + ax$ aber befindet sich kein solches Glied. — Gleichwohl muss, um die Gleichung auflösen zu können, eine Quadratwurzel ausgezogen werden; denn wir wollen x wissen, wir haben aber in der Gleichung x^2 , wir müssen also von der zweiten zur ersten Potenz herabsteigen. Um dies zu verrichten, vergleichen wir noch einmal Glied für Glied $x^2 + 2xy + y^2$ mit $x^2 + ax$. Hier ist $x^2 = x^2$; sollte ferner $2xy = ax$ sein, so wäre $2y = a$, und $y = \frac{1}{2}a$ also $y^2 = \frac{1}{4}a^2$. Gerade dieses $\frac{1}{4}a^2$ fehlt also an $x^2 + ax$, damit es ein vollkommenes Quadrat, nämlich das Quadrat von $x + \frac{1}{2}a$ sei. Wir dürfen also nur auf beiden Seiten $\frac{1}{4}a^2$ addiren, um die Wurzel ausziehen zu können. Die Rechnung hat also folgende allgemeine Form:

$$\begin{aligned} x^2 + ax &= b \\ x^2 + ax + \frac{1}{4}a^2 &= b + \frac{1}{4}a^2 \\ x + \frac{1}{2}a &= \pm \sqrt{b + \frac{1}{4}a^2} \\ x &= \pm \sqrt{b + \frac{1}{4}a^2} - \frac{1}{2}a. \end{aligned}$$

Das Zeichen \pm (Plus oder Minus) vor dem Wurzelzeichen verursacht zwei Werthe von x ; sein Grund aber liegt darin, dass jede Quadratwurzel dasselbe positive Quadrat giebt, sie selbst sei negativ oder positiv; z. B. 2 ist 4 ; aber -2 ist auch $= 4$; wird also die Wurzel von 4 gefordert, so lässt sich nicht entscheiden, ob diese Wurzel $+2$ oder -2 sei.

Vergleichst Du dies mit dem, was Häseler von den Gleichungen sagt, so zweifle ich nicht, dass eins Dir das andre vollkommen deutlich machen werde.

Endlich empfehle ich Dir noch folgendes Buch, das gleich

nach Empfang dieses Briefes verschrieben werden muss, wenn es Dein Vater erlaubt: Stahl's Grundriss der Combinationslehre nebst Anwendung derselben auf Analysis, 1800. Ueber dies sehr wichtige Studium werde ich Dir nähere Anleitung geben, so bald das Buch in Deinen Händen ist. Diesmal schliesse ich, um nicht noch einen Posttag zu verlieren, und überlasse es Dir, diesen mathematischen Brief — wenigstens nicht für einen Brief zu achten.

Blatt 3.

$$\text{I) } \left. \begin{array}{l} a : a m \\ b : b n \\ c : c p \\ d : d q \end{array} \right\} = h : h m n p q.$$

$$\begin{aligned} \text{II) } a x + b(1 - x) &= c = a x + b - b x \\ a - b x &= c - b \\ x &= \frac{c - b}{a - b}. \end{aligned}$$

$$\text{III) } a : a m = b : b m.$$

$$\text{IV) } (a + b + c) : g = \left\{ \begin{array}{l} a : \frac{a g}{a + b + c} \\ b : \frac{b g}{a + b + c} \\ c : \frac{c g}{a + b + c} \end{array} \right.$$

$$\begin{aligned} \text{V) } a : b &= c : x \\ d : x &= e : y \\ f : y &= g : z \\ \cdot & \cdot \cdot \cdot \\ \cdot & \cdot \cdot \cdot \\ \cdot & \cdot \cdot \cdot \\ \hline a d f : b x y &= c e g : x y z \\ \hline \frac{b x y c e g}{a d f} &= x y z \\ \hline \frac{b c e g}{a d f} &= z. \end{aligned}$$

Folglich gleich Anfangs

$$\left. \begin{array}{l} a \\ d \\ f \end{array} \right\} : b = \left. \begin{array}{l} c \\ e \\ g \end{array} \right\} = z.$$

31.

An v. Halem.

Bremen, 24. December 1801.

In Eile sende ich Ihnen, mein hochgeschätzter Gönner und Freund, einen Aufsatz¹⁾, der in aller Langsamkeit endlich so weit gekommen ist, Ihnen für die Irene, oder doch zu Ihrer nachsichtsvollen Durchsicht, vorgelegt werden zu können. Die Schuld dieser Langsamkeit liegt nicht an mir. Mein Freund Ziemssen in Bern hat mich von Ostern an auf nähere Nachricht von Pestalozzi hoffen und warten lassen, und ist endlich darüber krank geworden; Pestalozzi's Schrift, wie Gertr. ihre K. l., erwartete ich ebenfalls weit früher; als sie erschien, habe ich sie sogleich durchgearbeitet, unmittelbar darauf den einliegenden Aufsatz geschrieben, und ihn die Kritik der Frauen, denen er gewidmet ist, passiren lassen. Darauf aber bin ich wochenlang von denselben Frauen, die sich Abschriften davon nehmen lassen wollten — so wie diese von ihren Copisten hingehalten worden; endlich vor einer Stunde kommt mein Exemplar wieder zu meinen Händen, und nun schreibe ich Ihnen diesen Brief in Gegenwart des Hrn. Walte, der neben mir rechnet.

Es wird mich freuen, wenn Sie meinem Versuche die Aufnahme nicht versagen wollen.

Die Pestalozzische Unternehmung scheint mir für Deutsche gar sehr einer eigentlich deutschen Darstellung zu bedürfen; und vielleicht muss sie sich noch mannigfaltige Correcturen gefallen lassen, ehe sie sowohl durch präcis dargestellte Gründe so nothwendig, als auch durch vollständige Organisation so ausführbar erscheinen kann, dass sie der Aufmerksamkeit unserer deutschen Erzieher sich würdig zeige. Zwar nicht dieses kann mein kleiner Aufsatz als seine Aufgabe ansehen, — hier war es nur darum zu thun, den Leserinnen der, den Müttern etwas unbehutsam gewidmeten Pestalozzischen Schrift die richtige Ansicht derselben zu erleichtern.

Um diese Ansicht vollständig zu erreichen, bedürfte es eigentlich noch eines zweiten Aufsatzes, wodurch der Blick über die nothwendigen Grenzen der Pestalozzischen Ansicht erweitert würde. Dieses Gegenstück zu dem vorigen würde

1) Abgedruckt Hartenstein l. c. III, S. 74 f.

die ästhetische Wahrnehmung als den Hauptnerven der Erziehung darstellen. Ein Wörtchen davon habe ich in der Einlage fallen lassen. Ob mein Wunsch, zu einer etwas ausgeführten Darstellung meiner Idee in der Irene künftig einmal Raum zu finden, — Gewährung hoffen könne, das werden Sie mir die Güte haben zu sagen, wenn Sie zuvor Ihre Erwartungen von meinen Arbeiten nach der mitkommenden Probe bestimmt haben.

So eben verlässt mich Walte; — hätte ich, weniger zerstreut, wohl so lange von andern Dingen schwatzen können, da sich die angenehmen Erinnerungen an Sie und an meinen Freund Langreuter mir jetzt so froh verbinden? Ihre Sophie will ihm sein Dedesdorf reizend machen; Sie wollen das Glück Ihrer einzigen Tochter zu seinem Glück machen! Ob ich mich freue, meinen Freund nun so eng an Sie angeschlossen zu sehen, das ist Ihnen gewiss keine Frage. Nehmen Sie meine Wünsche gütig an; erinnern Sie auch Ihre Tochter, dass noch einer mehr ist, der ihre Hoffnungen und Aussichten mit frohem Herzen theilt.

Langreuter lässt mich hoffen, dass ich das Brautpaar bald hier sehen werde. Kommen Sie nicht einmal mit herüber? Giebt es unter so vielen Geschäften des Besehens, Wählens, Kaufens nicht eins, wozu das Auge des Vaters gehört, und wozu, für die Mannigfaltigkeit der Wahl, das reiche Bremen der bequemste Ort ist? — Man hat mich seit einiger Zeit mit allerlei Nachrichten, als sei Ihnen nicht wohl, geschreckt. Langreuter versichert mich, dass dies ohne Grund ist; aber doch möchte ich mich gar zu gerne mit eigenen Augen überzeugen, dass Ihre Heiterkeit durch keine Unpässlichkeit gestört wird.

Sehen Sie die eilige Schreiberei mit Nachsicht an, und zweifeln nie an meiner unveränderlichen Hochachtung.

Ihr gehorsamer

Herbart.

32.

An Carl v. Steiger.

Bremen, Ende Januar 1802.

Ich habe zwar nur noch einen Augenblick, mein theurer Carl, um an Dich zu schreiben; doch wenn ich auch alles

Andere aufschieben muss, will ich Dir wenigstens danken für das Vergnügen, was Dein Brief, Dein Aufsatz, Deine glücklich getroffene Auflösung der mathematischen Aufgaben — und noch ganz besonders die Schnelligkeit mir gemacht hat, mit der Du diesmal meinen Brief beantwortet hast. So muss es fortgehen zwischen uns; kein Brief darf eine Reihe von Wochen hindurch liegen bleiben, keine Antwort so lange verschoben werden, bis der Schreiber und der Leser das Interesse daran verlieren. Deine Aufsätze über den Phädon werden weitläufig werden und eine lange Reihe ausmachen, wenn sie so fortgehen sollen; doch das thut nichts. Fahre nur so fort; sehe ich, dass Du Dich kürzer fassen kannst, so will ich es Dir schon sagen. Du bist schwerlich im Stande, das, was ich zu lesen verlange, in so wenig Worte zu fassen, wie es freilich eigentlich sein sollte. Ich habe das, was ich an Dir liebe, auch in Deinem Aufsätze gefunden, und darum besonders ist er mir werth. Uebrigens ist auch der Stil ziemlich gut; dies habe ich am meisten bemerkt, da ich ihn in Kulenkamp's Hause vorlas, und mich nur an wenigen Stellen in Verlegenheit fühlte, in die man beim Vorlesen zu gerathen pflegt, wenn etwas schlecht Geschriebenes vorkommt. Nur mit Deinem Schreibmeister möchte ich ein Wenig schelten, wenn Du gewöhnlich keine bessere Hand schreibst; — ausdrücklich aber verbitte ich mir, dass Du, um dieser Erinnerung willen, Deine Briefe an mich nicht etwa langsamer pinselst; mir ist es einerlei, mit welcher Feder Du an mich schreibst. — Ob Du übrigens zu einer solchen Fortsetzung Deiner Aufsätze, wie die zunehmende Schwierigkeit der Sache es Dir anmuthet, fähig sein wirst, wenn Du blos Sonntags eine Paar abgerissene Stunden dazu anwendest — daran zweifle ich sehr. Ich habe Dir längst einen Vorschlag angegeben, den ich ungern vergessen sehe; diesen nämlich, von Zeit zu Zeit ein Paar Tage, so lange Du es aushalten kannst — ganz für Dich zu arbeiten, alle Lehrstunden auszusetzen, um gewisse Gegenstände, die eines ganz zusammenhängenden Nachdenkens durchaus bedürfen, ungestört zu verfolgen. Hast Du darüber wohl je mit Herrn Segelken und mit Deinem Herrn Vater gesprochen? Den Versuch zu machen hätten sie Dir schwerlich abgeschlagen. — Von dem alles überwiegenden und durch nichts Anderes zu ersetzenden Vortheile eines solchen Studirens habe

ich Dir schon mündlich gesprochen. Ich sehe vorher, dass Du ohne dies Mittel der längern tieferen, vollkommneren Besinnung und Durchschauung des Ganzen — welche die platonischen Schriften und namentlich der Phädon nothwendig erfordern, fast unmöglich mächtig werden kannst.

Dass ich Dir heute nichts Eigenes schicke, liegt zum Theil an gehäufte Arbeit, zum Theil daran, dass ich während der Zeit, wo die Zeitungen häufig von erbrochenen Briefen sprechen, nichts für Dich arbeiten mochte, ehe ich erfuhr — ob mein Aufsatz an Herrn S. und ein anderer an Ziemssen richtig angekommen wären. Entschuldige mich bei Herrn S., dass ich auf seinen sehr verbindlichen Brief heute nicht geantwortet. Es geschieht bald. Sage doch Ziemssen, dass ich sehr bitte um Nachricht wegen seiner Gesundheit. Dich und alle Deine Geschwister grüsst herzlich

Eiligst.

Dein Herbart.

33.

An Carl v. Steiger.

Bremen, den 1. April 1802.

Mit umgehender Post sende ich Dir, mein Geliebter, noch ein paar Zeilen zur Antwort — wahrscheinlich die letzten, die ich Dir von hier aus schreibe. Denn meine Abreise nach Göttingen kann nicht mehr 4 volle Wochen entfernt sein.

Dein Brief hat mich erschreckt, — beinahe, als ob Du noch krank wärest. Aber Dein ländlicher Aufenthalt hat Dich hoffentlich schon wieder gestärkt, und ich hüte mich, Dir und mir durch unnütze Klagen trübe Augenblicke zu machen. — Sorge nur für Dich, mein Theurer, und lass keine Kränklichkeit zurückbleiben. Die abwechselnde Witterung des Frühjahrs ist noch angreifend, und das Klima von Bern ist etwas rauh. Lass alle Quadratwurzeln und Gleichungen, bis Du sie mit vollkommener Leichtigkeit durchdenkst. Aber was hat Dir denn Deine Galle machen können? Ich sinne umsonst, was Du für Verdruss gehabt haben kannst. Die Galle lass noch auf lange Zeit den Männern. — Du schreibst zu meiner Freude von Franz, aber warum nicht von Ludwig? Warum nicht von Rudolph? Dass ich von den Beiden in so langer Zeit nichts erhalten habe, darüber darf ich nun freilich nichts sagen.

Wüsstest sie aber, wie oft ich vom Schreiben Kopfschmerz und Schwindel bekomme, wie sehr ich jede Zeile scheue, sie würden mit mir nicht rechnen. — Und wie befindet sich Deine Mutter? — Sie und alle die Deinigen haben während Deiner Krankheit velleicht mehr gelitten, als Du selber, so wie es für mich eine wahre Wohlthat ist, dass ich nichts davon gewusst habe.

Willst Du mir noch hierher schreiben — und ich hätte sehr gern wenigstens in ein paar Zeilen noch Nachricht von Deiner Gesundheit — so muss es wohl mit umgehender Post sein. Verspäten sich indess Briefe, so kommen sie durch Smidt ganz sicher, nur etwas später in meine Hände. Vorläufig ist auch hier eine Adresse, unter der Ihr mir nach Göttingen schreiben könnt: An Hrn. Walte, D. R. B. im Wagemannischen Hause in Göttingen. Thue, was Du kannst, lieber Carl, um wieder recht wohl zu werden. Empfehl mich den Deinigen.

Eilig.

Dein Herbart.

34.

An v. Halem.

Bremen, Ende Aprils 1802.

Ich nutze noch einige der letzten Augenblicke meines Hierseins, um Ihnen, mein verehrter Freund, wenigstens den Dank darzubringen, zu dem Sie mich so mannigfaltig verpflichtet haben. Obgleich ich ein Wenig erschrak, da ich eine Stelle aus dem in höchster Eile und während eines mathematischen Unterrichtes geschriebenen Briefe vor meinem Aufsätze abgedruckt sah, so bin ich dennoch froh, durch Ihre begleitende gütige Note ein Wenig mehr nach geselliger Sitte dem Publicum vorgestellt zu sein, und um eines so schönen Geleites willen mochte denn auch das Begleitete hier Platz finden. Sonst sehen Sie nur zu wohl, wie sehr ich Ursache habe, mich vor allem zu hüten, was einer Verkündigung ähnlich sieht. Habe ich es doch nicht dahin bringen können; dasjenige populär für die Irene darzustellen, was schon seit einigen Monaten in einem zum Drucke bestimmten Aufsätze als philosophische Untersuchung vor mir liegt. Es waltet ein mürrischer Genius über mir, den ich nicht so weit bringen kann, dass er

mir vorher sage, wozu ich im nächsten Vierteljahre taugen soll. Bäder und China, freie Luft und — gesellige Heiterkeit — diese scheinen etwas über ihn zu vermögen; rechne ich dazu noch Ihre und so mancher Guten und Theuern fromme Wünsche, so denke ich doch, er soll noch irgend einmal beschworen werden.

Nun muss ich mich wieder aus Ihrer Nähe entfernen, ohne Sie, ohne Ihre Tochter als Braut am Arme meines Freundes gesehen zu haben! Ich hatte so sehr darauf gehofft! — Wie lange es währen wird, ehe ich mich wieder gegen die vaterländische Gegend hin wende, kann ich nicht wissen. Meine Pläne gehen nicht über ein Jahr hinaus, das ich in Göttingen zubringe. Die Folge muss sich finden; — so viel Hoffnungen habe ich, dass ich eben keine Verlegenheit fürchte. Was ich in Göttingen mache, davon sage ich Ihnen von dort aus mehr. Ich hoffe nämlich und bitte Sie darum, dass ich es noch ferner wie eine Schuldigkeit betrachten dürfte, Ihnen von meinem Leben Rechenschaft zu geben. Zwar weiss ich nicht anzugeben, wodurch ich es verdient habe, dass Sie sich schon so lange mit ununterbrochener Güte für mich interessieren; aber ich bin nun einmal in der süßen Gewohnheit. Werden Sie mich herausreissen wollen?

Dass Sie das nie thun — darum bitte Sie mit unveränderlicher Hochachtung

Ihr gehorsamer

F. Herbart.

Von meiner Mutter habe ich Ihnen aus einem neulich erhaltenen Briefe vielen Dank für Ihr, durch Oelsner's Hände gesandtes Schreiben zu überbringen.

35.

An Carl v. Steiger.

Göttingen, 6. Mai 1802.

Theurer Carl.

Alles hat mich hier wohl empfangen¹⁾ — und ich habe keine Briefe von Dir vorgefunden, wie ich doch so sicher

1) Hartenstein l. c. I, p. LVI. Die Zeit der Uebersiedelung unrichtig angegeben in der Zeitschr. für ex. Phil. I, S. 63.

hoffte, da auch nach Bremen in den letzten Tagen keine kamen. Wie das zugeht? Das mag ich nicht überlegen. Säume nicht länger!

Was ich hier mache? davon nächstens mehr. Dass ich mich an ein paar Ministers Söhnen versuche — kann vielleicht für sie und für mich seine guten Folgen haben — kann auch bald vorbei sein; auf jeden Fall wirst Du gewiss nicht darüber vergessen. Der Eine ist ein Graf Holmer aus Oldenburg, der Andere ist ein sehr feiner gewandter Kopf, ein Herr v. Grote aus Hannover, sein Vater ist einer von den wirklichen Regenten von Hannover. (Der König von England unterschreibt nur zur Zeit seinen Namen.)

Diese Verbindungen sind sehr lose; fester die mit Walte, aber unsre, mein guter Carl, ist die festeste! Warum sind wir so weit von einander, — warum können wir uns so wenig erreichen. Ein andermal mehr. Du adressirst an Madame Funke, gegenüber Herrn Superintendenten Wagemann.

Dein Herbart.

36.

An Smidt.

Göttingen, am 24. Mai 1802.

Nicht länger, mein theurer, hochgeschätzter Freund, will ich es Dich blos voraussetzen lassen, dass ich Deiner und der Deinigen viel und oft gedenke. Und mit vorzüglicher Freude sage ich Dir heute, an dem ersten Tage, da ich mich hier von körperlichem Unbehagen völlig frei fühle — dass ich es mehr und mehr gewahr werde, ich habe bei Dir und durch Dich neue Wurzeln geschlagen für eine heitere Existenz, zu der mir die Hoffnung beinahe verloren schien. Mitten unter Bremischen Sachen, Bremischen Menschen und Verhältnissen, empfinde ich, dass Göttingen mir leisten kann, was ich hier suchte, und sehe ich mich jetzt auf dem geraden Wege zu meinem Ziele.

Und nun verlangt mich zu wissen, was Ihr macht; mich verlangt nach den Briefen, die ich mir hätte verdienen sollen und schon verdient haben würde, wenn es nicht so sonderbar in meinem Kopfe umginge, was ich für die drei heterogenen

Menschen, Walte, Grote und Holmer, und die drei heterogenen Collegien, Pandecten, Pindar und höhere Mechanik, und für allerlei noch mehr contrastirende Briefschreibereien u. s. w. zu thun habe. Glücklicherweise ist in diesem Wirrwarr ein lichter Punkt, den Du wohl nicht errathen würdest. Oder kannst Du treffen, was mich erfrischt, wenn ich von der Jurisprudenz — die trotz aller Vorzüge von Hugo's Vortrag und Methode doch immer noch die langweilige Alte ist — eingeschläfert und geärgert weggehe und mich selbst wieder suche? Und wirst Du mich nicht auslachen, wenn ich Dir sage, aus welcher Quelle ich begierig die Art von Verjüngung trinke, deren ich mich bedürftig fühle? Es ist der ci-devant unbändige Grote, an dem jetzt nicht nur die Zierlichkeit und feine Sitte constant zu werden scheint, sondern der auch sein ganzes Betragen so reinlich hält, so gleichförmig besonnen und gutwillig seine Dinge thut, so ernstlich hört und sich fügt und anschliesst, und wieder so freimüthig seinen Platz behauptet: dass ich die Stunden unter die guten und schönen Stunden meines Lebens zähle, da wir das Versprechen einer herzlichen Offenheit unter einander gewechselt haben. — Er ist von Natur gescheit und lebendig; Alles steht unverdorben aufrecht.

Wenn ich Dir noch erzähle, dass ich Dir zu Deinem Landsmann Gildemeister gar sehr Glück wünschen zu können glaube, dass auch Walte seine Arbeiten und sein Leben recht gut begonnen hat, dass Hülle¹⁾, den ich noch wenig kenne, wenigstens für unsere neue literarische Gesellschaft, die wir unserer sechs nächstens einzurichten denken, tauglich gehalten wird, so habe ich Dir die besten Nachrichten, die ich hatte, nun alle gegeben.

Grüsse die Guten alle — ich will sie nicht herrechnen, die ich, näher und entfernter, um mich sehn, und mit freundlichen Worten möchte erreichen können.

Der Kulenkampen danke ich herzlich für ihren Brief — bald danke ich selber; aber dazu muss ich mir einen freieren, lieblicheren Platz unter den Geschäften des Tages herausuchen. — Erzähle mir doch auch von unserm Böhlendorf.

Ganz Dein Herbart.

1) Oder Hülfe.

37.

An Gries.

Göttingen, Juli 1802.

Dein Brief, mein theurer Gries, und Dein schönes Geschenk¹⁾, das ich schon unter seiner Hülle im Dunkeln erkannte, hat mir eine heitere Stunde noch heiterer gemacht. Ich sass eben mit meinem neuesten Lieblinge — dem jungen Grote, einem Jüngling von 17 Jahren, als Du mich zurückriefst in jene gute alte Zeit, und so konnte ich das Neue mit dem Geiste des Alten veredeln.

Lassen wir die Zwischenzeiten! Ich übe mich und strengere mich an, die schweren Träume der letzten dritthalb Jahre in meinem Gedächtnisse zu vernichten. Hast Du auch zu vergessen, so wünsche ich Dir, wie mir selber, dass es gelingen möge.

Doch Du hast diese letzten Jahre ein Gedächtniss gestiftet, das bleiben wird! Sei gewiss, Du hast nicht umsonst gewünscht, Deinen Freunden viel heiteren Genuss zu bereiten. Ich lese Deinen Tasso, lese ihn wieder und mag ihn noch oft lesen. Gehe ich über den Genuss hinaus, so ist es nicht zur Kritik, dazu fühle ich mich so wenig gewitzt als berufen, sondern zum Gebrauch nach meiner Art. Er ist mir ein späterer Homer für die spätere Jugend. So habe ich ihn mehrmals in kleinen Versuchen gebraucht und bewährt gefunden und denke seinen Beistand noch weiter so zu benutzen. Dess wird er nicht zürnen und Du ebensowenig.

Was ich hier in Göttingen suche? In Ermangelung meiner verlorenen — noch oft zurückgewünschten Hauslehrerstelle in Bern — suche ich hier ein Katheder. Nicht für eine neue Philosophie — sondern für einen — womöglich bessern und bildenderen Gebrauch der alten. — Aliter: ich suche einen Platz, der mir Erwerb gebe, denn der ist meine Pflicht, wie mein Bedürfniss, und zugleich eine weitere Mittheilung Dessen, was mir am Herzen liegt und was ich nicht länger darin zu verschliessen nöthig finde.

Meine philosophische Muse wird sich zwar wohl an der Leine ebenso wenig gefallen, wie an der Saale und Weser;

1) Die Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem, 4. Theil, so eben erschienen.

sie scheint an den kleinen Bach zu Engstein, wo ich ihr im Grunde zuerst begegnete, gebannt zu sein. Dort werde ich vielleicht irgend einmal — wer weiss wann? — sie wieder aufsuchen müssen. Aber sie ist auch nicht fürs Volk! Hier in Göttingen wird sich aus dem pädagogischen Gesichtspunkt mancher Versuch machen lassen — und Pädagogik denke ich künftigen Winter zuerst zu lesen.

Meine Schriftstellerei wirst Du um Michaelis ganz von unten auf dienen sehen; sie fängt vom A-B-C an. Nämlich von Pestalozzi's Idee eines A-B-C der Anschauung, die ich durch und für Mathematik ausgeführt wünsche. Vielleicht hast Du im Januarstück der „Irene“ einen Aufsatz von mir bemerkt, der meinen bremischen Freundinnen zugeschrieben ist, und der jenes A-B-C gewissermassen verkündigt. Findest Du Gelegenheit, in Jena die Rede hier und da auf die Pestalozzi'sche Angelegenheit zu leiten, so würdest Du mich verbinden.

Gegenwärtig gehöre ich hier in Göttingen drei jungen Leuten¹⁾ an, aus Bremen, Oldenburg und Hannover. Der junge Grote, Sohn des Ministers in Hannover, ist meine tägliche Gesellschaft; er ist mir selbst und ich bin ihm, wie es scheint, dieses häufigen und durchaus traulichen Umgangs werth. Giebt es ein lieblicheres Schauspiel, als die Entwicklung einer gesunden, frischen, feinen, glücklichen Natur?

Hier hast Du, Lieber, was Du von mir zu wissen wünschtest. Was giebst Du mir dafür zurück? Wie Dich Jena noch immer halte — ob es Dich noch lange halten wolle —. Könntest Du dort wirklich froh werden, so würde wohl Niemand etwas einwenden, wenn Du wie bisher immer fortführst, uns der goldenen Aepfel aus den hesperischen Gärten einen nach dem andern herzulangen. Aber noch sah ich Niemand von der Fülle des Lebens wahrhaft befriedigt, der ausser unmittelbarer Thätigkeit für und unter bestimmten Menschen lebte. Und so wünsche ich mit Dir, Du möchtest den Weg

1) In ihrem Kreise findet ihn Gries (s. dessen Leben S. 51) auch noch im Herbst, als er schon Privatdocent war, heiter und thätig, sein Werk mit Ernst und Eifer treibend. (Cf. Zeitschrift f. ex. Phil. I, S. 63.) Auch gegen Gries, wird dort hinzugefügt, war er in freundschaftlichen Gesinnungen noch derselbe; es waren nur wenige, aber schöne Stunden, die Gries mit ihm verlebte.

dorthin endlich einmal vor Augen sehen. Nimm diesen Wunsch nach Deinem eigenen Sinne, so ist er der meinige.

Dein Herbart.

38.

An Smidt.

Göttingen — Montags¹⁾.

Mein theurer Smidt!

Seit meiner Abreise und möglichst beschleunigten Hierherkunft habe ich still, aber missvergnügt und unpass dem trüben Wetter hier in Göttingen zugesehen; der nassen Atmosphäre durfte ich mich nicht länger aussetzen; zur Arbeit unangelegt, warte ich auf einen Brief von Carl, von dem ich nicht die mindeste Nachricht habe, und lasse mir allerlei Schlimmes ahnden. — Dein Brief macht mich nicht heiterer. Mein Brief an Pestalozzi²⁾, Deinem Auftrage gemäss, liegt geschrieben vor mir und geht heute ab; aber es ist hoffentlich Deiner Absicht nicht zuwider, dass ich die Anfrage an P. sehr bedingt gestellt habe, da ich kaum etwas davon erwarten kann. Der gute Blendermann³⁾ geht mir nahe, er wird sehr schwer zu ersetzen sein. So stark bewegten Menschen wie Pestalozzi traue ich in keinem Geschäfte, keiner Wahl, wobei Kritik nöthig ist. Der Methode traue ich nicht so viel Festigkeit der Form zu, dass ein Fremder ohne andern innern Fond (über diesen wird Pestalozzi nie richtig urtheilen) nicht sehr leicht als ein unnützer Mensch bei Euch dastehen könnte, sobald sich das Publicum über die nothwendigen Verbesserungen verständigt haben wird. Ich rechnete viel auf Blendermanns eignes Fortgehen, Fortversuchen und Erfinden, Empfangen und Benutzen. Pestalozzi möchte leicht den Einseitigsten, am meisten mit der Manier Getränkten für den Vorzüglichsten halten. Er wird keinen Pedanten und keinen Schwächling — aber er könnte einen starren Kopf empfehlen wollen. Hätte Dein Auftrag unbestimmter gelau-

1) Vor dem Wintersemester 1802—1803. Herbart war schon habilitirt, Hartenst. I. c. I. p. LVI f. — 2) Seine Bekanntschaft mit ihm Hartenst. I. c. III p. VI u. S. 75; Jahrbuch f. wissenschaftl. Päd. II. S. 244, Anm. 1. Ueber Pestalozzi's Einfluss in Bremen s. Eilers, Wanderung durchs Leben I. S. 368. — 3) Eilers, Wanderung I. S. 390.

tet, so hätte ich vielleicht diesen Bedenklichkeiten so weit nachgegeben, gar nicht zu schreiben; jetzt habe ich gethan, was Du verlangtest, und das Materielle Deiner Forderungen genau aus Deinem Briefe genommen. Empfiehlt Pestalozzi jemanden ganz unbedenklich und mit Nachdruck, so werde ich Zutrauen fassen; sonst schiene es mir besser, es vorläufig mit einem Menschen aus Bremen oder Hannover, den man im Fall des Mislingens eher zurückschicken könnte, und der das Wesentliche der Manier jetzt von Euch muss lernen können — zu versuchen; und unterdess wo möglich einen geborenen und gewählten Bremer wieder nach Burgdorf zu schicken.

Mit Hilfe könnte es unmöglich gehen. Er wohnt viel zu tief in sich selber. Auch würde ihm der Mechanismus viel zu lästig fallen.

An Kulenkamps bitte ich Dich die herzlichsten Grüsse und meine vielfachen Danksagungen zu bestellen. Wäre ich minder verstimmt, so würde es mein erstes Vergnügen gewesen sein, gleich nach meiner Ankunft schriftlich zur Unterhaltung und Erheiterung unseres theuern, kränkenden Freundes etwas beizutragen. Aber ich konnte nicht. — Die Arbeiten des Winters liegen mir in verworrenere Masse schwer im Kopfe; und das ist so viel schlimmer, weil sich einige Zuhörer gemeldet haben, denen nichts Halbes genügen kann. Ich kenne dergleichen Zustände und weiss, dass sie aufhören; aber ich kenne auch die Anstrengung, die dagegen gesetzt werden muss. —

Vergesst mich demnach auf einige Wochen, meine Freunde; ich will Euch dann wieder an mich erinnern. Habt indess Dank für die mir bei meinem letzten Aufenthalte zu Br. bewiesene Treue und Liebe!

Dein Herbart.

Sehr, sehr gern, mein Bester, hätte ich zwei Dinge, oder auch nur eins von beiden: Einige Bogen von meiner Hand, philosophischen Inhalts, und die Kupferstiche, die aus der Schweiz an Dich gesandt wurden, ohne bestellt zu sein, und die ein Geschenk von Zehender¹⁾ an mich sind. Ich bitte nicht etwa auf Gelegenheit zu warten, sondern mit der Post die Sachen zu senden.

1) Cf. Hartenstein l. c. I, p. XXXIII.

39.

An v. Halem.

Göttingen, 28. Oct. 1802.

Wem anders als Ihnen, mein sehr verehrter Freund, könnte ich meine Erstlinge darbringen? ¹⁾ Ich habe nicht vor dem Publicum mit Ihnen schwatzen wollen, aber nichts desto weniger steht die ganze Reihe der Jahre vor mir, worin ich die Zeichen Ihrer Aufmerksamkeit, die Ermunterungen Ihrer Güte nach einander empfang. Sie haben mich zweimal dem Publicum vorgeführt. Sie sind der Erste, den ich bei meinem Hervortreten hochachtungsvoll zu begrüßen habe.

Meine Schritte werden noch immer langsam sein. Nur darstellen will ich mich und meine Gedanken der Prüfung. In diesem Geiste werden Sie mein Buch geschrieben, und würden Sie meine hiesigen Verhältnisse, wenn Sie hier wären, eingeleitet sehen. Meine Gewalt wende ich gegen mich selbst. Ich hätte Stoff im Ueberflusse, mich umgestüm laut zu machen; der Philosophie könnte ich: „rückwärts“, der Pädagogik: „vorwärts“, und vielleicht sogar der Mathematik: „grad aufwärts“ ins Ohr schreien, und zugeben müssten Sie wohl, dass der Ruf Grund hätte. Aber was würde es helfen? Niemand würde mich verstehen, ja ich selbst ließe von dem Augenblicke an Gefahr, mich selbst nicht mehr zu verstehen. — Dagegen mache ich mich auch mit Niemandem gemein, der mir nicht angehören kann. *Odi profanum vulgus, et arceo!* Lächeln — den Kopf schütteln werden Sie vielleicht bei diesen Expectorationen. Sei es! Sie mögen es wohl wissen, dass ich gerade so viel Muth und Selbstvertrauen habe, als eben nöthig ist, um nicht ohne Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit auf ein philosophisches Katheder treten zu können.

Mein Buch möchte ich gern Ihrer Fürsorge empfehlen. Gern auch hätte ich dadurch die Herren Ricklefs und König wieder an mich erinnert. Aber unglücklicherweise hat der Buchhändler, von dem ich in allen Dingen so schlecht als möglich bedacht worden bin, mir nur 12 Exemplare auf Schreibpapier gesandt, und, wie er sagt, dergleichen überall nicht mehr gedruckt. Sollte ich die Unschicklichkeit begehen, jenen

1) Hartenstein l. c. I, p. LVI. u. Zeitschr. für ex. Phil. I S. 62.

Herren ein paar Exemplare auf Druckpapier zu senden, so müsste ich vorher wissen, dass durch Ihre Güte dies im Voraus entschuldigt wäre.

Im hohen Grade würde ich es meiner Vaterstadt verdanken, wenn sie sich das Verdienst um mich erwürbe, die ersten, genauen und sorgfältigen Versuche mit meinem Vorschlage anzustellen. — Auf jedem Fall aber darf ich annehmen, dass sie Männer besitzt, die Geist und Interesse genug vereinigen, um sich der grossen Pestalozzi'schen Idee, elementarische Anschauungen zum Hauptfundament des Unterrichts zu machen, völlig zu bemächtigen. Und so darf ich erwarten, von dort aus wenigstens durch Urtheile belehrt zu werden, ob ich jene Idee der Ausführung näher gebracht oder sie verfehlt habe.

Ihrer Tochter und Ihrem Sohne bitte ich mich zu empfehlen. Gern hätte ich mich wenigstens gerühmt, wie thätig ich sei, um seinem Wunsche zu entsprechen. Statt dessen habe ich ein paar Erfahrungen gemacht, wie empfindlich junge Leute auf der Akademie gegen Alles sind, was wie Aussicht aussieht.

Die angenehmsten Nachrichten von meinem Freunde würde ich gewiss erhalten haben, wenn er mir geschrieben hätte. Im Geiste war ich oft bei ihm und suchte mir sein Glück zu denken. Aber er ist weiter wie ich — und ich muss bescheiden warten.

Zweifeln Sie nie, dass Ihre Gewogenheit unter die Güter meines Lebens gehört! Darum bittet gehorsamst

Ihr Herbart.

40.

An Carl v. Steiger.

Göttingen, den 16. Nov. 1802.

Mein lieber Carl!

Diesen Mittag hat uns Ludwig¹⁾ Deinen Brief vorgelesen. So lieb mir Dein letzter im vorigen Sommer war, sammt seinen Beilagen über den Phädon, so treibt mich dieser doch schneller zum Antworten, obgleich er nicht mir gehört. — In jenem war etwas Plato's Geist; dieser aber ist fast mit Xenophontischem Verstande geschrieben.

1) Zu Besuch in Göttingen.

Wacker genug hielt ich Dich, um mit den Andern Dich gern aufzumachen. Und reif genug an Charakter und Verstand, um nicht einem Knaben-Ungestüm, sondern der Sache zu dienen. Aber noch nicht alt genug, um zu Hause die gute Besinnung bald wieder zu finden.

Darum freut mich Dein Brief.

Er nimmt einen Theil der Besorgnisse hinweg, die, wie Du künftig wohl noch mehr begreifen wirst, Deine Erzieher für Dich empfinden mussten, da Du durch die Umstände scheinbar zum Manne wurdest, längst vorher, ehe Deine Bildung geendet war.

So denke ich wahrscheinlich ähnlich, wie Herr Segelken. Uebrigens, wäre ich dort gewesen, so hätte ich Dir folgen mögen. Du hättest mich eilig den Gebrauch des Gewehres gelehrt, ich hätte bald begriffen, und wir wären zusammen gegangen. — Oder wenigstens würde es mich sehr tief geschmerzt haben, dazu nicht zu passen.

Jetzt, was habe ich denn wirklich zu thun? Dich zu ermahnen, mein lieber Carl, dass Du nun sinnig und bescheiden zurücktrittst in die Schule, aus der Du noch keineswegs entlassen sein kannst. Im Gegentheil, Du musst Deine Alten, Deinen Herodot, Xenophon, Plutarch, jetzt besser, tiefer, gründlicher fassen, musst sie mehr mit Liebe, mehr mit Geschmack lesen. Ist alles in Dir, wie es soll, so bist Du ihnen jetzt näher, nicht fremder, sie heissen Dich willkommen — hoffen, Du seist würdig, von ihnen zu lernen. Fühlst Du, wie sehr ich Dich ehre, indem ich annehme, jene Alten möchten Dich als einen Jüngling aus ihrer Mitte gelten lassen können?

Ich habe zu thun: nur noch eine Bitte, die ich längst im Sinne trug und zu der jetzt, da Du zu militärischen Würden aufgestiegen bist, vollends Zeit ist. Heiss mich nicht Herr, sondern nenne mich Du und bei meinem Namen. Gefällt Dir der Vorschlag, so ist es gut; wo nicht, so wisse, dass ich ohne Dein ausdrückliches Verlangen Dich nicht anders wie bisher zu tituliren gedenke — und einer von uns beiden müsste doch wohl nachgeben. Adieu, Lieber, vergiss nicht, wer Dir geholfen hat, zu werden, was Du bist. Die Wissenschaften sind es. Ihr Geist weht in dem Deinen. Aber ihr Werk an

Dir ist noch lange nicht fertig. Sie möchten erst recht beginnen. Vergiss das nicht.

Wann sieht Dich

Dein Herbart?

41.

An v. Halem.

Göttingen, Januar 1803.

Ein tiefer Schmerz hat die Bezeugung meines Dankes für Ihren so sehr gütigen Brief zurückgehalten. Sie wissen es wahrscheinlich schon, dass ich seit mehreren Wochen den Verlust meiner Mutter betraure. Ich ward sehr langsam vorbereitet, und meine Gesundheit bedurfte dessen.

Lassen Sie mich von meinem Schmerze nur das sagen, was ihn erleichtert, ja ich möchte sagen, versüßt. Die letzten Wochen ihres Lebens brachte die Verewigte in der vollkommensten Heiterkeit des Geistes zu. Ihre Freunde haben sie bewundert. Sie selbst hat von mir mit sterbender Hand Abschied genommen — einen Abschied voll der reinsten Liebe und zugleich der reinsten Besinnung. Ihr Rückblick auf ihr Leben war völlig ruhig. „Ich that stets“, schreibt sie, „was die Vernunft mir sagte“.

Ihr Leben war grösstentheils mir geopfert. Dieses Leben, diesen mir anvertrauten Schatz der Welt würdig zu überliefern, dachte ich mir längst als meinen Stolz!

An die nächsten Geschäfte, in Angelegenheiten ihres Nachlasses, die nun meiner warten, denke ich mit einiger Furcht! Ich bin wenig unterrichtet — mochte mich, wie Sie leicht denken können, wenig unterrichten. Wahrscheinlich hat meine Mutter selbst in Oldenburg gerichtliche Dispositionen zurückgelassen. Diese werden Ihnen am ersten bekannt sein. Erlauben Sie mir die Bitte, mich baldigst davon zu benachrichtigen. Erlauben Sie mir, Ihnen, mein gütiger und verehrter Freund, jetzt überhaupt das, was mein Wohl betrifft, zu empfehlen. Ich bitte Sie um alle Rathschläge, die Sie dienlich halten möchten. Ich bitte Sie, dabei auf meine Discretion zu rechnen. Insbesondere möchte ich wissen, ob Sie nöthig finden, dass ich persönlich nach Oldenburg komme? Mein Collegium¹⁾ bindet mich hier bis zu den Ferien zu sehr, als dass,

1) Hartenstein, l. c. I, p. LX. und Zeitschr. f. ex. Phil. I. S. 65

ich ohne grosse Nothwendigkeit verreisen dürfte. Auch nachher könnte es Schwierigkeiten haben.

Dass diese meine Erkundigungen bei Ihnen ganz im Vertrauen geschehen, darf ich kaum bemerken, Sie sehen selbst, wie sehr leicht solche im verkehrten Lichte erscheinen könnten — wenn gleich nichts natürlicher ist, als dass ich meinem Vater so wenig als möglich unangenehme Erinnerungen aufzuregen wünsche.

Mit der Hoffnung baldiger gütigen Antwort empfiehlt sich Ihnen

Ihr gehorsamer

Herbart.

42.

An Smidt.

Göttingen, 10. Juni 1805.

Mein bester Smidt!

Dass ich noch der Alte bin¹⁾, davon brauchst Du hoffentlich kein Zeichen. Du hast mein Zutrauen als Freund, also auch den wesentlichsten Theil desselben, den nämlich, dass ich Dein Zutrauen ein für allemal besitze.

Drei oder vier Briefe von Dir weiss ich nicht erhalten zu haben; hat mir der Zufall etwas von Dir geraubt? — Für die übrigen Stellen weiss ich Niemand. Ich danke Dir, dass Du an mich denkst; nachdem ich aber die herrliche Gegend von Heidelberg, mit 600 Thlr. Gehalt und der ordentlichen Professur ausgeschlagen habe²⁾, erräthst Du leicht, dass ich mich hier am rechten Platze fühle.

Die Doctorin Noltenius zürnt mir, wie ich höre? Was ist zu thun? — Zu schreiben, sagst Du? Ja, wenn es damit gethan wäre! Eine junge, schöne zürnende Dame — woher nimmt man den Muth, der noch zu schreiben! Ich ersuche Deine liebe Frau angelegentlichst, ein schwesterliches Wort vorher für mich einzulegen, damit ich nicht gar zu ungütig aufgenommen werde, wenn ich mich nun sehen lasse.

Bald werde ich mich Dir etwas breiter und gelehrter ver-

1) Er war auch 1804 zu Besuch in Bremen gewesen. Hartenstein l. c. I. S. 29. — 2) Gries's Leben; S. 66 u. Zeitschr. f. ex. Philol. I, S. 63 f.

nehmen lassen. Bis dahin leb wohl. Bring den theueren Kulenkamps meine herzlichsten Grüsse, und sage ihnen, dass ich zuerst auf ihre Güte baue, um bei ihnen einen Fürsprecher bemühen zu wollen.

Behalte mich lieb, alter Freund!

Dein H.

43.

An Smidt.

Göttingen, 4. Juli 1805.

Du erhältst hier, lieber Freund, mein Antrittsprogramm¹⁾, dem ich, wie Du aus der Beilage sehen wirst, einen etwas ausgedehnteren Wirkungskreis und mehr Werth zu geben gesucht habe, als dergleichen Schriften zuweilen sonst haben mögen.

Als das erste deutliche Zeichen, wie ich meine hiesige Aufgabe gefasst habe, wird es vielleicht Dir — und als eine Summe von Aeusserungen über alte und neue Philosophen dem Bremischen Gelehrten vielleicht eine Neuigkeit von einigem Interesse sein, zudem da die philosophische Thätigkeit von Göttingen sich jetzt so ziemlich in meinem Auditorium concentrirt zu haben scheint.

Von Kulenkamps habe ich die besten Nachrichten, ich hoffe deren Bestätigung. — — Empfiehl mich in Deinem Cirkel.

Dein Herbart.

44.

An Smidt.

Göttingen, 2. Febr. 1806.

Mein theurer Smidt!

Du siehst Dich hier als Pathen zu einem spätgeborenen Kinde²⁾, das Du schon vor Jahren als Embryo gesehen hast: und das wohl noch nicht zur Welt gekommen wäre, wenn nicht der Wunsch, den Grafen Sievers³⁾ und Plater, meinen eifrigen Schülern, noch diesen Rest ihrer Studien in ihre Hei-

1) Hartenstein l. c. I, p. LXII., sowie Herbart's Sämmtliche Werke XII. p. XI. u. S. 61 u. Zeitschr. f. ex. Philos. I, S. 64. — 2) Hartenstein l. c. I, p. LXII. u. S. 407. Zeitschr. f. ex. Philos. I, S. 64. — 3) Hartenstein l. c. I, p. LXVII.

math mitzugeben, mich vorwärts getrieben hätte. Eben diese Beschleunigung nöthigt mir jetzt die Bitte ab, Du mögest über den Mangel der letzten Feile hinwegsehen und vorlieb nehmen mit einer leidlichen Darstellung der Hauptbegriffe. Etwas vollendet hinstellen zu wollen, darf weder der Ehrgeiz meiner Jahre sein, noch verträgt es sich mit der Rücksicht auf die Bedürfnisse meiner jetzigen Wirksamkeit und auf die Menge und Vielartigkeit der Arbeiten, welche vor mir liegen und gewissermassen von mir gefordert werden.

Dich vor dem Publikum feierlich anzureden, wollte mir nicht in den Kopf; unter vier Augen mag ich Dich wohl bitten, Dir es gefallen zu lassen, dass ich nach hergebrachter Schriftstellersitte meine unverändert freundschaftlichen und dankbaren Gesinnungen gegen Dich an eine meiner liebsten Gedankenpartien öffentlich anhefte, als ob dadurch diese ein passendes Symbol würde von jenen!

Dir, dem Scholarchen¹⁾, gebührt es sich übrigens, eine Pädagogik zu widmen. Nur freilich wird der Scholarch nicht viel von dem, was er zunächst sucht, darin finden! Darein schicke ich mich! — Gebe der Himmel, dass Du immerfort als Senator der freien Reichsstadt Bremen viel zu sehr mit öffentlichen Geschäften überhäuft sein mögest, als ber Du jemals mit mir in guter Musse grübeln könntest üdassdie tiefere Philosophie der Pädagogik, oder Theil nehmen an der Ausarbeitung der Monographien, auf welchen die specielle Ausführung meines Plans beruhen würde! Den Wissenschaften wird hoffentlich immer irgend eine Freistatt bleiben, wo sie ihr Geschäft fortführen können.

Und einige jüngere Gehülfen sehe ich schon jetzt neben mir, welche meine Hoffnung wohl nicht ganz täuschen werden. Die Experimente des ABC d. A. und des Homers werden hier jetzt an einigen Knaben, unter andern an einem nachgelassenen Sohne von Lichtenberg, gemacht, der ein naives Bübchen ist und von sehr fähigem Kopfe.

Von den gebundenen Exemplaren wirst Du die Güte haben, eines mit dem beikommenden Briefe an Kulenkamps

1) Ueber das Bremer Schulwesen (Hartenstein l. c. I, S. 40) und die durch Smidt ausgeführte Umgestaltung desselben s. Eilers, Wanderung durchs Leben, I, S. 358 f.

zu senden. Ich lege noch einige andere Exemplare bei, worüber unsere Freunde, wie es ihnen bequem ist, schalten werden.

Vor allem gehört eines unserm Köppen. Dieser würde mich sehr verbinden, wenn er seine literarisch so wohl geübte Feder diesmal zu einer Mittheilung seines Urtheils, oder auch dessen — was Ihr in pléno über mich beschliessen werdet — anwenden wollte. Vor allem soll er dann die witzigen Einfälle nicht weglassen! Das Urtheil der Lacher ist auch etwas werth! Und auf allen Fall werde ich mitlachen dürfen, und an den heilsamen Erschütterungen des Zwerchfells leide ich hier gar grossen Mangel.

Sonst geht es mir leidlich, wiewohl meine Gesundheit noch immer ein recht launisches Kind ist.

Leb wohl, mein Theurer! Grüsse alle die Unsrigen recht herzlich!

Dein

Herbart.

45.

An Smidt.

Göttingen, 13. Febr. 1861.

Mein Theurer!

Vielen Dank für Deine freundschaftliche Aufnahme! Verlernen wir es nie, einander im Wechsel des traulichen und herzlichen Geben und Nehmen entgegenzukommen! Aber wahrlich, wir sind auch längst zu alt, um es noch zu verlernen!

Heute habe ich einem Unterricht beigewohnt, der mein ABC der Ansch. ganz trefflich ausführt. Ich wünschte sehnlichst, Dein Blendermann könnte auf kurze Zeit hierher kommen, um die Sache zu lernen. Antworte mir doch, ob dies ganz unmöglich sei? Die Gründe will ich Dir ein andermal entwickeln.

Dringend bitte ich um baldige Nachricht von der theueren Kulenkamp!

Höchst eilig

Dein Herbart.

46.

An Smidt.

Göttingen, Mitte Juli 1806.

Mein theurer Freund!

In der Hoffnung, dass Du geneigt seiest, einiges Interesse für meine Bemühungen auch auf die Personen zu übertragen, welche denselben förderlich gewesen sind, addressire ich Hrn. Muhlert an Dich, der mein ABC d. A. mit der ausgezeichnetsten Geschicklichkeit in Ausübung gesetzt hat, und jetzt zum Grafen Sievers in Liefland hinübergeht, um dort eine Anstellung als Lehrer der Mathematik zu suchen. Ich wünschte, dass er Dir von der Sache die nähere Nachricht gäbe, dass er Blen-dermann spräche, von ihm lernte und auch von ihm berichtete. Er ist gebildet genug für die Umstände, unter denen er sich bilden konnte (sein Vater ist hier in G. Lehrer im Schreiben und Rechnen, dabei ein würdiger alter Mann) und wird Dir persönlich nicht missfallen.

Mein Leben geht seinen Gang — d. h. meine Untersuchungen rücken vor und nähern sich der Bekanntmachung. Meine Gesundheit ist leidlich. Aber ich bin sehr allein, seit Steiger in Paris ist¹⁾, von wo ich ihn auf den Winter zurück-erwarte.

— Ich bedarf der äusseren Erfolge meiner langen Arbeit, wenn ich Kraft behalten soll zum Fortarbeiten: Ich hoffe, mir zu schaffen, was ich bedarf.

Ganz

Dein Herbart.

47.

An Carl v. Steiger.

Göttingen, am 23. August 1806.

Mit wahren Genuss, mein theurer, vielgeliebter Carl, kann ich nach langem Schweigen an diesem ruhigen Sonntag-Nachmittag ein paar Stunden mit Dir plaudern. Schon dass ich Dir nach Riggisberg schreiben soll, erhöht mir das Vergnügen. Dir und den Deinigen wünsche ich Glück zu dem We-

1) Auf einer Ferienreise von Göttingen aus, wo er (Carl) studirte (Hartenstein l. c. I. p. LV.)

dersehen, das ihr Euch gegenseitig bereitet habt. Warum bin ich nicht in Eurer Mitte! — Heiterer würde ich jetzt kommen, als Du mich seit langem gesehen hast. Erlöst von Arbeiten, für die ich die Zeit, wann sie fertig sein würden, noch vor einem Vierteljahr nicht glaubte absehen zu können; Arbeiten, an welchen gleichwohl ein grosser Theil der Ruhe meines Lebens hing.

Du empfängst meine Metaphysik¹⁾. Kurz zwar, aber doch zusammengestellt. Du verdienst nicht wenig Dank, mein Theurer, dass Du mir zum zweitenmale geschrieben, und ohne Vorwurf geschrieben und vorausgesetzt hast, ich sei beschäftigt. Diesen Dank haben nicht alle verdienen wollen, welche mir theuer sind; oft am wenigsten dann, wenn es am nöthigsten war. Wie viel vergeblichen Schmerz hätten sie mir ersparen können! Jetzt kann ich Dir mit frohem Herzen erzählen, dass Du der erste Abwesende bist, zu dem ich spreche, seitdem das Nothwendige beseitigt ist. Nur heute Mittag erst ist meine Logik²⁾ in die Buckdruckerei gegangen. Lachen wirst Du, wenn ich sage, dass sie erst gestern Mittag angefangen wurde und in weniger als 24 Stunden ganz und gar geschrieben ist. Versteht sich, nach vorgängiger 8tägiger Meditation, und wie Du weist, vieljähriger Uebung — denn gelernt habe ich die Logik als Knabe von 11 Jahren. — Uebrigens ist das, was ich vorhin meine Logik nannte, freilich nur eine ganz kurze Angabe dessen, was ich in der bisherigen Logik zu verbessern nöthig finde — was denn so ziemlich alle und jede bedeutende Punkte der Wissenschaft trifft. Sollte ich Dir erzählen, was ich den Sommer über, während Du in Paris die grosse Welt gesehen hast, gedacht, empfunden, gethan und getrieben habe: — es würde sich so ziemlich auf die Metaphysik concentriren; für diese habe ich am Morgen Gedanken und am Mittag Zuhörer und verständige Freunde zu gewinnen gesucht. Beides ist gelungen. Zwar N. N. und N. N. haben es mit Ueberwindung bis in die Mitte und nicht weiter bringen können; — natürlich, da sie von Anfang an lässig waren und im

1) Die Hauptpunkte der Metaphysik, s. Hartenstein, Kl. Schriften I, p. LXII. und Herbart's sämtliche Werke III, p. VII. Zeitschr. f. ex. Phil. I, S. 64. — 2) Die Hauptpunkte der Logik, s. Herbart's sämtliche Werke I, p. XII. u. Zeitschr. f. ex. Phil. I. c.

Grunde die Sache nur kosten wollten, ob sie ihnen behagen würde; vielleicht hängt es ein Wenig damit zusammen, dass N. N. auszieht. Denn natürlich fühlt er sich von dem Verkehr der Gedanken und Worte ein Wenig ausgeschlossen, welcher zwischen mir und Buschins, Ungewitter, Tölken — diese sind jetzt meine Tischgenossen — immer lebendiger geworden ist. Den drei Letztgenannten vorzugsweise bin ich es schuldig (ungefähr wie ich Dir, mein Guter meine Pädagogik verdanke) nicht zwar, dass ich überall eine Metaphysik zum Stande bringen konnte, aber wohl, dass ich diesen Sommer¹⁾ schon Kraft und Munterkeit genug fühlte, sie so weit zur Reife zu bringen. Jetzt sende ich sie Dir nicht ohne Absicht und nicht ohne allen Anspruch auf Deine Zeit. Ich werde nämlich diesen Winter wieder darüber lesen und wünsche Dich zum Zuhörer; damit Dir aber alles leicht gehe und Du nicht nöthig habest, andere Studien darum zu vernachlässigen, bitte ich Dich, in einzelnen, einsamen Morgenstunden, an denen es wohl nicht fehlen wird, diese wenigen Blätter durchzulesen und dabei einige ältere Erinnerungen wieder aufzufrischen, die Dir ebenfalls nicht fehlen werden. Kein Punkt kann Dir ganz fremd sein. Du magst, wenn Du willst, gleich hinten hineinblicken und aus den Aeusserungen über Religion abnehmen, wie das Nachdenken darüber mit Allem und Jedem zusammenhängt und mit Allem und Jedem hin und her bewegt werden muss, was man über Raum, Zeit, Bewegung, Kraft — über das Ich u. s. w. so oder anders möchte bestimmen wollen. Da sich das nicht ändern lässt, da es dem muthigen Manne ziemt, der Gefahr gerade entgegenzugehen, um sie zu vernichten und Sicherheit an ihre Stelle zu setzen — da es am wenigsten dem Staatsmanne ziemt, unbekannt zu sein mit den Quellen der Meinungen, die in Umlauf kommen: — doch wir haben darüber oft gesprochen! Angenehm aber kann es Dir sein, zu vernehmen, dass sich meine aufmerksamen Zuhörer jetzt gänzlich im Reinen und von grosser innerer Unsicherheit befreit fühlen. Auch vertraue ich, dass jeder Leser, Dich selbst vor allen Dingen mitgerechnet, fühlen werde, wie das Raisonement mit festem Schritt auf gebahntem Wege gradeaus geht. In der That habe ich das Ganze ohne Absatz noch

1) Cf. Hartenstein Kl. Schr. I, p. LX.

Anstoss in kaum 3 Wochen von einem Ende bis zum andern hinschreiben können. Das giebt Selbstvertrauen, und ich bin so dreist, es Dir offen zu zeigen. Du magst mir dasselbe so viel eher zu Gute halten, da es mit eben so grossem Vertrauen zu Dir verbunden ist. Du fühlst wohl an diesem Briefe und konntest es selbst in meinem Schweigen fühlen, dass ich Deinetwegen in gar keiner Art von pädagogischer Sorge mehr schwebe. Ich erwarte Dich als kräftigen jungen Mann zurück — ich verlange nicht erst zu beobachten, ob Du unverdorben siehest — ich werde sogar dieselbe rüstige Arbeitsamkeit, die Du während Deines ganzen hiesigen Aufenthaltes trefflich bewiesen hast, voraussetzen, als könnte Dich Paris nicht zerstreut — nur mehr ausgebildet haben. Mich wirst Du zwar beschäftigt, aber nicht wieder gedrückt finden. Was ich jetzt noch zu leisten oder zu tragen haben mag, dessen fühle ich mich mächtig. Wenigstens werde ich mich hindern, das Ausserordentliche und Nichtzuerwartende im Voraus zu fürchten. Meine Gesundheit habe ich trotz aller Arbeit sorgfältig gepflegt und glücklich gehoben. Auch lagen ihre eigentlichen Feinde von je her in der Tiefe des Gemüths. Und von da ist nun nicht viel mehr zu fürchten. Ich wüsste nicht, wer mir grossen Verdross, oder was mir noch grosse Unruhe machen könnte.

Ohne Zweifel also, mein Theurer, werden wir uns gegenseitig den Winter erheitern können! Eine kleine literarische Gesellschaft, die recht gut angefangen hat, wirst Du wieder finden; Du wirst Ihr viel leisten, wenn Du willst, viel erzählen können. Deine Feder will ohnehin noch Uebung haben.

Sei nur recht froh unter den Deinigen und gieb ihnen viel Freude — wie Du gewiss Du thun wirst! Alsdann erwarte ich Dich mit einem Schatz von Wohlsein und Kenntniss zurück, um auch selbst — noch einmal — Deiner froh zu werden. Ich hoffe mit warmer Theilnahme auf gute Nachrichten von Deinen vortrefflichen Eltern, deren Gesundheit vor einigen Monaten sehr scheint angegriffen gewesen zu sein.

Ganz der Deinige

Herbart.

Die Einlagen bitte ich in Bern zu lassen — wo möglich bei Jemandem, dem sie willkommen sein werden! Ich werde Dir hier neue Exemplare geben.

48.

An Carl v. Steiger.

Göttingen, den 8. Sept. 1806.

Mein theurer Carl!

Die Regeln des guten Tons und der Weltklugheit haben mir viel Vorwürfe darüber gemacht, dass ich Dir, der eben von Paris kam, neulich einen so ganz metaphysischen Brief schrieb, um Dich damit in Riggisberg zu bewillkommen. Aber das Glück will mir wohl; es setzt mich in den Stand, alles reichlich wieder gut zu machen. Oder ist etwa ein langer Brief von Rudolph¹⁾ aus Irland — nicht im Stande, meine Metaphysik aufzuwiegen? und bei Dir und den Deinigen die üblen Eindrücke, die sie gemacht haben kann, auszulöschen? Dem sei, wie ihm wolle: ich theile Dir hier den Schatz mit unter der Bedingung, dass Du mir ihn — und Dich selbst in 6 oder 7 Wochen wohlbehalten zurückbringst!

Hat übrigens, wie ich fürchten muss, meine neuliche Sendung Dich viel Porto gekostet: so ist das nicht meine Schuld. Hätte ich gewusst, dass man mein: Franco Basel nicht annehmen würde, so hätte die Post meinen Brief gar nicht bekommen.

Erkundige Dich ja nicht nach Neuigkeiten! Saalfeld selbst weiss nichts, als was die Zeitungen sagen. Oder willst Du das für eine Neuigkeit nehmen, dass vor wenigen Tagen, nachdem ich mich Vormittags über die lauten Stimmen der Herren gewundert hatte, die mir gegenüber im Concilienhause so heftig disputirten, dass ich es in meinem gelben Zimmer hören konnte — mir Mittags die Nachricht gebracht wurde, Wunderlich habe pro facultate legendi disputirt, Dissen ihm opponirt, das Thema sei die frühe Lectüre des Homer gewesen und beide Herren hätten sich am Ende, anstatt wie gewöhnlich sich zu vereinigen und zu complimentiren, vielmehr einander das Wort gegeben: hierüber einander, so lange sie lebten, zu widerstreiten! Eichhorn und Heyne sind dabei gewesen. — Dissen kämpft jetzt für seine eigene Faust,

1) Rudolph Steiger.

denn er ist für den Homer in voller Arbeit¹⁾ und mit vielem Glück.

Komm nur bald, uns zu helfen.

Dein Herbart.

Den Deinigen meine angelegentlichsten Empfehlungen. — Ist gar keine Hoffnung zu einem Bildniss von Deinem Vater? Wäre es auch nur eine Silhouette.

49.

An Smidt.

Göttingen, 11. Septbr. 1806.

Mein theurer Smidt!

Lange hatte ich vergebens gewünscht, unter Deinen jungen Landsleuten einige zu finden, die mir Gelegenheit geben könnten, Deiner guten Stadt etwas von dem Dank abzustatten, den ich ihr schuldig bin. Nicht ohne Theilnahme für mich, und vielleicht nicht ohne eignes Vergnügen wirst Du vernehmen, dass es mir diesen Sommer gelungen ist, einen ganzen und einen halben Landsmann von Dir ganz so kennen zu lernen, wie ich es begehrte. Der halbe Landsmann — der gewiss einmal ein ganzer Mann werden wird — bringt Dir diesen Brief. Es ist Ungewitter, den Du vielleicht schon einigermaassen kennst. Nach dem andern hast Du Dich wohl sonst erkundigt — Toelken, dessen sehr ausgezeichnete Anlagen und Kenntnisse Du kennst.

Beide habe ich mir gewinnen müssen durch die eigentliche Speculation. Und durch das Vergnügen, einige recht fähige Köpfe dahin zu leiten, bin ich genug erheitert worden, um, mir selbst unerwartet, schon jetzt das Ganze kurz zusammenzustellen. Den Abriss bringt Dir Ungewitter mit. Manche dunkle Stellen der Pädagogik können Licht daraus erhalten — wenn jemand die Dunkelheit der Kürze überwinden mag. Köppen wird sich vielleicht daran machen. Auf allen Fall schicke ich Dir und ihm und Thulesius²⁾ ein Exemplar.

1) Hartenstein, Kl. Schriften I, p. LXV. Die pädagogische Unterhaltungsstunde, der Dissen, Thiersch und Kohlrausch angehörten und aus der Dissen's Schrift über die Odysee (1809) hervorging, fand im Wintersemester 1808–9 statt. Dissen's Kl. Schriften S. 73 und Kohlrausch, Erinnerungen S. 109. — 2) Eilers, Wanderung durchs Leben, I, S. 300.

Giebt es in Bremen einige ausgezeichnete pädagogische Erscheinungen zu beobachten, so wirst Du, wie ich hoffe, Ungewittern die Thüre öffnen. Er hat sich auch von dieser Seite sehr in meine Theorie hineingetübt; und meine Praxis wird er, denke ich, bald übertreffen, wenn anders die Gelegenheit, die ihm Plater dazu dargeboten hat, günstig ist, wie ich's von Platern erwarte. — — Ungewitter mag Dir auch von meiner Lage erzählen — wenn etwas davon zu erzählen wäre, und sich nicht für das nächste Jahr noch alles auf die Schriften reduciren müßte, die ich herauszugeben habe, wofern der Körper nicht den Geist daran hindert.

Ganz der Deinige

Herbart.

50.

An Gries.

Mein theurer Freund!

Ofters hatte ich darauf gedacht, wie auf so viele herrliche Gaben, die mir von Dir geworden waren, ein leidlich passendes Gegengeschenk könne gefunden werden — passend zwar nicht der Grösse doch der Art nach. In die Speculation Dich hereinziehen zu wollen, das, begriff ich wohl, gehe nicht so gut, als mich aus der Speculation in Deine poetische Sphäre herüberziehen zu lassen.

Am Ende des letzten Winters kam die Musik über mich. Und es gab Umstände genug, die es zehnfach erwünscht machten, wenn gerade jetzt eine Muse den Spleen vertreiben wollte. So entstand die beiliegende Sonate, seit meinem hiesigen Aufenthalt die erste Composition, die ich versuchte. Sie fing an und rückte vor und wurde fertig zu meiner eigenen Verwunderung; ich hatte längst den Glauben aufgegeben, etwas machen zu können. Da sie gerathen schien, blieb ich nicht einen Augenblick zweifelhaft, wem sie angehören solle. Nur die Correspondenz mit dem Musikalienhändler hat die Herausgabe und damit zugleich meinen Dank für den dritten Theil des Ariost, den mir Frommann zugesickt, verzögert. Ob aber jetzt dieser Brief Dich in Heidelberg treffen wird, oder ob Du verreist bist, darüber wünsche ich um so weniger in Ungewissheit zu bleiben, weil ich Deine Gefälligkeit in

Anspruch nehmen möchte. — — — — Und nun füge ich noch eine neue Bitte hinzu — oder vielmehr keine neue, sondern eine ganz alte: mir auch bald wiederum von Dir zu erzählen, was Du machst und wie Dir zu Muthe ist. Den grossen Schicksalen dieser Zeit haben wir so ziemlich Beide unangefochten zuschauen können, hätte nur nicht Jeder auch sein inneres Schicksal — ihm gleich gross wie Andern das Aeussere. Die Hauptsache ist, denke ich, immer etwas im Auge zu haben, das dem Geiste die Richtung und die Spannung erhalte. Mir fehlt es daran nicht, und wenn mir der Unmuth kommt, so geht er auch wieder. Meine Gesundheit ist gut, viel besser als seit Jahren. Mein System ist noch in so manchen Theilen erst im Werden — ich habe also zu thun.

Lebe wohl, mein Theurer! Bist Du in Heidelberg, so erfahre ich's bald und wir plaudern bald wieder.

Dein Herbart

51.

An Carl v. Steiger.

Göttingen, 22. Nov. 1807.

Diese Wochen her, mein Theurer, bin ich mit der Psychologie beschäftigt gewesen, dies hat meine Briefe, sowohl an Andere, als an Dich verzögert. Du bist noch der Erste, den ich schriftlich begrüsse. Kurz nach Deiner Abreise machte ich einen Ritt nach Cassel, zur Probe für eine weitere Tour und um meine nächsten Arbeiten zu mustern. Ich blieb frei von Ermüdung und Erkältung, trotz zweier im Regen zurückgelegter Meilen; aber mein Pferd hielt nicht gut aus und so konnte ich schon erwarten, dass ich während der Ferien nicht dazu kommen würde, mich weiter von Göttingen zu entfernen. Vollends als ich zurückkam, vernahm ich Klagen über die Zeiten, „die nie so schlimm gewesen seien wie jetzt, die Universität selbst sei — in einer Krise“ — u. s. w. Wirklich waren in Hannover harte Dinge vorgefallen, die Landstände aufgelöst, ein paar angesehene Männer nach Hameln geführt, hier im Göttingenschen eine neue Commission niedergesetzt, und furchtbare Steuern streng gefordert. Da ich nun bei dem Allen nichts thun konnte, sonst aber genug zu thun habe, was, wie es scheint, ausser mir Niemand thun wird, so entschloss ich mich sehr leicht, die ängstlichen Gesichter zu meiden und

wieder zu dem Werk meiner Einsamkeit zu greifen. Dies Werk braucht ruhige Tage, ein starker Grund, es nicht bis auf unruhige zu verschieben. Und so dienen mir denn zur Unterlage dieses Blattes psychologische Rechnungen — von denen auf dies Blatt wohl nicht schicklicher Weise etwas kommen darf.

Möchte unser Freund Grote in Hannover nicht alle seine Aussichten versperrt sehn! Dies ist eine Folge der vorgegangenen Veränderung. Seine Stimmung ist mit Recht sehr trübe. Er hat indess im Sinn, Dir zu schreiben.

Br....s in H., dem ich mein Buch geschickt hatte, drückt sich in der Antwort so aus: er werde demselben seine ganze Aufmerksamkeit widmen, wozu ihn ohnehin seine jetzige Lage hinneige, da ein der Freiheit Beraubter in der praktischen Philosophie¹⁾ natürlich genug seine bessere Freiheit wieder finde. — Es war übrigens nur eine Art von Stadt-Arrest. Zu etwas Anderem! Ich habe von einer häuslichen Veränderung zu berichten. Nämlich, wozu Du mir gewiss von Herzen Glück wünschest — statt der alten Peinemann zieht eine andere Hausfrau herein. Die Sache hängt so zusammen, das Haus ist endlich verkauft, an einen Weissbinder, dessen Frau eine Garküche hat; diese nun soll hier unten angelegt werden; Miethhofs also müssen ausziehen, Bergmanns aber und ich bleiben wahrscheinlich wohnen, Georg mit uns, und die alte russige Feuerbeherrscherin brauchen wir dann gar nicht mehr. Wie aber der Weissbinder sich in diesem Palaste ausnehmen wird, vollends die Garküche — das wird sich zeigen. Ich hoffe, der Duft der untern Regionen wird die obern verschonen. — Die pädagogischen Angelegenheiten gehen gut. Ungewitter ist zufrieden, Petri in Bremen desgleichen. Günther ist mit von Rahden nach Curland gereist, zum Hrn. von Soden. Für jetzt ist G. hier und treibt seine Arbeiten recht zu meinem Wohlgefallen. In wenig Wochen hat er, um sich für den Moritz Soden vorzubereiten, Herodot, Thucydides und Plato's Republik und wer weiss wie viel Stücke des Euripides durchgelesen und ist nun bei der Mathematik. Sein wahrhaft reiner Eifer macht ihm Ehre. Sein Denken ist Zweifeln, aber

1) Also schon jetzt erschienen, s. auch den Brief vom 7. Dec. 1807. Cf. Hartenstein, Kl. Schr. I, p. LXII, sowie Herbart's Sämmtliche Werke VIII. p. V. und Zeitschrift I. c. 64

sein Gefühl ist richtig. — Auch nach Bern soll ich einen Hauslehrer schicken. Madame Huber, Heyne's Tochter, hat an mich geschrieben, ich solle an Fellenberg Antwort geben, dort wird ihr Sohn erzogen¹⁾. Fürchte Dich nur nicht vor Commissionen. Es kann aber sein, dass Du Dissen oder Griepenkerl bald dort siehst. — Mad. Huber sagt, mein Rath lehre Männer bilden Das ist viel gesagt; ich bin indess von Dir überzeugt, dass Du Deine Landsleute in diesem guten Glauben nicht irre machen wirst. — Hufeland aus Landshut hat an mich geschrieben, und Jacobi mir mit einem Grusse einen jungen Mann Namens Unterholzner²⁾ in meine Vorlesungen geschickt, der künftig Docent der Rechte in Landshut sein wird. — Die Metaphysik ist eben gedruckt³⁾, mit manchen Zusätzen. Die Michaelismesse hat für's Philosophische wenig geliefert; es scheint, ich habe am meisten Ruhe gehabt, zu arbeiten. Und ich denke, diese Ruhe zu behalten. Träume dürfen keine Arbeit stören, und was man für Göttingen fürchtet, sind jetzt nur noch Träume. Es ist mir übrigens lieb, den Augenblick glücklich getroffen zu haben, wo Andere schweigen; ich habe das schätzen gelernt, seitdem die arme Pädagogik nicht zu Worte kommen konnte.

Genug mein Guter, damit Du sehest, dass noch Alles beim Alten ist. Du hättest ohne Zweifel viel mehr und viel Neues zu erzählen — sofern Du Dir Zeit dazu nehmen kannst. Erfreue bald durch dieses Zeichen Deiner Freundschaft

Deinen Herbart.

Deinem Hrn. Vater meine Empfehlung nebst meinem Dank für die schätzbaren Zeilen am Ende Deines Briefes. Wegen der Schuld des Kaufmanns in Köthen wird Grote an Dich geschrieben haben. Durch Petri's Vergessenheit, der übernommen hatte, Deine Aufträge von mir noch zu bringen, ist die Sache verzögert; Grote braucht eine Vollmacht von Dir.

1) Die Mittheilungen des Sohnes, V. A. Huber, des Socialtheoretikers, in Gelzer's Protestantischen Monatsblättern, 1868. — 2) Zeitschrift l. c. S. 67. — 3) Die 2. Bearbeitung, also schon jetzt erschienen; cf. Hartenstein, Kl. Schr. I, p. LXII, sowie Herbarts's Sämmtliche Werke III p. VII und Zeitschr. l. c. 64.

52.

An Carl v. Steiger.

Göttingen, den 7. December 1807.

Montags 6 Uhr Abends.

Dein Brief vom 25. November hat mich so herzlich erfreut, mein theurer Carl, dass ich, so spät es ist, nach geendigter Arbeit noch ein halbes Stündchen zu nützen suche, um Dir meinen Dank ganz frisch zu übersenden. Glücklicherweise bin ich durch meinen ersten Brief, der nun in Deinen Händen sein muss, dem Vorwurfe zuvorgekommen, mich bitten zu lassen um das, was ich schuldig war.

Deine Nachrichten erfreuen mich alle, die einzige, die mich minder freut, nämlich dass Dir Bern noch nicht ganz zu gefallen scheint, beunruhigt mich nicht, denn das wird sich gewiss geben. Nur allzufrüh werden anziehende Geschäfte und Verbindungen aller Art Dich so sehr fesseln können, dass die letzte persönliche Ausbildung, die Du Dir noch schuldig bist, darunter leiden mag. Um die verlorne Jagdlust ist wirklich nicht Schade. Der Militärposten scheint mir ein sehr schöner Ersatz dafür zu sein. Ja, mein Guter, es ist mein Ernst! Dir, dünkt mich, ist diese bedeutungsvolle Gymnastik in so vieler Hinsicht angemessen, dass 4 Wochen, die ihr in der schönen Jahreszeit geopfert sein wollen, vielleicht nicht besser angewandt werden könnten. Wäre es auch nur die Berührung mit so vielen Landsleuten; diese Berührung wird dem herangewachsenen Manne eben so schätzbar sein, als sie für einen unreifen Knaben gefährlich werden kann. Von Deinen Brüdern hätte ich gern mehr gelesen. Sind sie während der Belagerung von Kopenhagen in England geblieben?

Von Groten habe ich Dir schon geschrieben; vor allem, dass August Grote eine Vollmacht wegen des ihm aufgetragenen Geschäfts von Dir braucht. Er wollte Dir selbst schreiben. Auch Wilhelm Grote hat mir eine Einlage an Dich angekündigt. Es freut mich, wenn Du ihrer gern gedenkst. Wenigstens sind sie Dir herzlich gut. Das bist Du, verwöhnter Mensch, aber nur allzusehr gewohnt! — Keller, den ich während der letzten Tage vor meiner Abreise häufig und gerne sah, soll Dir meine pr. Phil. überbracht haben. Knös hat recht kräftig, recht gut, recht freundschaftlich geschrieben,

so dass mir's lieb war, für ihn und für mich. — Toelken ist in Berlin, wahrscheinlich bei Fichte und Schleiermacher. Er lässt noch nichts von sich hören. Vermuthlich hat er mehr Gewicht fühlen müssen, als der junge Mann sich vorstellte. Mit Schleiermacher habe ich Schüler getauscht, einer der Seinigen (v . . .) hört jetzt bei mir pr. Phil.; ich habe keine sehr grosse Erwartung von Erfolg, der junge Mann lässt ein Wenig den Cavalier und zugleich den Aesthetiker nach neuestem Schnitt blicken, und darum pflegt die Philosophie sich nicht viel zu kümmern. Nun eilig zum Schluss! Sonst geht die Post. Viele Empfehlungen an die Deinigen. Leb herzlich wohl.

Dein Herbart.

53.

An Smidt.

Göttingen, 17. Jannar 1808.

Mein theurer Freund!

Seit Langem freute ich mich auf die guten Stunden einer reinen Muse, die ich mit Dir verplaudern wollte, indem ich Dich durch die Uebersendung meiner jetzt fertig gewordenen philosophischen Arbeiten an unsere alten gemeinsamen Studien erinnern würde. Die Muse ist da; die reine heitere Stimmung, die man dem Freunde gern mitzuthemen sucht, gleichfalls, trotz der allgemeinen Calamität, an der ich mit den Uebrigen leide. Aber zu meinem Bedauern sehe ich mich genöthigt, Dich mit einer Bitte zu belästigen, die von eben dieser Calamität herrührt.

Zu der fast allen Begriff übersteigenden Contribution, welche vorgestern angesagt ward, und am 1., 10. und 20. Februar abgetragen werden soll, bin ich mit 1500, sage tausend fünfhundert Franken angesetzt. — Dass hier, in diesem Augenblicke, selbst gegen die höchsten Zinsen kein Geld zu haben ist, versteht sich; wie selten die baare Münze in meinem Vaterlande ist, habe ich nur vor kurzem durch sehr verzögerte Zahlungen erfahren. Ueberdem ist der Administrator meiner Capitalien, der Assessor Wardenburg zu Neuenburg, den seine Amtsgeschäfte fast erdrücken, eben jetzt im ersten Genuss der ehelichen Freuden. Ich wende mich also an Dich mit der Bitte, mir die genannte Summe in Bre-

men zu schaffen. Ich muss sie auf allen Fall zu erhalten wünschen, selbst wenn hohe Zinsen gefordert würden. Wahrscheinlich, aber nicht gewiss, kann ich morgen einen Brief vom hiesigen Kaufmann Backhaus an Dich senden, in welchem er ein dortiges Handelshaus zu bewegen suchen wird, die Summe herzuleihen, im Fall es Dir zu lästig sein sollte, sie auf andere Weise zu besorgen. Die Rückzahlung kann dann allmählich durch Wardenburg geschehen.

— Die an sich traurige Ueberzeugung, dass viele hiesige Familien durch diesen Schlag noch ungleich härter getroffen werden müssen als ich, der ich für den Augenblick wenigstens nur für mich zu sorgen habe — bringt mich dahin, dass ich mich über die unangenehme Empfindung leicht hinwegsetze; die von einem Vermögensverlust bei so sehr verschlimmerten Aussichten aller Art freilich nicht ganz zu trennen ist. —

Im Ganzen kann ich sagen, dass ich mich jetzt manchmal mit einem Ueberfluss von Heiterkeit versehen fühle, seitdem die nothwendigsten Arbeiten geendigt vor mir liegen. Ich habe Sorgen getragen, die der Zeit unmittelbar nicht angehörten, und bin von Aufgaben gedrückt gewesen, die für die wandelbaren Stimmungen einer nicht robusten Gesundheit zu gross schienen. Jetzt fehlt mir unter allen Dingen am meisten der gleichgestimmte Freund, dem ich mein Inneres mittheilen könnte. Die Einsamkeit, die ich liebte, wird mir jetzt oft zur Plage, seit sie weniger unentbehrlich ist. Wieviel gäbe ich darum, jetzt die müssigen Augenblicke eines alten Freundes für mich gewinnen zu können!

Mit Dir, mein Theurer, würde ich gewiss manchen öffentlichen und eignen Schmerz auf solche Weise theilen können, dass das Widrige selbst sich in den Stoff eines erfreuenden und stärkenden Gesprächs verwandeln müsste. Gönn' Du, darum bitte ich, zuweilen einen ruhigen Augenblick meinen Büchern, da ich ihn für mich nicht gewinnen kann. Du findest mich darin. Und ich finde Dich, wenn einmal das Wiedersehen uns beschieden ist, desto mehr als den Vertrauten, dem ich von meiner Seite mich desto eher und leichter wieder anfügen kann. Magst Du mir schreiben, so kann ich auch jetzt den schriftlichen Gruss eher erwiedern, und brauche nicht mehr als ein Undankbarer zu erscheinen.

Diese Zeit, die so manchen Glauben zerstörte, hat mir

weder den Glauben an edle Herzen, noch an die Wissenschaft geraubt. Vielmehr ich bin gerade fortgeschritten und schreite noch fort in wissenschaftlicher Klarheit. Kein Rückschritt ist nöthig gewesen. Die praktische Philosophie, auf Götting'schem Boden gewachsen,¹⁾ keimte in Bremen; die Rechnungen, mit denen ich im Jahre 1800 als Dein Schützling beschäftigt war,²⁾ sind jetzt mit denselben Formeln in meiner Metaphysik gedruckt,³⁾ nachdem sie sich durch eine Anwendung auf die theoretische Musik auffallend bewährt haben. Freilich die Ausarbeitung der Psychologie steht noch bevor; und der Winter entzieht mir immer eine gewisse Gunst von aussen, deren ich zu meinen Untersuchungen bedarf. Aber dennoch springen die Funken, so oft ich an den Felsen schlage; und ich weiss aus Erfahrung, was dies Phänomen bedeutet. — Einzelne haben sich meiner Grundsätze bemächtigt, und sie mitgenommen nach Polen und Schweden — und hoffentlich darf ich auch Deutschland noch nennen — unser armes Vaterland, das freilich nicht weiss, wie lange ihm die Musen noch hold sein werden.

Ich hoffe das Angefangene noch zu enden. Meine Gesundheit ist stärker geworden, besonders seit ich häufig reite.

Ich habe Dir von mir erzählt, weil ich glaube, dass es Dich freut, und weil ich mit dieser Freude Dir gern etwas von dem Dank bringen möchte, der für Dich und für unsern trefflichen Kulenkamp in meiner Seele auf immer lebendig ist.

Vielleicht soll ich noch etwas von meinem äusseren Leben hinzusetzen. Das beschränkt sich nun freilich meist auf meine drei Collegien, unter denen wenigstens die philosophische Einleitung ordentlich genug besetzt ist. Ohne literarischen Namen in der philosophischen Welt durfte ich bisher nicht mehr erwarten. — Manchmal gehe ich doch auch aus, um Heeren, Heyne, Blumenbach, Plank, Bouterweck, Stäudlin zu besuchen. Bouterweck hat sich seit einiger Zeit sehr gefällig gegen mich gezeigt. Nur Schade, der Mann hört so schwer, dass er sein, freilich angenehmes und unterrichtendes, Gespräch fast allein führen muss. Ueberhaupt lässt man es

1) Hartenstein, Kl. Schr. I, p. LX, sowie Herbart's Sämmtliche Werke VIII, S. 212, u. Zeitschrift l. c. I, 63. — 2) Hartenstein, Kl. Schr. I, p. LIV u. S. 253 u. II, S. 423. (Herbart's Sämmtliche Werke III, S. 25 u. 136). — 3) Hartenstein, l. c. p. LXIII.

an einer gewissen guten Aufnahme gegen mich nicht fehlen, und dass manches Verhältniss nicht enger geknüpft ist, daran bin ich allein selbst Schuld durch die Zurückgezogenheit, die ich mir auflegte und zu Gunsten meiner Psychologie noch eine Zeitlang behaupten werde. Am liebsten sehe ich die treffliche Familie¹⁾ in Jühnde, die es diesen Winter beweist, dass sie die Einsamkeit zu ertragen weiss. Neulich überraschte mich Niemeyer auf seiner Durchreise, und zwar als Hospitant in meiner Pädagogik. Wir sind uns so nahe gekommen, dass ich, wenn die Gelegenheit es herbeiführte, mich mit Zutrauen an ihn wenden würde. —

Wie viel hätte ich nun noch zu fragen! Zuerst, was leider am wenigsten in eine kurze Antwort sich einpressen will, wie Du lebst, empfindest, denkst. Dass Du viel, sehr viel handelst, weiss ich; — dass Du auch bauest, und unter Anderem schönes Obst bauest, davon hast Du mich neulich durch ein liebes kleines Geschenk selbst benachrichtigt. Schwerlich gönnst Du aber dem freundschaftlichen Umgange viel Zeit — oder wird noch häufig zwischen Dir und Horn jene Masse von munteren Einfällen hin und hergespielt, woran Ihr vormals so reich waret? Köppen wenigstens muss nach dem, was ich höre, an dieser Gesellschaftlichkeit wenig Antheil gehabt haben. Thulesius soll sehr still und ernst geworden sein. — Deine Hanne²⁾ ist nun ohne Zweifel schon ziemlich mädchenhaft, und wird allmählich die Vorboten der Jungfräulichkeit hervorblicken lassen — wenn sie schon zur Jungfrau selbst noch lange Zeit hat. Und Deine liebe Frau? Die ist gewiss immer thätig und recht eigentlich häuslich. Und Deine Schwester?

Vieles von dem Allen wüsste ich, wenn N. N. tiefer in Euer ganzes Leben hätte eingeweiht werden können. Es schmerzt mich, so oft ich daran denke, dass er seinen Platz nicht vollkommen ausgefüllt hat. Hier studirt er wacker, was sein nächstes Ziel erheischt. — Wie geht's mit Petri? Doch ich muss aufhören zu fragen; es wird Zeit an die Post zu denken. Also allen den Genannten und den Nolteniern und wer sich sonst meiner erinnert, meine herzlichsten Grüsse und die sehr angelegentliche und ernstliche Bitte, dass man mich

1) v. Grote, s. Kohlrausch, Erinnerungen aus meinem Leben, S. 118.
— 2) Eilers, Wanderung durchs Leben, I, S. 421 f.

nicht vergessen wolle. Wie unser trefflicher Kulenkamp lebt, und ob er wohl noch mit alter Zuneigung an mich denkt — das möchte ich besonders gern wissen.

Auf immer

Dein Herbart.

54.

An S midt.

Göttingen, 15. Februar 1808.

Mein theuerster Freund!

Alles ist jetzt so dunkel — dass ich recht oft daran ernstlich denke, ganz von diesem Orte wegzureisen. Ich habe jetzt Schüler in entlegenen Gegenden, in ganz Norden und Osten von Europa. Nicht viele zwar, aber brauche ich ihrer noch mehrere? Dennoch, könnte Göttingen seinen alten, wahren und tiefgegründeten Werth als Lehransalt für Europa behaupten, so duldete ich wohl ferner einen untergeordneten äussern Rang, eine schlechte Einnahme und suchte mir den harten Boden durch Arbeit vollends weich zu machen.

Meine freundlichsten und dankbarsten Grüsse an Alles, was zu Dir gehört und an mich denken mag.

Ganz der Deine Herbart.

55.

An Carl v. Steiger.

Göttingen, den 11. April 1808.

Dein Brief aus Nürnberg, mein Guter, traf hier ein zu einer Zeit, wo eine sehr böse Laune in Göttingen epidemisch war, und Du musst nicht zürnen, dass ich mich gehütet habe, Dich damit anzustecken. Eine gezwungene Anleihe sollte in sehr kurzer Zeit herbeigeschafft werden, von der Du den Maassstab haben wirst, wenn ich Dir sage, dass ich allein 1500 Franken dazu beitrage. Es ist zwar die Rede von künftiger Repartition auf das ganze Land, denn bis jetzt sind nur die Wohlhabenden angesetzt gewesen. Aber das ist weit aussehend, wir haben nur Quittungen, nicht Schuldscheine empfangen. — Bald, nachdem der erste Schmerz hierüber ver-

wunden war, traten Studentenunruhen ein; die Herren hatten sich auf eine sehr gewöhnliche Weise entzweit und, sonderbar genug, ihr gewöhnliches Mittel, alle Knoten zu zerhauen, verschmäht, indem sich zwei Parteien gegenseitig für satisfactionsunfähig erklärten; es kam also zu Stockschlägen auf den Strassen; darüber geriethen unsere neuen Obrigkeiten in Bewegung. 24 Stunden lang waren die Thore gesperrt. Herr v. Müller, Dein Landsmann und Deines Vaterlands berühmter Geschichtsschreiber, jetziger Staatsrath und Curator aller Universitäten¹⁾, ward nach Göttingen bemüht; aber zu der Zeit wurden die Parteien des Streits müde und verglichen sich — jetzt sind wir ruhig. Aber das Peinlichste, eine grosse Ungewissheit in Ansehung unserer künftigen Einrichtungen, dauert noch fort. Dies, verbunden mit der gezwungenen Anleihe, macht, dass ich fürs erste den Gedanken, zu reisen, bei Seite gelegt habe. Uebrigens ist immer noch zu vermuthen, dass die Akademie im Gange bleiben wird, wie sie war.

Unterdess ist ein Brief von Grote an Dich in meinem Pulte alt geworden, welches ich zu verzeihen bitte; dieser Brief wird noch heiter genug geschrieben sein, möchte unser Freund nur jetzt noch in der nämlichen Stimmung schreiben können! Aber ihn und seine Familie drückt die tiefste Trauer, eine Trauer, die wir beide, mein Guter, nur allzu schmerzlich theilen werden! Die schönste Zierde und die beste Stütze dieses Hauses ist dahin. — Noch vor ungefähr drei Wochen war der Minister hier auf meinem Zimmer; er verweilte lange, sprach sehr offen, sehr freundlich, rühmte seine Gesundheit, pries sich glücklich als Vater von 6 Kindern, die alle, alle ohne Ausnahmen ihm Freude machten. Es wehte ein heftiger, sehr kalter Wind; ich bat ihn, nicht hinauszureiten. Er verweilte bis zum folgenden Tage in Göttingen, kam gesund an in Jühnde, exponirte sich aber am folgenden Tage in seinem Garten, wo er die Arbeiter anwies. Die Folge war eine Lungenentzündung, heftiges Fieber, Erneuerung alter Uebel des Unterleibes. Wilhelm musste von Hannover herüber-eilen und in dessen Armen schloss er nach wenigen Tagen das Auge.

1) Kohlrausch, Erinnerungen S. 112. Hartenstein, Herbart's Kl. Schr. I, p. LXVII.

Wie es mich schmerzt, diesen Winter nicht öfter in Jühnde gewesen zu sein! Nur ein einziges Mal, zu Neujahr, war ich dort; damals sah ich den Mann zum letztenmale unter den Seinen. Jetzt vor einigen Tagen — sah ich die Seinen ohne ihn. Eins kam nach dem Andern, mich zu begrüßen mit einem Strom von Thränen. Die Grossmutter erzählte, noch vor 14 Tagen habe er seiner Gattin versichert, er liebe sie heute, wie am Tage ihrer Verbindung. Und diese nun so trostlose Gattin hatte von ihm gesagt, „er war die Seele meiner Seele“. Und wir alle kannten ihn ja als die Seele des Hauses. — Auf den Söhnen lasten jetzt sehr drückende Geschäfte. — Der jüngere, der in Cassel sehr hervorgezogen worden war, ist jetzt Präfecturrath geworden, eine Stelle, die einiges Ansehen giebt, aber nur 300 Thlr. Gehalt. — Auch so gut ist es dem ältern noch nicht geworden.

Unter diesen Umständen wirst Du schwerlich fragen, ob Deine Vollmacht von Erfolg gewesen ist. August Grote hat an derselben auszusetzen, dass sie nicht von Deinem Vater gemacht ist; er hat übrigens Nachricht, dass Dein Schuldner in sehr üblen Umständen, und schwerlich etwas bei ihm zu haben ist.

Dass bei der ehemaligen freien Reichsstadt Nürnberg auch nicht viel zu haben ist, dies ist weltbekannt, und so konnte ich nicht in Gefahr gerathen, mich an Deiner Mission übermässig zu freuen, als wäre es eine sichere Gelegenheit für Dich, recht grossen Dank bei Deinen Landsleuten zu ernten. Gleichwohl wünsche ich Dir herzlich Glück zu dem Vertrauen, das Du gewonnen und ohne Zweifel selbst durch den unvollständigen Erfolg zu befestigen gewusst hast. Möge nur Deinem Herrn Vater der Zweck seiner Reise vollständig gelingen, und er bald wieder in voller Gesundheit zu Dir und seinem Hause zurückkehren. Von München hätte ich wohl einige Nachrichten durch Dich zu erhalten hoffen können, wovon in Deinem Briefe nichts steht. Vielleicht ersetzt das Sievers, der kürzlich abgereist ist, um über Wien nach Hause zu gehen, und dem ich einen Brief an Jacobi mitgegeben habe. Er hat mir schon geschrieben von Heilbronn aus. Der Brief ist sehr gescheit, voll von interessanten Nachrichten für mich. Unter anderem, dass Fries in Heidelberg mich angegriffen hat. Von der Seite hatte ich es eben nicht erwartet. Noch ist

mir Nichts zu Gesichte gekommen. Der Schlag wird nicht allzu schwer niederfallen; vielleicht ist es nur eine gute Gelegenheit, einmal öffentlich wieder einen bessern Ton anzustimmen, als der jetzt gewöhnliche. Mich beschäftigt fortwährend die Psychologie. Meine Gesundheit ist gut. Im Winter ist die Musik mit Gewalt über mich gekommen und ich habe ein paar Sonaten schreiben müssen, von denen eine wahrscheinlich gestochen wird. Unterholzner aus München und Baron Richthofen aus Schlesien sind gute Zuhörer,¹⁾ Toelken hat noch gar nicht an mich geschrieben. — Findest Du Muse für die praktische Philosophie, so soll es mir lieb sein, davon mehr zu vernehmen. Griepenkerl kommt wahrscheinlich zu Fellenberg. Aber — nicht, wie ich wünschte, nicht, wie es ihm recht gewesen wäre. Konnte ich auch nicht erwarten, dass er dort eine Lage finden werde, wie sie mir einst durch Deinen edeln Vater gegönnt worden war, so hoffte ich doch ein Familienleben für ihn, das versprach der Brief der Madame Huber; etwas ganz anderes — ein Institut, wo es einen Haufen von Kindern, wo es Collegen giebt, wo fürerst Pestalozzi'sche Methode studirt werden soll, kündigt der nun endlich erfolgte Brief des Herrn Fellenberg an. Wie die Sache vor mir liegt, ist es eine saubere Inconsequenz, ich habe genug daran. Und auch Du, mein Guter, wirst genug haben an diesem langen Briefe. Also leb wohl und empfehl mich den Deinigen. Dasmal insbesondere dem Franz; ich freue mich, dass Du ihn rühmst.

Dein Herbart.

56.

An Herrn v. Halem.

Göttingen, 11. Juli 1808.

Die in der Eile geschriebenen Zeilen, wozu mich jüngsthin der treffliche Grote bewog, werden Sie, mein Verehrtester, erhalten und nachsichtig gelesen haben. — Ihr gütiger Brief hatte mir einen Schmerz mitgetheilt, der mich arm fand an Trost, ja, mich nur ärmer machte, während ich ohnehin schon das Leiden der Grote'schen Familie mit ansah. Mitgefühl

1) Kohlrausch, Erinnerungen aus meinem Leben, S. 109. Hartenstein, Kl. Schr. I, p. LXVII.

habe ich und, wenn Sie wollen, auch die Erfahrung, dass diese Leiden noch immer nicht die bittersten sind. — Endlich, dass der Verlust des Lebens in diesen Zeiten weniger zu bedauern ist als sonst, darin sind wir wohl Alle einig. Das Leben mit Anstand zu tragen, es nicht durch eigene Schuld zu verderben, kostet ja gegenwärtig schon so viel Mühe. Unsre Aussichten sind dunkel, unsre alten, erfahrenen Männer sind beschäftigt, wie die Rettenden bei einer Feuersbrunst (so in der That unser würdiger Herr v...); die jüngeren wissen nicht, wo sie einen nur leidlich gangbaren Fussessteig suchen sollen. Umsonst belebt man in Einzelnen, die wohl ursprünglich Sinn dafür haben, höhere Ideen; — wenigstens scheint es manchmal umsonst zu sein, denn die Jugend will hoffen, und was ist jetzt zu hoffen? Da ich studirte, war es anders. —

Aber wir müssen hindurch; wir haben zu thun. Auch ich muss hindurch; durch den Schellingianismus und Mysticismus auf der einen Seite, durch die Angst vor aller Philosophie, ja vor allem lauterem Sprechen auf der andern; endlich hindurch muss ich durch die alte platte Indifferenz derer, die den grossen Haufen ausmachen und deren von jeher die grösste Anzahl gewesen ist. Ich kenne aus innerer Erfahrung eine Kraft, die allem Widerwärtigen zum Trotz dieselbe bleibt; aber aufgehalten kann sie werden, und wenn sie von aussen gar zu sehr gehemmt wird, wirft sie sich aufs Innere und zerstört die Gesundheit und jede Spur vom Wohlgefühl des Lebens.

Sie liessen mich hoffen, die Oldenburgische Regierung werde mich nicht in Verlegenheit setzen. Ich habe gezögert, auf eine Gunst der Umstände zu warten; sie ist ausgeblieben. Desto nothwendiger wird jetzt mein Gesuch. Ich muss freie Hände haben. Sie werden mir erlauben, mich in Hinsicht der Sache auf meinen vorigen Brief zu beziehen und hier nur noch einmal um Ihre gütige Unterstützung und Beschleunigung aufs dringendste zu bitten.

Sollten Sie den beiliegenden Aufsatz nicht zweckmässig abgefasst — vielleicht zu kurz — finden: alsdann freilich muss ich um Rücksendung und zugleich um einige Winke bitten, wie ich ihn füglich einrichten könne. — In demselben Falle müsste ich mir auch den Brief an Herrn Justiz-

rath Scholz zurück erbitten. Ausserdem werden Sie ihn diesem gütigst zustellen lassen. Ich hielt es für nöthig, an Hrn. Scholz zu schreiben, weil eben er mich an die gerichtliche Bestellung des Administrators gemahnt hatte, und wahrscheinlich ihm nach der Einrichtung das Regierungs-Collegii die Besorgung meiner Angelegenheiten zufällt. Sollte ich darin irren, so möchte ich gern darüber berichtet sein.

Findet sich ein wenig Musse mit freundlicher Erinnerung an mich zusammen: so erzählen Sie mir doch ein wenig mehr von Ihren Kindern. Ich höre gar zu gern von Ihrem Paradiese — so wie überhaupt von den irdischen Paradiesen.

Wenn Halem's Werke ankommen: sende ich vielleicht, um den Dank ein wenig zu verkörpern, ein Schriftchen zurück, wozu Niethammer's Streit des Philanthropinismus und Humanismus mich nur allzusehr auffordert. Das Buch ist so voll leerer übler Laune und wahrer Undankbarkeit gegen eine ganze Reihe von Vorgängern, so voll übel angebrachter Philosophie, um trivialen Dingen einen Schein der Neuheit zu geben, vertheidigt eine gute Sache so schlecht, verrückt so viele Gesichtspunkte — und liest sich gleich wohl so gut, ist so bequem zum Nachsprechen eingerichtet — dass ich wohl meine Feder in Bewegung setzen werde, um, wo möglich, das Verschobene wieder zurecht zu rücken. — In Oldenburg steht es, wie es scheint, um das Pädagogische immer gleich schlecht. Herr Ahlwardt kämpft mit Buchhändlern — Herr v. Türk zieht von dannen! Mit Erstaunen habe ich vernommen, dass letzterer (dessen Schriften doch keine besondere Kraft zu verrathen scheinen) es Ihnen hat nachthun wollen, neben seinen Regierungsgeschäften noch eine andere Wirksamkeit, die sonst ihren Mann ganz fordert, zu betreiben. Ich hatte mir fest eingebildet, er sei zum Pestalozzi'schen Versuch gerufen, und das Amt sei nur des Titels wegen. — Mit den hiesigen jungen Oldenburgern komme ich jetzt besser zusammen, wie sonst. Starklof, Lovzow, Römer scheinen sich Auszeichnung zu erwerben. Doch recht in der Nähe sehe ich sie noch nicht.

Was sagen Sie zu Haller's, des Berner Professors, Handbuch der Staatenkunde? Auf den Recensenten in den hiesigen Blättern rathe ich umsonst. Sollte es wohl Herr Runde in Oldenburg sein?

Jede Bemühung und jede Zeile von Ihnen wird herzlich
verdanken

Ihr gehorsamer

H.

Unsern Langreuter bitte ich zu grüssen. Möchte es ein
heiterer Gruss sein können! — Ich wünsche ihm Freude an
seinen Kindern. Er wolle meiner gedenken. Wie glücklich
wäre ich, lebte jemand hier neben mir, dem ich mich so an-
schliessen könnte, wie ihm in meiner Jugendzeit!

Noch eins! Die Frau Ministerin Grote wartet posttäglich
auf Briefe von Herrn v. Hammerstein, dem sie schon dreimal
geschrieben hat. Woher mag die Zögerung rühren?

57.

An Smidt.

Göttingen, 8. Aug. 1808.

Du bist allzugütig, theurer Freund! mich an meine Schuld
noch immer nicht zu erinnern. Vergessen ist sie nicht; aber
ich habe Gründe zu wünschen, dass Du die Zahlung noch
nicht fordern möchtest. Vielleicht ist's in ein paar Wochen
anders, da ich dann sogleich Nachricht geben werde.

Indessen halte ich mich verpflichtet, Dir wenigstens anheim
zu stellen, ob Du die Zahlung jetzt gleich verlangen willst. Des-
halb lege ich hierbei einen Zettel, den Du wirst an den Asses-
sor Wardenburg zu Neuenburg senden können, und auf
welchen hin die Zahlung hoffentlich bald erfolgen würde,
wenn Du davon Gebrauch machtest. —

Du wirst kürzlich von Hamburg zurückgekommen sein
nach dem lieben Bremen, das ich so gern wiedersähe! Und
um so lieber, da ich noch neulich die freundlichste Einladung
Deiner trefflichen Schwester erhalten habe. Aber — es ist
nicht Zeit zu reisen! Und, wollte ich reisen, so gäbe es Gründe
genug, um mit literarischen Zwecken mich an Orten, die mir
noch unbekannt sind, umzusehen. — Meine Arbeit wird bis
jetzt so wenig belohnt, wie es voraus nie zu vermuthen war.
Das Publikum liest höchstens Recensionen; und was Recen-
sionen sind, das muss man erfahren; eher weiss man es
nicht und glaubt es nicht.

Ich habe mich an das musikalische Publikum gewandt;

und wiewohl das Dich selbst nicht interessiren kann, so passt es sich doch vielleicht, wenn ich durch Deine Hand der jetzigen oder nächstkünftigen Frau Pastorin Bekenn ein kleines Hochzeitgeschenk anbiete, das ich mit dem schönsten Glückwunsch und mit meinen besten Empfehlungen an Ihn¹⁾ und Sie zu begleiten bitte.

Du findest es hierbei; oder es kommt nach mit der fahrenden Post.

Ganz und immer

Dein Herbart.

58.

An Hrn. v. Auerswald in Königsberg.

Ew. Excellenz gnädiges Schreiben, das mir vor drei Tagen zu Händen kam, vereinigt so viel Schmeichelhaftes und Einladendes, dass ich mich gedrungen fühle, Ihnen meinen unterthänigen und allerverbindlichsten Dank dafür unge säumt abzustatten. Es ist zwar immer schwer, von älteren Verhältnissen, und besonders schwer, von einer Universität wie Göttingen zu scheiden. Unter den gegenwärtigen Umständen jedoch möchten sich wohl die stärkern Motive dahin vereinigen, mich zu führen, wohin Ihr kostbares Zutrauen mich ruft.²⁾ Was mir am meisten Bedenklichkeit dagegen erregt, ist die Forderung, jährlich vier Collegia publica in vorgeschriebener Reihe zu lesen. Einige Hoffnung, es werde hiervon etwas nachgelassen werden, habe ich gewagt an die mir höchst erwünschte Aeusserung Ew. Excellenz zu knüpfen, dass ich mit den Angelegenheiten des Schul- und Erziehungswesens vielleicht in Berührung würde treten können. Ich bitte um Erlaubniss, mich näher zu erklären.

Zufolge der Einrichtung meines philosophischen Cursus, der sich mir durch Erfahrung bewährt hat, und wovon bedeutend abzuweichen mir meine Ueberzeugung schwerlich erlauben würde, hören die Anfänger, nach einem kurzen und präcisen Vortrage der Logik, eine damit verbundene allge-

1) Eilers, Wanderungen I, S. 404. — 2) Hartenstein, Kl. Schr. I, p. LXVII. Cf. Zeitschrift f. ex. Ph. I, S. 67.

meine Einleitung in die gesammte, sowohl theoretische als praktische Philosophie. Der Zweck dieser Einleitung ist elementarische Darstellung der philosophischen Probleme, nicht Vortrag des eigenen Systems; es wird hier die Schwierigkeit der Speculation, es wird die Festigkeit der praktischen Principien fühlbar gemacht; die bessern Köpfe gelangen dadurch zum Bewusstsein ihrer Kraft, die minder fähigen zu dem ihrer Schwäche; so wird dafür gesorgt, dass nicht leicht junge Leute ohne innern Beruf, vollends ohne die nöthige Vorbereitung ihre Zeit mit Metaphysik verderben. — Es scheint nothwendig, dieses Collegium in jedem halben Jahr zu lesen, weil sonst der Anfang der philosophischen Studien nur Einmal jährlich gemacht werden könnte. Dasselbe als ein pflichtmässiges Publikum zu lesen, dazu werde ich sehr gern bereit sein. Hingegen dem Verlangen, Moral und Naturrecht als zwei gesonderte Disciplinen vorzutragen, kann ich, wenn dies buchstäblich genommen wird, meiner Ueberzeugung wegen nicht entsprechen. In meiner allgemeinen praktischen Philosophie sind dem gelehrten Publikum die Gründe vorgelegt, woraus zu erhellen scheint, dass diese Wissenschaft keine solche Theilung verträgt; ja ich glaube in der bisher gewöhnlichen Trennung des Naturrechts von der Moral den Ursprung mancher von den Erscheinungen nachweisen zu können, wodurch vor einigen Jahren, als das Naturrecht so viele Köpfe beschäftigte, die Philosophie den Staatsmännern anstössig werden musste. Ich finde mich hier mit Männern wie Hugo und Schleiermacher auf Einem Wege. Und was nun überhaupt die vorgeschriebenen vier Collegien anlangt: so wären diese zwar keine Bürde, wenn es hinreichte, ein für allemal niedergeschriebene Hefte bloß abzulesen. Allein der völlig freie Vortrag, den ich mir zur Pflicht und zur Gewohnheit gemacht habe, erfordert, dass mit dem Laufe der Vorlesungen auch das Gemüth sich fortbewege, um durch steten Zufluss neuer Ideen den feststehenden Lehrsätzen immer eine frische Darstellung zu geben. Und hierbei ist der aufmunternde und belebende Gedanke, mit dem Anfange jedes halben Jahres sich die Beschäftigungen von Neuem und frei wählen zu können, so hilfreich! Zwar natürlich genug verlangt der Staat von demjenigen, den er zum Lehrergeschäft anstellt, auch die vorschriftmässigen Leistungen des Geschäftsmannes.

Aber den Lehrer der Philosophie drängt die Wissenschaft, drängt besonders die heutige Zeit, hier um Nachsicht zu bitten. Er ist nicht blos Mitglied einer Universität, er steht vor dem ganzen Publikum, er soll eine Wissenschaft bei Ehren erhalten, die in den letzten Jahren nur Streit und Mißtrauen erregt hat. Eine Masse des Irrthums ist aufgehäuft; eine Menge von Fehlern aller Art ist wieder gut zu machen. Ueberdies, an dem Lehrstuhl, den Ew. Exzellenz mir zeigen, haftet ein grosses Andenken. Wie sollte ich wagen, ihn mir zuzueignen, wenn ich fürchten müßte, dass wegen allzuenger Beschränkungen der Gang meiner eigenen Nachforschungen ins Stocken gerathen könnte?

Hierzu kommt noch eine andere Betrachtung. Die Preise der Dinge in Königsberg sind mir unbekannt; ich kann also das Verhältniss zwischen dem angebotenen Gehalt und den Bedürfnissen eines anständigen Familienlebens nicht beurtheilen; ich weiss nicht, wie viel ich, um dieselben zu verschaffen, auf eigenen Erwerb würde rechnen müssen. Auf allen Fall wäre die Erlassung der Pflicht, praktische Philosophie publice zu lesen, für mich eine bedeutende Begünstigung, für die öffentliche Casse keine vergrösserte Last, und ob die dortigen Studien darunter leiden würden, möchte mindestens zweifelhaft sein. Mehrmals hörte ich die Bemerkung: dass Freicollegien zwar zahlreicher besucht, honorirte aber besser benutzt würden, weil manche junge Leute nichts verloren zu haben glauben, wenn sie aus unbezahlten Vorträgen nach ein paar Monaten eben so unbedenklich wegbleiben, als sie unbedenklich hineintraten. Dürftige Studenten aber haben ohnehin bei mir freien Zutritt; dies ist so natürlich, dass ich es kaum sagen darf.

Falls man nun gutig genug gegen mich wäre, mit der in einem jeden Halbjahre zu lesenden „Logik und Einleitung“ als dem einzigen pflichtmässigen Publikum zufrieden zu sein, und übrigen die Einrichtung meiner Vorträge mir selbst und meiner eigenen Sorge für gleichmässige Ausfüllung sowohl der theoretisch als praktischen philosophischen Lehrstelle anzuvertrauen: so hätte ich alsdann, um gleichwohl den mir angebotenen Gehalt sammt den übrigen Emolumenten zu verdienen, vielleicht ein Mittel in Händen, das zwar mühsam und gar nicht glänzend, dennoch nicht nur meinen Wünschen

ganz angemessen, sondern auch der dortigen preiswürdigen Regierung nicht unwillkommen sein dürfte. Unter meinen Beschäftigungen liegt mir der Vortrag der Erziehungslehre ganz besonders am Herzen. Aber diese will nicht bloß gelehrt sein, es muss auch etwas gezeigt und getübt werden. Ueberdies wünsche ich die Reihe meiner (fast zehnjährigen) Erfahrungen in diesem Fache zu verlängern. Daher trug ich mich schon früher mit dem Gedanken, eine kleine Anzahl gewählter Knaben, eine Stunde täglich, selbst zu unterrichten, in Gegenwart einiger junger Männer, die mit meiner Pädagogik bekannt wären, und die sich nach und nach selbst versuchen würden, an meiner Stelle und unter meinen Augen das von mir Angefangene fortzusetzen. Allmählich würden auf die Art Lehrer gebildet werden, deren Methode sich durch gegenseitige Beobachtung und Mittheilung von Erfahrungen vervollkommen müsste. Da ein Lehrplan nichts ist ohne Lehrer, und zwar solche Lehrer, die von dem Geist des Plans durchdrungen sind und in der Ausübung der Methode es zur Fertigkeit gebracht haben: so würde vielleicht eine so kleine Experimentalschule, wie ich sie mir denke, die zweckmässigste Vorbereitung sein für künftige, mehr ins Grosse gehende Anordnungen. Es ist ein Wort von Kant: erst Experimentalschulen, dann Normalschulen!

So sehr ich fürchte, die Geduld Ew. Excellenz durch diesen überlangen Brief zu missbrauchen, kann ich doch nicht umhin, noch einiges zu fragen. Werden in Königsberg die Hilfswissenschaften der Philosophie, als Philologie, Geschichte, Mathematik mit Eifer getrieben? Ich dürfte es vielleicht wagen, Vorträge der reinen Mathematik anzubieten, wenn nicht etwa die Lehrer dort mehr als bei uns an bestimmte Fächer gebunden sind.

Auch wünschte ich zu wissen, ob die geforderten zwei Disputationen bloß über theses gehalten werden, oder ob dazu eine Dissertation, vielleicht selbst zwei Dissertationen geschrieben werden müssen? — Ferner ob eine Vergütung der wegen der grossen Entfernung nicht unbedeutenden Reise- und Transportkosten zu erwarten wäre?

Endlich bleibt mir, vielleicht bloß aus Unkunde der dortigen Verhältnisse, welche Ew. Excellenz verzeihen werden, der Wunsch, wegen der Königl. Bestätigung gewiss genug zu

sein. Gerade unter den jetzigen Umständen könnte ich in die äusserste Verlegenheit gerathen, wenn ich hier das Abschiedsgesuch ausgesprochen hätte, bevor wegen meiner künftigen Lage alles im Reinen wäre. Sollte ich so glücklich sein, in einer gnädigen Antwort Ew. Excellenz die Bewilligung dessen zu finden, was ich zu erbitten mir die Freiheit nahm, so glaube ich nicht, dass noch etwas mich hindern könnte, Ihren Antrag anzunehmen.

Mit tiefem Respect habe ich die Ehre, mich zu nennen
Ew. Excellenz

Göttingen, den 24. October 1808.

J. F. Herbart.

59.

An Carl v. Steiger.

Göttingen, 21. November 1808.

Dein heutiger Brief, mein Theurer, macht es mir zur Pflicht, sogleich die Feder zum Dank für eine so lebhaftere Erinnerung an mich anzusetzen, die mich sehr erfreut, wenn schon es mir leid thut, die Besorgnisse erregt zu haben. Früher habe ich von Dir ein paar recht schätzbare Briefe erhalten, und noch ehe ich wusste, dass Dich mein Buch beschäftigt habe, würde von mir ein Brief und ein Aufsatz zu Dir gekommen sein, den ich den Zuhörern meiner prakt. Phil. und also vor allen Anderen Dir schuldig zu sein glaubte, hätte nicht mein Georg die Abschrift so gänzlich durch Schreibfehler verunstaltet, dass ich mich selbst zum Copiren entschliessen musste, dazu aber fehlte es an Zeit. An den Nachrichten, die ich Dir von mir im Laufe des Sommers hätte geben können, hast Du nichts verloren, ich habe auf meiner alten Stelle mein altes Geschäft fortgeführt, mit etwas mehr Anstrengung, als mir gut war, doch jetzt bin ich durch anhaltendes Reiten völlig hergestellt. Vielleicht bald werde ich Dir eine Nachricht von mir melden können, die eine starke und sehr angenehme Veränderung meiner Lage und meines Aufenthaltes betrifft. Jetzt ist es noch ein Geheimniss und ich fürchte, es könnte etwas dazwischen kommen; indessen sage ich Dir im Vertrauen so viel, dass Du vielleicht richtig rathen wirst; — es ist eine Vocation an mich gelangt, weit her, die mich vielleicht in den Besitz des ehrenhaftesten aller phil. Katheder setzen wird. Kannst Du gut rathen?

Ehe Du von Grote Nachrichten erhalten kannst, muss ich Dir wohl sagen, wo er zu finden ist. Er hat im Sommer eine Reise nach Eutin zum Herzog von Oldenburg gemacht, dort sehr gefallen und jetzt einen Platz in der Oldenburgischen Regierungskanzlei erhalten. Der Treffliche verdient, dass es ihm wohl gehe, und auch meinem Vaterlande wünsche ich Glück dazu. Die ganze Familie ist auf den Winter hier in Göttingen.¹⁾ Die älteste Tochter Charlotte ist jetzt Gräfin von Palmedo. Sie hat eine plötzliche Heirath geschlossen, über der noch jetzt eine Art von Geheimniss schwebt. Der Graf soll indess reich und ein achtungswerther Mann sein. Die gute Mutter sammelt sich mit Mühe, um wenigstens zuweilen einmal heiter zu sein, eigentlich aber vergisst sie ihren Verlust nicht einen Augenblick. Unbeschreiblich rührend ist die sanfte Trauer bei einer Frau, welcher die tiefsten und so sehr gehäuften Leiden auch nicht die mindeste Bitterkeit geben konnten.

So schnell, mein Guter, bin ich fertig geworden, die nothwendigsten Nachrichten für Dich nachzuholen, nicht aber so schnell würde ich Dir in jenes wissenschaftliche Feld folgen können, in das Du mich gerufen hast. Das wird mir Gelegenheit zu einem künftigen Briefe geben, für jetzt, denke ich, ist das Eiligste das Beste. Aus Deinem Briefe hoffe ich schliessen zu können, dass es Dir wohl geht, dass auch unter den Deinigen nichts Unangenehmes begegnet ist, hoffentlich hat sich auch Dein Herr Vater wieder erholt, den ich mir während des Sommers gern auf einer Reise nach Pyrmont begriffen träumte, folglich auch auf einer Durchreise nach Göttingen. Kommt er künftigen Sommer, so ist es für mich wahrscheinlich zu spät. Besser, wenn er dessen gar nicht mehr bedarf.

Willst Du noch etwas von mir hören: so ist es Dies, dass mir seit einem Jahre hier in Göttingen manche kleine Höflichkeiten öfter als sonst erwiesen sind, die mir einige Jahre früher sehr angenehm hätten sein können. — Dass meine prakt. Phil. in der Leipz. Ztg. wohlwollend, aber mittel-mässig, meine Abhandlung über Platon in der Jenaischen und Hallischen²⁾ scharf, aber recht gescheut recensirt sind, dass

1) Kohlrausch, Erinnerungen, S. 109. — 2) Herbart's Sämmtliche Werke p. XII, p. XIII. Abgedruckt ib. S. 88.

ich über letztere mich erklärt, dass Reinhold in Kiel mich zum philosophischen Briefwechsel wiederholt und sehr freundlich aufgefordert hat u. dgl. m. Alle diese Dinge machen immer weniger Eindruck auf mich. Sehr angenehm aber ist es mir, den Fortschritten zuzusehen, die Dissen und Thiersch als Docenten der Philologie machen. Toelken ist in Rom mit Stackelberg;¹⁾ ich habe nichts als mündliche Grüsse von ihm, so lange er weg ist. —

Diese eiligen Zeilen, Lieber, sind nur bestimmt, meine Schuld gegen Dich um etwas zu vermindern. In Deinen Gesinnungen gegen mich hast Du die Bürgschaft für die meinigen; niemals kann es mir an Interesse fehlen für Das, was Du machst und was Dir begegnet. Lass uns bald von beiden Seiten recht angenehme Nachrichten gegen einander auswechseln.

Ganz Dein H.

Deinem Herrn Vater bitte ich die Versicherung neuer unwandelbarer Verehrung angelegentlich zu wiederholen.

60.

An Carl v. Steiger.

Göttingen, den 1. December 1808.

Was ich neulich nur als ein halbes Räthsel andeuten konnte, mein Bester, das ist jetzt so gut als gewiss, und wird bald bekannt werden. Es ist Kant's Lehrstuhl in Königsberg, den mir der dortige Curator, Herr von Auerswald, mit beinahe 1200 Thlr. Gehalt angeboten hat. Damit ist die Pflicht verbunden, zwei publica zu lesen²⁾. Es wird Hoffnung gemacht zur Errichtung eines pädagogischen Seminars nach meiner Angabe. Die beiden Briefe, welche ich erhalten habe, drücken ein so gutes Zutrauen aus und geben so gutes Vertrauen, dass ich schon deshalb versucht sein würde, lieber dort als hier zu leben, wo ich, nachdem das Misstrauen der Herren Heyne und Brandes gegen alle Philosophie etwas milder geworden zu sein scheint, mit Herrn von Müller (Deinem Landsmann) wieder von vorn anfangen müsste. Dieser war in Berlin durch Fichte böse gemacht und es ist kein Zweifel,

1) Hartenstein's Kl. Schr. I, p. LXVII. — 2) Hartenstein, Herbart's Kl. Schr. p. LXVII. u. Zeitschr. f. ex. Phil. I. S. 67.

dass ich das in Göttingen hätte entgelten müssen. Meinen hiesigen Nachfolger, wenigstens in Hinsicht der Vorlesungen, habe ich mir schon bestellt, ich meine Dissen, den ich an Heyne empfohlen habe, und mit so gutem Erfolg, dass ich auf dessen Aufforderung ihn jetzt auch an Hrn. von Müller empfehlen werde, welchem ich morgen zu schreiben denke, um die Sache abzumachen. Wenn ich nicht geradezu meinen Abschied suche, so ist es nur, um dasselbe in eine weichere Form zu fassen. Der König von Preussen hat wegen der Bestätigung der Vocation eine förmliche Cabinetsordre gegeben¹⁾, die ohne Zweifel auf Veranlassung einer Stelle in meinem ersten Briefe nach Königsberg gesucht worden ist. Werde ich einem Souverain eine abschlägige Antwort geben? Schon um nicht inconsequent zu scheinen, möchte ich es nicht gern, denn es scheint, dass man meinen ersten Brief fast als eine Zusage angesehen hat. Und es ist gut so.

Dies zweite Blatt²⁾ gehört vor Allem Deinen philosophischen Bemerkungen, worauf ich noch die Erwiderung schuldig bin. Du wirst seitdem in der Entwicklung Deiner naturrechtlichen Ideen vorgeschritten sein, auch in meinem Buche sehr bald gesehen haben, dass wir nicht so verschiedener Meinung sind, wie Du glaubtest. Du erinnerst mich an S. 171 meiner Schrift. Dort beginnt die Untersuchung, es werden noch keine Lehrsätze aufgestellt. S. 173 findet sich das Naturbedürfniss, von dem Du sehr richtig sagst, dass es dem Naturrecht zu statten zu kommen scheine, denn indem dieses die Grade der Werthe für mögliche Rechtsverhältnisse bestimmt, bringt es sie zuweilen so tief herab, und der Null so nahe, dass minder wissenschaftliche Köpfe das Sehr-Kleine von der Null nicht mehr unterscheiden und sich einbilden, ein Recht von sehr geringem, von unendlich kleinem Werthe sei gar kein Recht, vielmehr, ein solches nur zu denken, sei von Natur Unrecht. Erinnern wir uns der Irrational-Grössen. $\sqrt{5}$ kann, streng genommen, nicht gefunden werden, eine Grösse die in der zweiten Potenz 5 gäbe, ist ganz undenkbar. Aber

1) Seine Berufung genehmigend, theilt mir Herr Geh. Rath Wiese mit, besonders auch, weil er für die Verbesserung des Erziehungswesens nach Pestalozzi'schen Grundsätzen nützlich sein werde. D. Her.

— 2) Des Briefes.

an deren Stelle etwas zu setzen, das unendlich nahe kommt, das ist möglich und geschieht wirklich. Für die Praxis nun ist dies unendlich nahe Kommende gleich geltend mit $\sqrt{5}$; für die Wissenschaft hingegen muss das Rationale vom Irrationalen streng geschieden werden, sonst gerathen alle Begriffe in Verwirrung. — Ich verwerfe nicht die Nothwehr. Aber ich verwerfe die Theorie, welche das dingliche Recht auf den eignen Leib, gleich einer rationalen Grösse, mit mathematischer Schärfe glaubt hinstellen zu dürfen. Ein Recht, das ich dem Angreifer auf meinen eignen Leib geben würde, könnte nur unendlich wenig Werth haben, denn mit vollem kräftigen Willen könnte ich nicht überlassen, die Ueberlassung würde wenig mehr sein als ein leeres Wort. Der Streit missfällt aber. Da es nun beinahe keinen Sinn hat, dass ich ihn meide, so folgt, der Andere müsse ihn meiden. Im gemeinen Leben achtet man nicht auf dies beinahe, das braucht man auch nicht, denn für die Praxis hat das keine Folgen, hingegen in der Wissenschaft — nimm ein dingliches Unrecht an, alsbald wirst Du Dich überschwemmt sehen von allen denen, die je unter dem Namen der Freiheit und Gleichheit empfohlen wurden. Es ist allerdings auch da noch etwas Rohes, wo die Naturrechte vom Recht auf Geistescultur u. s. w. sprechen. Nämlich zu einer Zeit, wo Geistesbedürfnisse auf einige lebhaftere Köpfe wie mit einer Naturgewalt wirken, vermöge deren sie ihre geistige Existenz ebenso vertheidigen, wie Jeder zu jeder Zeit seine physische Existenz, da können vorhandene Rechtsverhältnisse, wodurch diese Menschen von den Mitteln und Gelegenheiten der Ausbildung möchten ausgeschlossen werden, in Beziehung auf diese Individuen nur sehr wenig Werth haben. Diejenigen, welche auch daraus ein Unrecht machen, würden für die Praxis beinahe das Wahre treffen, wenn wirklich der Drang nach Geistescultur so allgemein und so dringend gefühlt würde, wie die Liebe zum Leben. — Noch ein paar Bemerkungen über einzelne Stellen Deines Briefes. Du nennst die Menschen gleich geboren. Gleich, das heisst, ohne alle Rechte. Hüte Dich, diese Null als eine wirkliche Grösse in Rechnung zu bringen. Du sagst, der Angreifer bekenne, auch auf sein Leben kein Recht zu haben. Das würde richtiger heissen, er bekenne die Billigkeit einer ähnlichen Behandlung. Denn ein Recht, das man wirklich

hat, verliert man nicht, wenn man schon Unrecht thut, es müsste denn das Recht bei seiner Stiftung mir unter solcher Bedingung zugestanden sein. Du fürchtest bei der Nothwehr Gefahr für die Idee des Wohlwollens. Die Gefahr ist gar nicht vorhanden. Denn die Idee des Wohlwollens wird nur realisirt durch wirkliches Wohlwollen, ein solches aber ist unmöglich gegen den Angreifer. Ueberdies fängt das Missfallen erst an beim Uebelwollen, man braucht aber nicht schadenfroh zu sein, um den Angreifer abzuwehren. — Du scheinst endlich gar auf eine Subordination der Ideen anzutragen. Unmöglich, mein Guter! Die Gesetze der Wissenschaft müssen in absoluter Strenge aufrecht erhalten werden, oder es wird da bald noch viel bunter hergehen, als am Hofe, wo man die Gesetze den Günstlingen zu Gefallen aus den Augen setzt, oder im Hause, wenn der Hausvater schwach ist gegen seine Kinder. Sei nur behutsam in der Anwendung der Ideen, in der Auffassung der Umstände, welche auf die vorausgesetzten Grundverhältnisse einfließen. So war es z. B. leicht zu bemerken, dass bei der ersten Aufstellung der Rechtsidee auf beiden Seiten alles gleich gesetzt war, daher die praktische Weisung, den Streit zu meiden, auch für beide Theile gleich lauten musste. Nimm die Gleichheit in der Voraussetzung weg, so wird ganz von selbst die Gleichheit im Resultat wegfallen.

Diese Bemerkungen mögen jetzt vielleicht viel zu spät kommen, nachdem Du Dir dies alles schon selbst gesagt hast. Desto besser! Jetzt ohne Zweifel ist die Zeit, wo Deine Ueberzeugungen Dich von allen Seiten erst bestimmen werden. Ich wünsche Dir Glück zu dem Interesse, womit Du Dir dies zum Geschäft gemacht hast. Ich darf glauben, dass ein solches Interesse nicht erkalten werde. Höchstens könnte es überwogen werden von den stärkern Interessen, die zum thätigen Leben treiben und auf die Erwerbung öffentlicher Verdienste hinausgehen. Mich verlangt auch in dieser Hinsicht nach dem, was mir Deine fernern Briefe sagen werden. Bis zum März treffen mich dieselben wahrscheinlich noch in Göttingen. Nachher haben sie ein wenig weiter zu reisen.

Ganz Dein H.

Meine angelegentlichsten Empfehlungen in Deinem Hause.—
Was machen Deine Brüder? — Hörst Du mal etwas von Griepenkerl?

61.

An v. Halem.

Göttingen, 20. Dec. 1808.

Mein verehrtester Freund!

Viel und vielerlei liegt mir im Kopf und vor der Feder, seit mir von Königsberg ein Ruf zu Theil geworden ist, welchem nicht zu folgen schwerlich vernünftig sein könnte. Der Stimme des Zutrauens folgt man gern; der Vortheil eines Gehalts von 1200 Thlrn. ist nicht gering, die Aussicht auf einen weitem pädagogischen Wirkungskreis, der sich hier ungesucht darbietet, war längst unter meinen Wünschen.

Entschuldigen Sie mich also, wenn ich später, als ich sollte, danke für Ihr köstliches Geschenk und für Ihre gütige Bemühung in meinen Angelegenheiten. Mit grösster Freude habe ich in Ihren Werken so vieles gefunden, das ich noch nicht kannte und das doch so ganz Sie darstellte; das neueste mit eben der Kraft wie das älteste; die jüngste Muse so ganz ähnlich ihren früher gebornen Schwestern! Besonders haben mich manche Oden angezogen, und darin so manches Tiefgefühlte, das man im Oldenburgischen Lande wenigstens Freiheit hat zu sagen und zu klagen! — Es giebt Stellen, wo mir Begriffe einfallen, die mit den Ihrigen nicht ganz zusammenzutreffen scheinen; aber diese Begriffe gehören nicht dahin, die Empfindungen sind einstimmig und selbst die Erörterungen würden uns vereinigen können. Rousseau ist nicht mein Mann, aber der Rousseau in Ihrem Gemüth ist ein besserer, ist ein edlerer Geist; der wirkliche hätte so sein sollen. —

Nothgedrungen komme ich jetzt wieder auf den traurigen Gegenstand, der Ihnen nun schon öfter beschwerlich werden musste. Die Forderung der Regierung anzuzeigen, „worin der Nachlass meiner Mutter zur Zeit ihres Ablebens bestanden,“ setzt mich in Verlegenheit. Die nächste Antwort wäre, ich kann es nicht wissen, denn dieser Nachlass ist niemals ganz mein gewesen, namentlich nichts von dem, was nach Paris hinübergezogen war. Fragt man nun ferner nach dem, was den Namen des Meinigen getragen hat, so sind alle Papiere, aus denen sich dies ergeben muss, in Oldenburg; die dürftigen Notizen, die ich mir bei meinem dortigen Aufenthalt zum eignen Gebrauch aufzeichnete, habe ich als werthlos nicht

aufbewahrt, da das zur Geschäftsführung Wesentliche dort beisammen war und bleiben musste. Es belief sich aber das, was dem Namen nach mein war, ungefähr auf 14000 Thlr. Nur — der erste Blick auf dies Vermögen musste mir sagen, dass der wahre Werth desselben für mich nicht 13000 sein könne. Denn erstlich war ich selbst meinen Freunden in Bremen verschuldet. Nur Ihnen kann ich es vertrauen, dass zu der Zeit, als meine Eltern sich die Sorge bestritten, mir das künftige Meine zu erhalten, ich es für Pflicht hielt, von meinen damaligen Bedürfnissen keine Erwähnung laut werden zu lassen; ich hatte Freunde, die aus persönlichem Zutrauen zu mir, nicht zu meinem Erbtheil, mich ausrüsteten, so dass ich in Bremen leidlich leben, von dort nach Göttingen gehen, hier mich versuchen konnte. Meine Freunde sind es, die meine hiesigen Promotionskosten bezahlt haben. Es verstand sich, dass diese Auslagen, die sonst wohl zu den Alimentern möchten gerechnet werden, wozu aber freilich meine Eltern nichts hergeben konnten, weil sie nichts von meinen Bedürfnissen vernahmen, — erstattet werden mussten, sobald Geld in meine Hände kam. 600 Thlr. waren das wenigste, was meinen Freunden ausgezahlt werden musste; mein Vater hat von meinem mütterlichen Erbtheil diese Summe an den Senator Schmidt nach Bremen geschickt. — Eine andere Schuld, die über 400 Thlr. in Allem betrug, fand ich vor, sie war von der Art, dass sie schlechterdings sogleich von mir übernommen werden musste. — Auch diese ist bezahlt. — Die grösste aller Schulden aber hatte ich bei meiner Gesundheit gemacht. Diese war so zerrüttet, dass ich in jedem Winter mich eine Reihe von Jahren hindurch am Ende meines Lebens glaubte, dass ich täglich ein Nervenfieber erwartete, was ich nicht würde überstehen können. Noch vor 3 Jahren habe ich, wie ein Kranker, häufig allein kleine Spazierfahrten gemacht, weil dies die einzige mir zuträgliche Bewegung war. Zweimal bin ich in Pymont gewesen. Und was hatte meine Gesundheit zerrüttet? Auf der Universität war mir im Ganzen wohl gewesen; in der Schweiz war ich der gesundeste, robusteste Mensch von der Welt. Aber ein ganzes Jahr und länger an den heftigsten Gemüthsbewegungen zu leiden, unmittelbar nach einer langen Reise im Winter; ohne Aussichten, in der Mitte der grössten geistigen Anstrengungen, die eben, weil sie unter

diesen Umständen nicht gelingen konnten, auf den höchsten Grad getrieben wurden — dann, sobald es ein wenig besser wurde, sogleich jede Spur der wiederkehrenden Kräfte verbrauchen zu müssen, um nicht etwa bloß versäumte Zeit nachzuholen, sondern eine Gedankenschöpfung hervorzurufen, an der nichts Kränkliches zu spüren sein durfte — sehen Sie da die Ursachen, die, nachdem sie meinem Körper genug geschadet hatten, mich bestimmten, und mich noch bestimmen, diejenigen Ausgaben nicht zu scheuen, die da helfen konnten, mir ein leidliches Wohlsein des Leibes und der Seele zu erhalten. — Nach allen diesen überlasse ich es Ihnen, den Werth des ererbten mütterlichen Vermögens zu bestimmen, das meinen Freunden, das mir selbst so grosse Schulden abzutragen hatte.

Ich habe die Regierung gebeten, mit ihrer Autorität der Autorität meiner Mutter gegenüber zu treten. Wenn Hr. Wardenburg gefragt wurde, konnte er freilich als Privatmann nur ein solches Gutachten geben, das er mit juristischen Gründen glaubte motiviren zu können. Und auch die Regierung will vielleicht ihre Autorität nicht gebrauchen, um desto besser das Ansehen der Testamente aufrecht zu halten. Nun ich will denn auch von meiner Seite nicht länger scheinen, als ob ich wohl gar selbst jene beschränkenden Verfügungen für zweckmässig hielte, und mich deshalb geduldig darein ergäbe. Der Platz, an den man mich jetzt stellt, erträgt eine solche Selbsterniedrigung am wenigsten. Meine Bitte lautet noch immer, so lange nicht die Regierung mich zum Schweigen verurtheilt, dahin: dass es mir völlig freistehen soll, die Gelder kommen zu lassen, deren ich werde zu bedürfen glauben. Dabei stütze ich mich auf die Zuversicht, meine Mutter würde jene Dispositionen nie gemacht haben, hätte sie sich nicht schrecken lassen durch den Gedanken, den sie so oft, wie wohl zu spät, äusserte: „Philosophie giebt kein Brod.“ Die Veränderung, die mir jetzt bevorsteht, ist die vollständigste Widerlegung der Besorgniss, aus welcher das Testament geflossen ist. Dass die Regierung im Namen meiner Mutter diese Widerlegung anerkenne, dies ist's, was ich bitte.

Will man aber dennoch vom Testamente als der einmal vorhandenen Basis ausgehen, so könnte ich daran erinnern, dass dieses nur eine Summe von 12000 Thlrn. zur öffentlichen

Notiz bringt, und das, was darüber war, wohl kaum in Folge dieses Testaments Gegenstand einer öffentlichen Frage ist. Verzeihlich wird man es in dieser Hinsicht wenigstens finden, wenn ich nicht darauf gefasst bin, von hier aus auf die öffentliche Frage eine öffentliche Antwort zu geben.

Ihnen, mein Verehrtester, habe ich nach bestem Vermögen geantwortet; Ihnen die Verlegenheit aufgedeckt, in welche mich theils der Mangel der nöthigen Papiere, theils so viele Umstände setzen, die auf den vermuthlichen Sinn der Frage Einfluss haben, die aber nicht laut herausgesagt werden können, wenigstens nicht von mir. Ihnen gebe ich mich in die Hände; in der Hoffnung, dass Sie dem Collegium, dem Sie vorstehen, in meinem Namen antworten werden, so viel nöthig ist. Und dann muss ich die baldigste Entscheidung gar sehr wünschen, da ich vielleicht schon im Anfang des März von hier gehen werde.

Man verlangt mich mit Anfang der Collegien in Königsberg. Das ist das Leidigste bei dieser sonst so angenehmen Sache. Es wird unmöglich sein, Bremen und Oldenburg noch zu besuchen; unmöglich, mündlich von Ihnen Abschied zu nehmen. Aber wozu auch ein Abschied? Freiheit der Meere! dann komme ich zu Schiffe, dann ist der Weg nicht gar weit. Möchten nur die Mören ein Gebet anhören, damit nicht nur meine Theuern, sondern auch deren Theure im vollen blühenden Leben seien, wenn ich komme! Sie wenigstens, mein innigst Verehrter, fachen Sie in sich selbst auf alle Weise den Lebensfunken an. Die Muse wird Ihnen helfen; sie wird Ihnen zureden, auch das Ihrige dafür zu thun, unabgeschreckt durch Trauerbilder, die einem schwächeren Manne den Werth dieses zärtlichen Lebens zweifelhaft machen könnten. Lassen Sie mich nichts mehr hinzusetzen, als nur die Versicherung meiner wärmsten Ergebenheit und meiner vollkommensten Hochachtung.

Ganz gehorsamt
Herbart.

62.

An Smidt.

Göttingen, December 1808.

Mein theuerster Freund!

Mein jetziger Brief hat eine angenehmere Veranlassung,

denn die letzten, die ich an Dich schrieb; es ist von keiner Anleihe, zu der ich jetzt noch fürchten müsste, gezwungen zu werden, die Rede. Ich soll noch einmal Preussischer Unterthan werden. Du erinnerst Dich ohne Zweifel, dass wir Göttinger es schon einmal waren; damals wahrlich sehr wider Willen! Aber jetzt hat Krug in Königsberg die Ehre, nach Leipzig berufen zu werden, wo man eine Totalreform der Universität vornehmen will (vielleicht zum Theil mit Rücksicht darauf, dass er ein geborener Sachse ist): und mir wird bei dieser Gelegenheit das unverhoffte Glück, jenen Platz zu erlangen, nach welchem ich mich als Jüngling so oft in ehrfurchtsvollen Träumen hinsehnte, wenn ich die Werke des Königsbergischen Greises studirte! Freilich damals stand es um die Kantische Philosophie und um die Preussische Monarchie anders als jetzt; aber in beiden ist noch heute etwas, das mich mächtig anzieht, sobald es mich so mit allem Fug und Recht anlockt, wie jetzt. Und gewiss mit höchstem Fug kann man in Königsberg erwarten, dass ich meine hiesige extraordinäre Professur gegen den in einem andern Sinne nicht-ordinären Lehrstuhl Kant's, meine hiesigen 300 Thlr. gegen die dortigen 1200, und das halbe Zutrauen des Herrn Heyne und J. v. Müller gegen die Versicherung des vollen Zutrauens, womit Herr v. Auerswald, Curator der K—g'schen Universität, mir entgegenkommt, bereitwillig umtausche. Sehr gern werde ich es als Pflicht der Stelle ansehen, das Andenken Kant's erhalten zu helfen, und manches milder auszudrücken, was vielleicht sonst härter wäre gesagt worden. Endlich sehr gern diene ich dem Könige, der so vieles überstanden und noch den Muth behauptet hat, auf so grosse Veränderungen im Innern sich einzulassen. Ich werde, wenn ich von hier gehe, nicht glauben, Deutschland zu verlassen, sondern eher, nach Deutschland zu reisen. —

Schon zu der Veränderung als solcher dürftest Du mir Glück wünschen. Ich bedarf eines neuen Reizes von Aussen. Hier in Göttingen lässt man mich in Ruhe. Das ist das Verdienst, was Göttingen um mich hat: mir war Zeit, Musse, Stille gegönnt, dass ich mich, während sich Niemand um mich bekümmerte, ganz allein um die Wissenschaft und um einige Zuhörer bekümmern konnte. Seit die nöthigsten Arbeiten geendigt waren, verlangte mich darnach, dass Jemand etwas

von mir verlange. Gewiss haben es Manche, vielleicht auch Du, nicht begriffen, wie ich hier so lange aushalten konnte. Ich fürchte, bliebe ich noch lange, so würde ich es am Ende selbst nicht begreifen können. Denn auch nur die Studienweise in Göttingen (die grossentheils auf Nachschreiben gegründet ist¹⁾) so weit umzuschaffen, als es nöthig war, um einen weitem Wirkungskreis zu erlangen, dies liess sich jetzt nicht leicht hoffen, da der Druck und die Ungewissheit des Künftigen so sehr zu den Brodstudien, die allgemeine Abspannung in der philosophischen Welt so sehr von meiner Wissenschaft hinwegtreibt, und da endlich der Berührungspunkte zwischen mir und dieser heutigen philosophischen Welt so sehr wenige bis jetzt zu sein scheinen. — Aus allen diesen Ursachen ist es mir wirklich in der letzten Zeit zuweilen vorgekommen, als hätte ich Mühe, nicht ein wenig einzuschlafen. Zum Trost dienen mir einige psychologische Arbeiten des letzten Sommers. Auch hätte mich vielleicht Reinhold wach erhalten, der mit mir eine Correspondenz so tapfer angefangen hat, dass er drei Briefe schrieb, ohne meine Antworten abzuwarten. Jetzt neulich habe ich eine lange, wissenschaftliche Antwort mit einer Freimüthigkeit, fast derb zu nennen, darauf erwidert. Es soll mich verlangen, welche Aufnahme sie finden wird. An Versicherungen, er wolle mich verstehen lernen, wie er ehemals Kant, dann Fichte, dann Bardili studirt habe — daran hat es nicht gefehlt. Aber ich fürchte, meine Censur seiner neuesten Schrift wird einen sehr entgegengesetzten Eindruck machen. Merkwürdig ist, dass der Mann noch immer, nicht nur die alte rühmliche Wahrheitsliebe, sondern auch die alte Zuversicht zu seinem jedesmaligen neuesten Fund vollkommen beibehalten hat. — Ich weiss nicht, ob Du einen kleinen Kampf um den Platon bemerkt hast zwischen meinen Recensionen in der J. A. L. Z. und mir in der N. L. L. Z. Der Recensent ist ein junger Prof. Böckh in Heidelberg, er hat sich mir neulich in einem Briefe genannt, der seinem Charakter Ehre macht, sowie die Recensionen seinem Geiste. In der That, von allen Recensionen, die bisher über meine Schriften erschienen sind, verdiente diese allein den Namen einer Recension, so sehr sie auch mir widerstritt und mich missdeutete,

1) Herbart's Sämmtliche Werke XII p. XIII u. I. p. 19.

woran grossentheils die Kürze meiner Schrift schuld war. — Was sagt Ihr Bremer — Scholarchen, Schullehrer und Pädagogen aller Classen — von Niethammer's Streit des Philanth. und H.? Nur nichts Gutes, ich bitte; sonst müsste ich gar zu arg mit Euch streiten. Ich habe lange nichts Schlechteres bei so viel Prätension und selbst gutem Willen gesehen. Ungleich besser sind Fichte's Reden an d. d. N., wiewohl man auch hier zu oft gewahr wird, dass der wahrhaft grosse Mann sich herablässt, von Dingen zu reden, die er nicht versteht.

Die Rückzahlung der mir freundschaftlich vorgestreckten Summe hast Du hoffentlich richtig und gleich nach der EINFORDERUNG von Wardenburg erhalten. Die Ursache meiner Zögerung lag darin, dass ich erst mit Hülfe der Regierung mir in Hinsicht des Gebrauchs meines mütterlichen Vermögens Luft machen musste, indem ich an das Testament, wovon ich Dir, glaube ich, gesagt habe, erinnert wurde. Dem Himmel sei Dank! Der Ruf von Königsberg scheint auch über Verdriesslichkeiten dieser Art mich ein für allemal hinwegzurufen. Dir noch einmal meinen herzlichsten Dank für jene wahrlich grosse Gefälligkeit! Es verstand sich, dass Dir die Rückzahlung nie geweigert werden konnte, nur meine Sache wollte ich damals nicht gern erschweren. Wann sehen wir uns wieder, mein theurer Freund? Entweder sehr bald, oder noch lange nicht. Leider das Letzte ist bei weitem das Wahrscheinlichste, denn es ist mit Nachdruck verlangt, ich solle beim Anfang der Collegien in K. sein, und hier kann ich vor Mitte März nicht füglich schliessen. Ich sehe daher durchaus nicht ab, woher die Zeit zur Reise kommen soll. Hätte ich den Ruf, der mir eine so gute Einnahme sichert, 6 Wochen früher gehabt (er kam am Ende der Ferien), so würde ich das Geld nicht geseht haben, sondern Dich und Euch alle um Michaelis besucht haben. Denn allein die fatale Geldangelegenheit, die eben damals in Oldenburg entschieden werden musste, war Schuld, dass ich nicht kam. — Bestelle wenigstens meine herzlichsten Grüsse an Deine liebe Frau und an alle Freunde.

Ganz Dein

Herbart.

63.

An v. Halem.

Göttingen, 1809.

Eine anhaltende Unpässlichkeit und tausend Zerstreungen haben es dahin gebracht, mein Verehrtester! dass ich erst jetzt dazu komme, Ihnen mit meinem Danke für Ihren letzten gütigen Brief die geforderte Angabe zu übersenden. Da Sie gestatteten, den Werth des Nachlasses auf 12,000 Thlr. zu setzen, so hat mir das Einfachste das Beste geschiene, ich habe der Angabe keine neue Bitte hinzugefügt, sondern erwarte jetzt die Anordnung, welche von der Regierung wird gutgefunden werden.

Nur wenige Worte kann ich heute noch schreiben. Dass Sie die Freiheit der Meere so weit hinaussetzen, diese traurige politische Prophezeihung nimmt mir wenigstens nicht die Hoffnung des Wiedersehens, ich komme wohl zu Lande, wenn es zu Wasser nicht sein kann, und Sie stehen unter dem Schutze der Musen, der belebenden und erhaltenden; so dass ich nicht nur Sie zu sehen, sondern Sie heiter und kräftig zu sehen hoffe.

Dass Sie mit Grote'n zufrieden sind, freut mich sehr. Ich fürchte für Naturen seiner Art nichts, als dass irgend ein vorgefundenes Misstrauen sie in sich scheuche und den Menschen entfremde. Nur so, glaube ich, wäre es möglich, dass jemals die natürliche Güte des jungen Mannes leiden könnte.

Einem genialischen Sohne des Oldenburgischen Bodens soll ich noch das Wort reden; ich meine den Dr. Focke, der sich hier aufhält und Privatstunden in der Mathematik schon seit mehreren Jahren mit Erfolg und Beifall giebt. Dieser möchte so gern einen Platz als Lehrer der Mathematik an einer Schule bekommen können! Braucht man in Oldenburg nichts von der Art? Focke war Friseur; die Wissenschaft hat ihn dem Handwerk entrissen; sie hat ihm freilich nicht alle Vortheile der entbehrten liberalen Erziehung nachbringen können; doch glaube ich, dass die Aufmunterung einer besseren Lage noch vieles an ihm abschleifen würde, und dass er für den mathematischen Unterricht schon jetzt eine nicht gemeine Gabe besitzt.

Mit Verehrung und Freundschaft auf immer
der Ihrige Herbart.

64.

An Carl v. Steiger.

Göttingen, d. 10. Januar 1809.

Mein Theurer!

Ich lese heute mit Schrecken in der Zeitung von den Unfällen, die Dein geliebtes Oberland betroffen haben. Du wirst nicht wenig davon angegriffen sein. Weil ich nun, seitdem mir eine in tausend Rücksichten willkommene Veränderung bevorsteht, Ueberfluss an guter Laune habe und überdies mich ein kleiner Kitzel sticht, Dir auch einmal drei Briefe nach einander zu schreiben: so plaudere ich ein Stündchen mit Dir, um Dich auf einen Augenblick zu zerstreuen.

Mein Weggehen von hier ist völlig entschieden. Herr von Müller schrieb mir einen höflichen Brief zum Abschied; ich nahm mir darauf gleich vor, ihn in Kassel zu besuchen, theils um ihn persönlich kennen zu lernen, theils besonders um Dissen zu empfehlen, und über meinen Unterrichtsplan und über Dissen's dahin gehörige Arbeiten mit M. zu sprechen. Ich habe eine sehr angenehme Stunde mit ihm zugebracht, und die vielleicht nicht ohne Folgen sein wird. Niemals ist Jemand augenblicklich so vollkommen auf meine Ideen eingegangen als M. Sowohl der Sinn als die Wichtigkeit der Sache war ihm ganz so einleuchtend wie mir, und er gab Hoffnung, nicht nur für die Ausführung zu wirken (was ihm, so fern es nicht Geld kostet, ganz frei steht, da er General-director der Studien im Königreich Westphalen ist), sondern auch selbst gewissermaassen mitzuarbeiten. Er ist, wie Du weist, der tiefste Kenner der gesammten Geschichte und Literatur, und würde also als Rathgeber im höchsten Grade willkommen sein, wäre er auch bloß Privatmann. Er hat versprochen, mit Dissen Rücksprache zu nehmen. — Ausserdem fand ich mich überrascht, zu sehen, dass ich, wofern ich hier bliebe, in sehr viel angenehmeren Verhältnissen mit ihm stehen würde, als ich geglaubt hatte. Ich darf glauben, dass mir unter gewissen Umständen der Rückweg hierher frei stehen würde. Doch dies bleibt ganz unter uns! Ich empfehle jetzt Dissen überall, und das scheint sehr guten Eingang zu finden. Das wird noch besser werden durch eine kleine Schrift über den Gebrauch des Homer, die ich dem

Dissen endlich abgedrungen habe. Sie ist schon fertig zum Druck, und wird mit einer Vorrede von mir herauskommen. Dissen hat sehr hübsch geschrieben; er übertrifft überall meine Erwartung. Durch ihn hoffe ich trotz meiner Abreise gewissermassen in Göttingen zu bleiben. Veranlassung zu der Schrift hat Griepenkerl gegeben. Dieser bat mich neulich in einem recht willkommenen Briefe um etwas der Art. Hörst Du wohl etwas von Griepenkerl? Seine Lage bei Fellenberg ist ihm lieb geworden. In einem öffentlichen Blatte lese ich neulich, dass Graf Sievers aus Petersburg bei Pestalozzi gewesen sei. Ob das wohl unser Sievers war? Das wäre ein Trost wegen einer andern sehr traurigen Nachricht, die ich neulich durch Heeren von ihm bekam: er sei gefährlich krank, der Tod seiner Gattin habe seine Gesundheit untergraben. — Solche Dinge erinnern mich immer an meine alte Frage: wie ist's möglich, dass ich selbst noch lebe? Aber meine Gesundheit hat sich sehr befestigt.

Sehr angenehm wurde ich gestern überrascht durch einen Brief eines alten Universitätsbekannten (Freundes kann ich eigentlich nicht sagen), der in Königsberg mein College werden wird. Es ist Professor Remer, Professor der Medicin in Helmstädt, der auch einen Ruf dorthin hat, und höchst wahrscheinlich gehen wird. Treuherziger kann man nicht schreiben, als er mir schreibt, um noch an die alte Zeit zu erinnern, und mir gute Freundschaft für unsere dortige Zusammenkunft anzubieten. Ich hätte ihm dafür gut werden müssen, wäre ich's auch nie gewesen. Er ist überall ein herzensguter Mensch, und sein Anerbieten ist wahrlich für den künftigen Aufenthalt in einer wildfremden Stadt und Gegend sehr annehmlich.

Noch muss ich Dir jemanden nennen, der Dich kennen zu lernen wünscht — und einen andern, der, wenn Du es so aufnehmen willst, Dir zuvorzukommen im Begriff ist. Genannt habe ich sie Dir ohne Zweifel schon beide; es sind meine besten Zuhörer während dieser Zeit gewesen. Baron Richthofen aus Schlesien der Eine. Ein äusserst feiner Kopf, der Dich an Plater und Rahden¹⁾ erinnern kann. Vorigen Sommer hörte er auf einmal Metaphysik, prakt. Philosophie, Analysis des Endlichen und Unendlichen; alles das

1) Progymnasialprogramm von Nienburg (1860) S. 11. —

ohne besondere Beschwerde. Dieser spricht von einer Reise in die Schweiz — wann? das ist freilich noch sehr unbestimmt, er wird aber ohne Zweifel dazu kommen, denn er ist reich. Dann will er Dich besuchen, und es wird Dich nicht gereuen, Dich besuchen zu lassen. Der Andere ist Unterholzener aus Baiern, künftiger Professor der Rechte in Landshut; dieser schreibt jetzt über Criminalrecht gegen Feuerbach¹⁾; bist Du etwa auch damit beschäftigt, so eile, willst Du anders der Erste sein. — — Meine besten Wünsche für Dich und die Deinen.

Ganz Dein Herbart.

65.

An Carl v. Steiger.

Göttingen, d. 10. Februar 1809.

Für heute, mein Theurer, kann ich nur in wenig Worten meinen Dank für Deinen letzten lieben Brief und die Nachricht übersenden, dass die Gräfin Palmedo in wenig Wochen in Bern sein wird und Dich dort zu finden wünscht. Ich werde höchstens noch 4 Wochen hier bleiben, in der noch rauhen Jahreszeit muss ich die rauhere Gegend aufsuchen; der Sommer wird mich lehren, ob auch dort die Sonne scheint.

Der Deinige

Herbart.

66.

An Carl v. Steiger.

Königsberg, d. 27. Febr. 1810.

Eben bin ich in der Genesung begriffen, Lieber, von einer ziemlich anhaltenden Brustkrankheit, durch die ich dem hiesigen Klima meinen Zoll habe entrichten müssen. Die Brustübel waren diesen Winter allgemein, und der Arzt meint, es habe mit mir weiter nichts zu sagen. Es ist am besten, ich überlasse es Dir selbst, die Ursachen der Verzögerung dieses Briefes herauszufinden, und mich, so gut Du kannst, zu ent-

1) Juristische Abhandlungen, 1810, dem Herrn von Richthofen unter Bezugnahme auf Herbart gewidmet. Der 4. Abschnitt enthält die „Entwicklung der philosophischen Grundsätze eines Strafsystems“.

schuldigen. Den Sommer über war ich erst durch Besuche und Einladungen — dann ganz auf meine alte Weise mit der Speculation beschäftigt, nur ernstlicher, womöglich, als seit Jahren; weil viel daran lag, in der Psychologie endlich durchzugreifen¹⁾. Etwas musste schon darum geschehen, um mich an diesem neuen Platze gehörig zu befestigen. Der Chef des preussischen Studienwesens, der geh. Staatsrath v. Humboldt, kannte mich bis dahin gar nicht, wusste nicht einmal von meiner Berufung hierher²⁾, denn diese war erfolgt, noch ehe er seinen Posten antrat. Während des Sommers hielt er sich hier auf, ich traf ihn oft in Gesellschaften, lernte ihn ziemlich nahe kennen; er ist ein feiner, sehr humaner, sehr gelehrter Mann, in der Philosophie nicht ungeübt, so dass ich stundenlang mit ihm metaphysische Gespräche geführt habe; für's Schulwesen ist er thätig, und hier berührten wir uns noch öfter. Als Zeichen des gewonnenen Vertrauens darf ich es ansehen, dass er mich zum Mitgliede der hier errichteten wissenschaftlichen Deputation mit einer Gehaltserhöhung ernannt hat³⁾. — Neben ihm stehen die Staatsräthe Nicolovius und Süvern⁴⁾; diese, besonders der erste, sind es eigentlich, die mich hierher riefen. Nicolovius ist ein kluger und braver, charaktervoller, dabei religiöser Mann; derjenige, auf den eigentlich mein Zutrauen gerichtet ist. Diese Männer haben mir aufgetragen⁵⁾, ein pädagogisches Seminarium zu errichten, leider hat dafür noch nichts gethan werden können, weil Pape, mein alter treuer Göttingischer Zuhörer, eine andere Versorgung angenommen hat, und meine Anträge deshalb ablehnte.

Im Anfange des Winters wurde ich genau bekannt mit Delbrück⁶⁾, dem Erzieher des Kronprinzen. Schon gleich nach unserer Ankunft waren Remer (mein College, der mit mir zugleich hierher gerufen ward) und ich zum Kronprinzen eingeladen; dies wiederholte sich öfter mit der für uns etwas drückenden Auszeichnung, dass immer nur wir und Hüllmann

1) Hartenstein, Herbart's Kleine Schriften I. p. LXXVI. Cf. Zeitschrift f. ex. Philos. I, S. 69. — 2) Cf. Zeitschrift f. ex. Philos. I, p. 67. — 3) Cf. Hartenstein, Herbart's Kl. Schr. I, p. LXXIII. u. Zeitschrift f. ex. Philos. I, p. 69. — 4) Harnisch, Preussisches Volksschulwesen. — 5) Hartenstein, Herbart's Kl. Schr. I, p. LXVIII. u. Zeitschrift f. ex. Philos. I, S. 67. — 6) Kohlrausch, Erinnerungen S. 83.

(Prof. der Geschichte, kurz vor uns hergerufen), niemals aber die älteren Professoren zu den Versammlungen beim Prinzen gezogen wurden. Während des Sommers wurden wir dort auch dem König und der Königin vorgestellt; sonst interessirte mich diese Gesellschaft wenig; der Kronprinz schien mir ein Knabe wie alle andern Knaben, etwas wild, glücklicherweise ohne alle Ziererei und Hofmanier. In den letzten Monaten seines Hierseins aber lernte ich ihn näher kennen.

Delbrück zog uns zu den wöchentlichen Sonnabendsunterhaltungen, die der Prinz mit einigen andern jungen Leuten im Reden, im Stil u. s. w. anzustellen hatte. Bald führte mich Delbrück's Vertrauen auch ganz allein zum Prinzen; so dass wir mehrmals unserer Drei an einem kleinen runden Tisch zu Abend gegessen haben. Ich hatte also volle Gelegenheit, mich an manchem Talent, mancher wenig bekannten schönen Seite des rüstigen, vierzehnjährigen Knaben zu freuen. Unglaublich ist sein Genie fürs Zeichnen. Er wirft jeden Augenblick, wenn er frei ist, und sich sitzend beschäftigen will, Zeichnungen aufs Papier; Entwürfe zu grossen historischen Stücken, welche beweisen, wie lebhaft in seiner Phantasie die Bilder sind von Troja, Athen und Rom; von Personen und Sachen, die er auf Reisen gesehen hat, von mythischen und allegorischen Gegenständen. Er malt selbst Himmel und Hölle; und sehr oft, an kirchlichen Festtagen besonders, biblische Dinge. Ich habe von ihm die Sündfluth erhascht, die in meiner Gegenwart in Zeit von nicht vollends anderthalb Stunden angefangen und vollendet wurde. Darauf sind über 90 lebende Figuren in den mannigfaltigsten Stellungen; er zeichnete (versteht sich aus dem Kopfe), während ich vorlas und mit ihm und Delbrück lebhaft sprach. — Nie aber ist er mir interessanter gewesen, als in den letzten 14 Tagen seines Hierseins. Eines Abends waren wir recht heiter gewesen in seinen Zimmern, der Fürst Radziwil sang aus voller Brust, während ich am Piano sass; Delbrück und der Kronprinz hatten beide trefflich geredet; eine Menge herrlicher Kupferstiche lagen ausgebreitet, an denen wir herumgingen und sie besprachen — so heiter schloss der Abend und am folgenden Tage kommt plötzlich, ganz unvorbereitet, sowie unerwartet, eine Cabinetsordre des Königs des Inhalts: Delbrück sei zum geheimen Rath ernannt, mit 1800 Thaler Gehalt, und sei be-

stimmt, in Königsberg zu bleiben — während der Hof, während der Prinz nach Berlin zu gehen sich anschicken. Dieser Donnerschlag machte den Prinzen auf der Stelle krank. Mehrere Tage vergingen; er blieb krank. Ich weiss manches, was er gesagt, was er gethan hat, es war der reinste und zugleich der stärkste Ausdruck seiner Anhänglichkeit an Delbrück, das Stärkste und Nachdrücklichste, was ihm möglich war und was ihm ziemte. Ich wurde, indem ich ihn und Delbrück leiden sah, lebhaft erinnert an eine frühere Zeit, die auch Dir, mein Guter, vielleicht noch einfällt. — Nach 8 Tagen kam die Königin, ihren kranken Sohn zu besuchen. Es muss ihr unmöglich gewesen sein, das reine Gefühl für Trotz zu halten. Tags darauf — gerade während ich mit einem Auftrage von Seiten der Universität dort war — kommt der König. Nachmittags erfuhren wir, dass Delbrück mit nach Berlin reisen werde. — Sie sind gereist. Sie sehen sich täglich. Mir aber ist ein anderer Delbrück zurück geblieben, ein Bruder von jenem, der unaufhörlich in Schulangelegenheiten gegen mich disputirt, und dem ich eben so sehr, als er mir, im Wege bin, indem ich meine Gedanken geltend zu machen suche. Wir treffen uns nämlich in der wissenschaftlichen Deputation, wo wir, in jedem Sinn, gerade gleichviel Stimmen haben. An einigen meiner andern Collegen habe ich indess meine Freude. Da ist der alte Gaspari — derselbe, von dem wir ehemals zusammen Geographie gelernt haben; dieser, hoffe ich, soll mir jetzt helfen, das ABC der Anschauung auf Geographie zu übertragen. Wenigstens hat er es aufs erste Wort, was er davon hörte, für „sehr nützlich“ erklärt. Auch sonst pflegt er mir beizustimmen. Da ist ferner mein guter Colleague, der Professor Vater aus Halle; dieser hat neulich, als meine Brust mir nicht erlaubte zu sprechen, mir seine Lunge und Zunge geliehen, indem er meine Gedanken zugleich als die seinigen vortrug. Da ist ein Director Gottholdt, ein lebhafter Mann ungefähr in meinen Jahren, dieser vertheidigt den Homer und den Herodot so standhaft wie ich¹⁾, und das ist um so besser, da er als Director eines Gymnasiums hierher berufen ist. Uebrigens lässt schon seit längerer Zeit der Staatsrath Nicolovius seinen Sohn durch einen meiner Zuhörer

1) Cf. sein „Ideal des Gymnasiums“, 1848.

im Griechischen unterrichten; auch das ABC der Anschauung ist im Gange und scheint gut zu gehen.

Mit der Universität wird es hier ungefähr gehen wie in Heidelberg. Sie hatte ausser Kant noch ein paar treffliche Männer, die ungefähr zugleich mit jenem gestorben sind. Einen davon, Krause, will ich Dir doch nennen, seine sehr geschätzte Staatswirthschaftslehre giebt jetzt nach seinem Tode sein treuer Freund, der geh. Staatswald v. Auerswald (jetzt hier in K. eine der höchsten Personen, zugleich Curator der Universität) im Druck heraus. — Jetzt, da so viele auswärtige Professoren zugleich hierher gerufen sind und noch gerufen werden, hört man hier schon von alten und neuen Professoren, und ich fürchte sehr, diese Spalte wird sich nicht ausfüllen. Die alten suchen sich zu helfen durch starren Eigensinn, und das ist wahrlich die schlechteste Stütze für solche, denen die Zeit nicht günstig ist, und die sich nicht mit Nachdruck auf alte Verdienste berufen können. Was urtheilst Du, der Du Göttingen kennst, von Professoren, die, nachdem sie mit schlechter Besoldung vorlieb genommen haben, nun ihr Brod durch Nebenämter suchen; so dass Einer neben einer theologischen und philosophischen Professur noch Prediger und noch Director eines grossen Gymnasiums ist? ein Anderer neben einer juristischen Professur noch Mitglied eines Justiztribunals ist u. dergl. Von den Schriften dieser Männer hört und liest man nun freilich desto weniger. — So sieht es mit Manchem in Königsberg aus. Die Studenten müssen erst lernen fleissig sein, die Handwerker müssen allesammt wenigstens 30 versäumte Jahre nachholen, so weit sind sie zurück, und die alten Weiber in dieser grossen Stadt müssen sich das Klatschen abgewöhnen. Ich aber fühle mich hier wenigstens auf deutschem Boden. —

Neulich reisten hier die Brüder Grote durch; der älteste holt seine Braut, Fräulein Rahden. Im Frühling hoffe ich das Paar und auch Ferdinand R. hier zu sehen. Dir, mein Guter, mögen Deine Felder gute Früchte tragen. Soll ich Dir mehr Gutes wünschen, so muss ich erst mehr hören von dem, was Du treibst und willst. Nachrichten davon möchte ich gern durch diesen meinen Brief verdient haben. Giebt es Gelegenheit, so grüsse Deine Brüder herzlich von mir. Was macht der Franz? Was will er werden?

Ganz Dein H.

67.

An Carl v. Steiger.

Königsberg, 24. Juli 1812.

Ich müsste wohl sehr undankbar sein, mein Guter, wenn ich nicht jetzt wenigstens augenblicklich nach Empfang Deines lieben Briefes die Feder ergriffe, um Dir zu antworten. Auch hast Du Recht zu vermuthen, dass mein Brief eher den Weg in die Schweiz als nach Holland finden wird, denn nachdem einmal Dein letzter, gedrängter Geschäfte halber, eine Zeit lang unbeantwortet geblieben war, wohin sollte die Antwort gehen? Ueberdies irrst Du Dich nicht, wenn Du ahndest, dass ein alter Lehrer, ehe er seinen alten Schüler an sich erinnert, sich zuvor gern recht oft überzeugt, die Erinnerung werde willkommen sein.

Die Nachrichten von Dir und den Deinigen sind mir äusserst angenehm. Wenn Complimente am Platze wären, so müsste ich mich entschuldigen, dass ich mich verheirathet habe¹⁾ und zwar vor mehr als einem Jahre, ohne Dir davon Nachricht zu geben. Meine jetzige Frau war eine meiner ersten Bekanntschaften in Königsberg. Sie war in Pension in dem Hause, wo ich zuerst wohnte. Sie gefiel mir in den ersten sechs Wochen und ich entschloss mich, einem jungen Mädchen von damals 18 Jahren meine Hand zu bieten. — Ich schweige von den Zögerungen durch den Vormund in Memel und den Vater in England (Mr. James Lawrence Drake, ehemals erster Kaufmann in Memel, durch den vorigen Krieg ruinirt und nach England zurückgekehrt) und sage Dir nur, dass ich mit meiner Frau glücklich lebe, obgleich ein mässiges für sie zurückgebliebenes Vermögen, was jetzt schlecht verwaltet wird, mich schon genöthigt hat, bei zwei Gerichten zu klagen. — Dies wird sich wohl endlich einmal einrichten, ich wünsche nur, dass die Gesundheit meiner guten Marie sich vollends befestige; wofür in ihrer Jugend nicht gehörig gesorgt war. Sie ist nämlich aus einer Pension in die andere gekommen, weil sie ihre Mutter und Stiefmutter frühzeitig verlor. Die Stärke ihrer guten Natur und ihres richtigen Ge-

1) Cf. Hartenstein, Herbart's Kl. Schr. I. p. LXXIII. und Zeitschr. f. ex. Ph. 68.

fühls bewährt sich durch das, was sie ist, trotz allen diesen Pensionen, worin eine Andere hätte verderben müssen.

Dass man Dir auch von meinen Gegnern in plurali erzählt hat, ist viel Ehre für Herrn Dr. Jachmann, Director einer Schule bei Danzig, der wohl allein gemeint sein kann, und der bös darüber ist, dass die hinterlassenen Schriften des ehemaligen hiesigen Professor Krause, deren Herausgabe ihm schon übertragen war, ihm durch unsern Curator, Hrn. v. Auerswald, gewissermassen aus den Händen gewunden und mir übergeben wurden. Eine Recension, von solcher Leidenschaftlichkeit eingegeben, ist von der gemeinsten Art; ich habe sie kurz abgefertigt¹⁾, und will nicht hoffen, dass sich Dissen und Thiersch noch grosse Mühe damit geben werden²⁾.

Lachen würdest Du, wenn Du wüsstest, wie viel Redens und Disputirens hier in K. über den Homer entstanden ist (den übrigens die Königsberger Knaben mit eben so viel Vergnügen lesen als ehemals die Berner), ich bin des Redens längst müde, und beschäftige mich mit Psychologie und Naturphilosophie³⁾, natürlich nicht auf Schelling'sche, sondern auf mathematische Weise. — Du weisst noch nichts von allem, wie es scheint, was mit der Grote'schen Familie seit dem Tode des trefflichen Vaters vorgegangen? Nicht weniger als vier Heirathen und zwei traurige Sterbefälle. Das älteste Fräulein hat längstens einen geheimnissvollen Grafen von Palmedo geheirathet und ist mit ihm nach Italien gereist. Wilhelm ist Rahden's Schwager geworden, wie Du schon in Göttingen vermuthen konntest; die Familie reiste hier durch. August hat eine Freundin von Theresen aus Hannover, die Du gesehen hast, zur Frau genommen. Die gute Therese war Frau von Richthofen, — und ist jetzt todt. Sie starb im Wochenbette und hinterliess ein Kind. Richthofen habe ich Dir sonst schon genannt: er ist Gutsbesitzer in Schlesien, und ich zähle ihn zu meinen Freunden. Willst Du einen Brief nach Jühnde schreiben an Wilhelm, oder nach Göttingen an den Präfecturath Aug. Grote, so wirst Du ohne Zweifel nähere Nachricht

1) Hartenstein, Herbart's Kl. Schr. I. p. LXXXIV. — 2) ib. Anm. —

3) Hartenstein, Herbart's Kl. Schr. I. p. LXXXI. Gerade aus dem Jahre 1812 stammen mehrere psychologische und metaphysische Arbeiten Herbart's.

erhalten. Die jüngste der Tanten ist auch gestorben, und unendlich fürchtet man, wie mir Richthofen schreibt, für die Grossmutter.

Von Tölken weiss ich nichts. — Meine hiesigen Verhältnisse sind vollständig die eines Professors, der im Senat, in der Facultät, in der wissenschaftlichen Deputation u. s. w. seinen Platz und seine Geschäfte hat. Die Direction der letztern war mir im vorigen Jahre übergeben¹⁾, und ward Schuld am gänzlichen Stocken meines Briefwechsels.

Werde ich Dich noch einmal wieder sehen sammt dem ganzen grossen Kreise der Deinen? Ich weiss es nicht! Die jetzigen Zeiten drücken dergestalt auf den Beutel, dass man keine Reisepläne machen darf. Empfehl mich den Deinigen und behalte mich lieb!

Dein Herbart.

Eben vor dem Siegel erhalte ich einen Brief von Tölken aus Göttingen; seit 5 Jahren den ersten. Er hat dort angefangen, über Archäologie zu lesen, und denkt mit praktischer Philosophie fortzufahren. An Rahden denke ich oft in diesen Zeiten und mit nicht wenig Besorgnissen. Vor ein paar Jahren war er hier, gesund und stark, aber der Process, mit welchem er und sein Vater von dem ältern Bruder gedrückt werden, und der für unsern Rahden zwischen Armuth und Reichthum entscheiden muss, war noch nicht zu Ende, obgleich er sich günstig für unsern Freund zu wenden schien.

Dissen ist jetzt Professor der griechischen Sprache in Marburg. Ein anderer von meinen Zuhörern, Unterholzner, den ich sehr schätze, und der über das Criminalrecht nach meinen Grundsätzen geschrieben hat, verlässt in diesem Augenblick seine juristische Professur in Landshut, weil er an die neue Universität nach Breslau gerufen ist.

68.

An Carl v. Steiger.

Königsberg, 15. Juli 1817.

Ein sehr angenehmes Geschenk, mein Theurer! hast Du mir vor ein paar Monaten mit Deinem Briefe gemacht und

1) Ib. p. LXXIII u. Zeitschrift f. ex. Phil. I. 68.

mit so vielen erwünschten Nachrichten von Dir und den Deinen. Während des Laufs der letzten Jahre habe ich öfter an Dich schreiben, und Dir zu der unverhofft schnellen Umkehrung des Bonapartismus Glück wünschen wollen; allein ich sah aus den öffentlichen Nachrichten nichts Deutliches über die Schweiz, und fürchtete Dein Gefühl irgendwie zu verletzen, das, wie ich wohl weiss, gar sehr am Politischen hängt.

Jetzt eben geht ein junger Mann, der sich auf unserer Universität gebildet hat, und auch nicht ohne Verbindung mit mir geblieben ist, zum Herrn v. Fellenberg. Bei dieser Gelegenheit lässt sich ein Brief im Nothfalle durch mündliche Nachrichten ergänzen, und so passt es sich recht gut, eine seit Jahren unterbrochene Correspondenz wieder anzuknüpfen. Mag also Herr Lottermoser (so heisst der Ueberbringer dieses Blattes) Dir Königsberg beschreiben; mit dem, was ich von mir zu erzählen habe, werde ich bald fertig werden; es läuft alles darauf hinaus, dass ich ganz ruhig in meiner Lage fortlebe, die man weder als unglücklich beklagen, noch besonders glücklich preisen kann. — Das Zeitalter, welches wir durchleben mussten, hat auf Alle gedrückt, die nicht gerade Gelegenheit hatten, sich militärisch oder politisch hervorzuthun. Dein Bruder Rudolph ist vermuthlich thätiger gewesen, als wir beide, der Wellington'sche Dienst wird genug dazu aufgefordert haben. Hier in Königsberg beugte man sich unter dem Sturm, so lange nöthig war; nach dem Rückzuge der Franzosen erhob sich hier zuerst die Thatkraft; jedoch meine Verhältnisse beschränkten mich auf das geduldige Mittragen einiger öffentlichen Lasten. Unsere Universität wurde vollends leer, die kleine Zahl unserer Studirenden eilte zu den Waffen. Bei ihrer Rückkehr bewährte sich von neuem, was ich in der Schweiz zuerst erfahren habe, dass ein ernstlicher Kriegsdienst, für die Sache des Vaterlandes, die jungen Leute eher veredelt als verwildern macht. In der That ist seitdem ein besserer Ton unter diesem Häuflein, an dessen Bildung mitzuarbeiten nun einmal das Hauptgeschäft meines Lebens ausmacht. Und da auch unsere neuerlich verbesserten Schulen uns jetzt viele wohl unterrichtete Jünglinge zur Universität entlassen, so liegt in der Tüchtigkeit derselben einiger Ersatz für ihre geringe Anzahl. Freilich erräthst Du leicht, dass mich wohl eine Sehnsucht nach Göttingen anwandeln kann, wenn

Du den Unterschied bemerkst, dass dort jetzt 1300, hier 200 Studierende gezählt werden. Das Königreich Westphalen hat mich vertrieben; sonst wäre ich noch dort. Einige Vortheile hat meine hiesige Lage theils darin, dass ich mich hier mehr unter meines Gleichen befinde, ich meine unter jüngern Collegien, und nicht neben so vielen alten Senatoren, die sich als die Stützen des Ruhms von Göttingen betrachten. Hier bin ich selbst seit einer Reihe von Jahren Senator; ich führte vor einem Jahre das Prorektorat, und selten vergeht ein Halbjahr, wo nicht entweder das Decanat der philos. Facultät, oder die Direction der wissenschaftlichen Prüfungscommission mich an die Spitze eines kleinen Collegiums stellt. Allein diese kleinen Ehrenposten machen sich auch wieder lästig durch allerlei kleine Geschäfte, welche die Zeit nicht werth sind, die sie kosten. Bedeutender ist die Annehmlichkeit, mit dem Preussischen Ministerium des Innern im Verhältniss, und zuweilen geschäftshalber im Briefwechsel zu stehen. Man darf wohl sagen, dass schwerlich anderwärts eine hohe Behörde mag gefunden werden, die mit so viel Humanität und mit so entschieden gutem Willen es ihren Untergebenen angenehm macht, an sie zu schreiben. Der Hannöversche Stolz würde sich nie so weit herablassen. — Für jetzt bin ich indessen doch auf unser Ministerium ein wenig verdriesslich. Ich dirigire seit Jahren ein pädagogisches Seminar, jetzt soll es erweitert werden, dazu bin ich erbötig, ein Haus zu kaufen, falls gewisse Bedingungen erfüllt werden; nun hält mich das Ministerium schon seit Jahren hin, indem es weder rund abschlägt, noch bestimmt bewilligt, was ich verlange, sondern allerlei in die Quere mit hereinzieht, wodurch meine ökonomischen Einrichtungen in einen Zustand von peinlicher Ungewissheit versetzt sind. Besonders leidet meine Frau darunter, die für ihr Leben gern ein ähnliches Haus mit einem Garten hätte — was auch geschehen könnte; wenn nicht auf den möglichen Fall, dass ich einmal Königsberg verlassen könnte, für einige Erleichterungen des alsdann zu fürchtenden Verlustes gesorgt werden müsste. Uebrigens hängt meine Frau selbst sehr an Königsberg, obgleich sie hier gar keine Verwandte hat. Ich habe Dir früher geschrieben, dass sie in Memel geboren ist, und zwar von englischen Eltern, die sie in England erziehen liessen. Ihr Vater lebt in Memel.

Vielleicht ist es Dir angenehm, noch zu erfahren, dass der älteste Grote, jetzt Regierungsrath in Oldenburgischen Diensten, kürzlich mit seiner Frau, einer Schwester von Rahden, hier durch nach Curland gereist ist. Auch den ältesten Grafen Sievers habe ich während der Kriegsperiode mehrmals hier gesprochen. Er ist General und Chef der Ingenieure; als solcher lebt er in Petersburg. Sein Bruder Alexander ist vor mehreren Jahren gestorben. — Grote sowohl als Sievers haben an Heiterkeit etwas verloren, sonst sind sie noch die Alten.

Soll ich nun noch erzählen, dass in meinem Pulte eine weitläufige psychologische Arbeit auf bessere Zeiten des Buchhandels wartet?¹⁾ dass ich mich eben jetzt mit Naturphilosophie (freilich nicht mit Schellingischer) beschäftige? So etwas, denke ich, versteht sich von selbst. — Also nur noch die besten Wünsche für Dich, für Dein Haus, für Deine politische Laufbahn, für Deinen Bruder, und für ein langes Leben Deines trefflichen Vaters. Auch Deinem Vaterland wünsche ich alles Heil. Wäre es nur nicht eine so missliche Sache um jeden Staatenbund!

Ganz Dein Herbart.

69.

An Professor Griepenkerl in Braunschweig.

Königsberg, 24. Septbr. 1827.

Auf Ihren sehr gefälligen Brief vom 4. d. kann jetzt, mein geehrtester Freund, noch keine ganz bestimmte Antwort erfolgen. In gewissem Sinne ist Ihnen Herr Richthofen schon zuvor gekommen, der mir vor einigen Monaten einen ähnlichen Antrag machte, und von dem ich in diesen Tagen wieder einen Brief erwarte, ohne dessen Berücksichtigung ich nicht füglich einen Entschluss wegen meines Manuscripts fassen kann. Sehr möglich ist es jedoch, dass jene Unterhandlung sich zerschlägt, und auf diesen Fall muss ich mit Ihnen nähere Rücksprache nehmen.

Meine Handschrift — allgemeine Metaphysik nebst den Elementen der philosoph. Naturlehre betitelt²⁾ — zerfällt in

1) Hartenstein, Kl. Schriften I, p. LXXVI und Zeitschrift f. ex. Ph. I, S. 69. — 2) Hartenstein, Herbart's Kl. Schr. I, p. LXXXVI, u. Zeitschr. f. ex. Ph. I, S. 70.

zwei verschiedene Theile, wovon der erste unter dem besondern Titel: Ueber Metaphysik als historische Thatsache, kann verkauft werden. Jeder Theil wird etwa 30 Druckbogen stark werden. Dass ich einen sehr saubern Druck verlange, wird Ihnen hoffentlich meine Psychologie gezeigt haben. Ihr Antrag, die letzte Correctur zu übernehmen, ist mir allerdings höchst bedeutend, und kann mich leicht entscheiden, die von Ihnen dargebotene Gelegenheit zu benutzen; um so mehr, da ich hier gegen hundert Meilen vom Druckorte in jedem Falle entfernt lebe. — Es ist mir aber nicht anständig, mich ohne Honorar einem Buchhändler in die Hände zu geben. Er mag eine Summe nennen, die schicklich sei; alsdann bin ich bereit, mich gleich nach Ablieferung des Manuscripts mit der Hälfte des Honorars zu begnügen, und die andere Hälfte erst bei Herausgabe des zweiten Theils, falls der Buchhändler diesen überhaupt verlangt, zu beziehen; so dass nur die erste Hälfte eigentlich die zu übernehmende Schuld des Verlegers würde. Solche Vorschläge habe ich Herrn v. Richthofen auch mitgetheilt. Ohne alles Honorar das Manuscript wegzugeben, ist nachtheiliger, wie ich glaube, als den Druck auf eigene Kosten zu wagen. Jedenfalls müsste sich der Contract nur auf die erste Auflage beziehen, und die Zahl der Exemplare bestimmt werden.

Dabei fragt sich noch, ob sich Herr H., den Sie mir nennen, Ihnen als einen ganz zuverlässigen Mann bekannt gemacht hat? Da er in der Buchhändlerwelt noch neu ist, und da ich meine Handschrift (welche von neuem anzufertigen mir bei meinem jetzt wankenden Gesundheitszustande unmöglich sein würde) nur einem durchaus sichern Mann anvertrauen kann, so wird meine Frage Sie nicht wundern.

Auf den Fall, dass mein Manuscript in Breslau gedruckt würde, kann ich Ihnen meinerseits einen andern Vorschlag mittheilen. Der Doctor Gregor, Privatdocent an unserer Universität und Prediger in der Stadt,¹⁾ hat im Sinne, die Meditationen des Dés-Cartes mit Anmerkungen herauszugeben, worin auf meine Einleitung in der Philosophie häufig hingewiesen wird. Die Veranlassung liegt darin, dass ich vor

1) früher wie Bozoska, Tante, Lehrer am Herbartischen Seminar. Ueber ihn Reicke u. Wichert, Altpreussische Monatschrift, 1867, S. 278.

Jahren mit einem meiner Zöglinge den grössern Theil dieser Meditationen las, um ihn zum Universitätsstudium der Philosophie vorzubereiten, und mich überzeugte, man könne kaum hoffen, etwas Zweckmässigeres für Anfänger zu finden. Gregor faaste meine Aeußerungen darüber auf und hat sogar versucht, akademische Vorlesungen über jenes Buch zu halten; woraus denn seine schriftlichen Anmerkungen entstanden sind. Er verlangt kein Honorar, und die ganze Schrift, wovon die Anmerkungen etwa die Hälfte betragen, während der Name des Dés-Cartes das Buch verkäuflich machen wird — schätze ich auf etwa 12 Druckbogen. Dabei ist nicht viel zu wagen. Mir wäre es aus mehreren Gründen selbst persönlich lieb, wenn das Büchlein erschiene. Sie finden ein Blättchen von Gregor's Hand hierbei. Die Vorrede habe ich gelesen, und sie scheint mir sehr gut geschrieben.

Roer¹⁾ hat den Sommer über bei mir fleissig gehört. Mit den Zeichen seines Verstehens kann ich wohl zufrieden sein. — Auf meinen Rath liest er den Plato, Spinoza und Kant.

Die kritischen Blätter, an denen ich gelegentlich arbeite, soll ich Ihnen nennen? Nun wohl, es sind die Leipziger Lit.-Ztg. und die Jenaische. Aber die Nummern? Theils weiss ich sie nicht mehr, und Sie werden nicht frühere Jahrgänge nachschlagen wollen, theils steht in der Jenaischen Lit.-Ztg. gewöhnlich sogar mein J. F. H. deutlich darunter. In der Leipziger Zeitung habe ich vor ein paar Jahren die bedeutenderen Werke von Fries²⁾ nach einander recensirt, namentlich den Evagoras, die Metaphysik und die Naturphilosophie. Aber Recensionen sind Eintagsfliegen; wer wird sie haschen, wenn sie vorüber sind?

Haben Sie ja die Güte, mir so bald als möglich zu antworten. Dann werde ich auch bestimmter schreiben können.
Ganz Ihr Herbart.

70.

An Gries.

So herzlich und gütig von Dir, mein theurer Freund, begrüsst und beschenkt zu werden, hat mir wahrhaft wohl-

1) Verf. der Schrift „über Herbart's Methode der Beziehungen“ 1833.
— 2) Herbart's Sämmtliche Werke XII. S. 792.

gethan. Die Jahre haben uns über die Mitte des Lebens hinweggeführt, sie haben uns auch geholfen auszuführen, was wir wollten. Endlich sollten wir denn wohl einmal für Niemanden, das heisst für uns selbst Zeit übrig haben. Aber auch gute Laune? — Meine prosaische Natur hat Deine Gedichte vor allem darauf angesehen, ob sie bezeugen würden, Du habest glücklich gelebt. Allein in dieser Hinsicht vermisse ich etwas darin. Auch Du, glaube ich, hast die Last des Lebens gefühlt und die Runzeln werden wohl nicht ausgeblieben sein. Meine gute Frau hat mit mir gelebt — das heisst, wie wir Alle wissen, bald genossen, bald gelitten, und ich kann hinzusetzen, mit mir gearbeitet, wiewohl nicht in philosophicis, die ihr völlig fremd sind, wie es sein muss. Du hast, wie es scheint, die Ehe nicht gesucht. Möge Dir, besonders jetzt, nicht zu viel fehlen, was die Dichter ebenso wenig als die Denker geben können. Die magische Kraft, womit Jena Dich, den Hamburger, anzieht, möchte der Wohnsitz der Herren Fries und Bachmann bei mir nun wohl nicht ausüben können; in meinem hiesigen Exil findet sich nicht so leicht Einer, der Lust hätte, mit mir zu disputiren — es wäre denn Burdach oder Lehnerdt, ein junger, aber achtungsvoller Schüler Hegel's. Solltest Du mich bald öffentlich etwas laut werden hören, so sei überzeugt, dass sich meine Brust dabei nicht besonders anzustrengen nöthig hat. Mein Werk ist gethan, und was noch darüber zu reden ist, wird mich — falls meine wankende Gesundheit sich wieder befestigt, wie der Arzt hofft, wenig Mühe kosten. Siehst Du Reinhold oder Eichstädt, so bitte ich meine Empfehlung zu bestellen. Aber wer hat mir den zweideutigen Dienst geleistet, Dir meine „Psychologie“ aufzublättern?¹⁾ Wozu verrieth man Dir meine Geheimnisse? Wie dem auch sei, ich wünsche mir Glück, dass Du nicht böse geworden bist.

Königsberg, Decbr. 1829.

Unverändert Dein Herbart.

71.

An Hendewerk.²⁾

Königsberg, den 20. Octbr. 1830.

Ihr Brief vom 13. d. M., mein theurer Herr! macht mir

1) In Bezug auf Herbart's Urtheil über Ariost u. Calderon. D. Her.
— 2) Abgedruckt in Hendewerk, Herbart und die Bibel S. 2.

eben so grosse als unerwartete Freude. So hatte ich Sie nicht gekannt, wie Sie sich in diesem Briefe zeigen.

Wohlan denn, frisch ans Werk! *Principia ethica, a priori reperta, in libris sacris V. et. N. T. obvia.*¹⁾ — Das gerade ist's, was ich seit mehreren Decennien schon von meinen Zuhörern vergebens erwartete. Denn so wie meine praktische Philosophie schon im Jahre 1803,²⁾ als ich sie zum ersten Male in Göttingen las, dieselbe war, die sie heute ist, wenn auch nicht ganz so ausgeführt, und noch weniger von allen Seiten durch Speculationen gedeckt — so hoffte ich gleich damals, man werde bei gehöriger Prüfung finden, dass sie pünktlich mit den wesentlichen Religionslehren, mit den erhabenen Aussprüchen der Bibel, zusammenstimme. Und wer es fände, der, dachte ich, würde sich gedrungen finden, es so laut als möglich zu verkündigen.

Wollen Sie der sein, der es verkündet? Sie werden nur eine alte Schuld bezahlen, die Sie freilich nicht gemacht haben. Wenigstens habe ich Ihren Brief so verstanden.

In diesem Glauben will ich mich Ihnen nun weiter eröffnen. Ein Manuscript liegt fertig, unter dem Titel: Kurze encyclopädische Darstellung der Philosophie aus praktischen Gesichtspunkten. Es ist das Werk dieses Sommers; der Plan entstand auf der Reise, den Antrieb dazu³⁾ gab Brandis in Bonn und unabhängig von ihm ein paar Wochen später Wegscheider in Halle. Während des Schreibens bemerkte ich mehr und mehr, dass ich einige Ursache habe, mich über Religion deutlicher als bisher zu äussern, wiewohl unter den gelehrten Theologen mein Platz nicht ist. Aber es fiel mir auf, wie sehr die rationalistischen Theologen unwillkürlich von der Flachheit der empirischen Psychologie gedrückt werden, welche, wie Sie wissen, selbst dem Kantianismus zu Grunde liegt. Auf der andern Seite erheben sich zwar die Supranaturalisten (welche zu unterstützen mir eben so wenig zukommt, als ihnen zu widerstreiten); allein ihre ganze Theo-

1) Hendewerk's Habilitationsschrift, im Buchhandel mit einem Vorwort von Herbart erschienen. Darauf beziehen sich auch Hendewerk's „Unterhaltungen mit Herbart“ 1869 Nr. III. — 2) Hartenstein, Herbart's Kl. Schriften I, p. LX u. Zeitschr. f. ex. Phil. I, S. 63. — 3) Herbart's Kl. Schr. I, p. LXXXVIII, Herbart's S. Werke II, p. V u. S. 4, u. Zeitschr. f. ex. Phil. I, S. 71.

logie betrifft eine göttliche Veranstaltung für das Menschengeschlecht und hängt an historischen Thatsachen, die sich auf der Erde ereignet haben. Jede philosophische Betrachtung der Religion überschreitet unfehlbar diesen Kreis der Verhältnisse zwischen Gott und den Erdenbürgern. Und nun findet ein ähnlicher Unterschied, wie zwischen Rationalisten und Supranaturalisten, sich in einer viel weiteren Sphäre. Fragt man mich in dieser Sphäre, zu welcher Partei ich gehöre? so kann ich mitreden. Meine Antwort aber kann nur so lauten: Ich zähle mich zu den Supranaturalisten, nämlich in folgendem doppeltem Sinne. Erstlich: meine Untersuchung lässt nicht den Menschen aus der Erde wachsen, als wäre er nur eine Ergänzung der Erde. Sondern seine Existenz erfordert eine göttliche That, denn er ist durchaus ein Fremdling auf der Erde. Zweitens: Meine Psychologie erlaubt nicht, an eine eigentliche Erkenntniss Gottes aus reiner Vernunft zu glauben. Sondern von Aussen her muss das theoretische Element des Glaubens, welches die blosser Idee von Gott übersteigt, gegeben werden. Dass es in christlicher Offenbarung gegeben sei, kann ich mir gefallen lassen, doch hier habe ich keine Stimme, dass es aber durch die Zweckmässigkeit der Natur gegeben wird, dies behaupte ich, wie Sie wissen, aufs Bestimmteste. Jedenfalls also ist die eigentliche rationalistische Behauptung, die Vernunft sei die Erkenntnissquelle der Religion, mir fremd.

Sie kennen meine Untersuchungen genug, um zu wissen, dass ich Ihnen nicht etwa beliebige Ansichten schreibe, die ich nach Umständen verändern könnte. Die Frage, wie deutlich ich mich aussprechen soll, ist bei mir selbst noch nicht ganz entschieden. Wegscheider achte ich persönlich sehr; und Sie werden ihn auch achten, sobald Sie ihn, wie ich wünsche, kennen lernen. Mit ihm streiten möchte ich keineswegs, überhaupt nicht Oel ins Feuer giessen. Sie wissen aus dem ersten Bande meiner Metaphysik, dass meine Polemik sich nicht über das erste Beste ergiesst, sondern in der Sphäre der gleichgültigen theoretischen Dinge bleibt, wovon die Folge ist, dass Manche mich für einen blossen Theoretiker halten, was ich in meinem Leben nie gewesen bin. — Sie mein geehrter Herr! können, wenn Sie das angekündigte Buch mit gutem Glück zu Stande bringen, vielleicht Einfluss auf die

Art haben, wie ich in der Folge mich äussern werde. Vielleicht aber wollen Sie meine Encyclopädie abwarten. Darin steht allerdings Manches, das wohl zur Sache gehören möchte. — — Jedenfalls sehe ich einem neuen Briefe von Ihnen mit Vergnügen entgegen, da Sie noch weitere Rücksprache mit mir nehmen wollen.

Ergebenst Herbart.

72.

An Hendewerk.¹⁾

Göttingen, den 31. Januar 1835.

Seien Sie nicht böse, mein sehr geehrter Herr und Freund! dass die Angelegenheit Ihres Manuscripts²⁾ um ein paar Wochen ist verzögert worden; ich habe deshalb um Entschuldigung zu bitten, und hoffe diese um desto leichter zu erhalten, da Sie längst wissen, dass die jetzige Jahreszeit meiner Gesundheit nie günstig ist. In den Ferien musste ich zu einer nothwendigen Arbeit jede Stunde benutzen, so oft ich einermassen zum Denken und Lesen tüchtig war. Herr Professor Gieseler hatte die Güte gehabt, Ihre Schrift in wenigen Tagen durchzusehen; er bezeugte sich im Ganzen wohl zufrieden, bemerkte aber doch ein paar Punkte, die ich im Zusammenhange nachsehen und überlegen musste. Folgendes habe ich nun darüber vorzulegen.

1) Sie unterscheiden Fol. 52 ein nihil negativum und positivum etc.

2) Bei weitem wichtiger ist ein anderer Punkt, welcher, wie es Herrn Professor Gieseler und mir scheint, grossen Anstoss geben kann, wiewohl unnöthiger Weise. Sie sagen Fol. 65: Gott sei nicht unendlich. Hier haben Sie ohne Zweifel den metaphysischen Begriff des Realen im Sinn, welches als solches nicht unendlich sein kann. Wird denn aber Gott, indem wir ihn verehren, jemals durch diesen, von aller praktischen Bedeutung entblösten Begriff in seiner Nacktheit und Allgemeinheit gedacht?

Da ich nicht unternehme, mit meiner Feder etwas in Ihr Manuscript hineinzuschreiben — vollends bei einem so hochwichtigen Gegenstande: so erlaube ich mir dagegen, Ihnen

1) Abgedruckt bei Hendewerk, Herbart und die Bibel, S. 4. —
2) lb.

hier einige Gedanken vorzuschlagen, wie meines Erachtens über den Gegenstand zu reden wäre:

Gott ist nicht blos und überhaupt ein reales Wesen, sondern er ist ein Geist, und soll als solcher von uns verehrt werden. Fragen wir uns nun, ob wir auf ihn den Begriff der Endlichkeit oder Unendlichkeit anwenden sollen: so ist zuvörderst klar, dass wir ihn nicht als einen endlichen Geist bezeichnen dürfen, da wir die Grösse eines Geistes nach dem Umfange seiner Intelligenz und seines Wirkens schätzen, und da Gott gedacht werden soll, als überschauend die unendliche Möglichkeit des Werdens, und aus dieser heraushebend das endliche Werden in unendlicher Zeit. Anders aber verhält es sich mit der Substanz des Geistes. Wer auf diese den Begriff der Unendlichkeit anwendete, der würde theils überhaupt Gefahr laufen, in den Spinozismus und Pantheismus zu gerathen, theils insbesondere sich in das Selbstbewusstsein Gottes die Ungereimtheit hineindenken, als ob Gott für sich selbst unfasslich wäre. Denn das Unendliche ist unfasslich. Andererseits darf doch auch nicht gesagt werden, die Substanz Gottes sei endlich, weil nämlich, wer dieses sagt, sogleich den Missverstand veranlasst, als trage das Endliche einen Mangel in sich, da endlich und begrenzt immer als verbunden pflegt angesehen zu werden, und das Begrenzte so vorgestellt wird, als ob ihm etwas fehlte. Hieraus ergiebt sich also, dass keine menschliche Sprache mit Sicherheit zu einem solchen Dogmatismus hinreicht, der über die uns völlig unbekannte Substanz des höchsten Geistes etwas würde festsetzen wollen. Wir müssen also vorsichtig sein, zugleich aber von den Gegnern gerade eben so viel Vorsicht fordern.

In Folge des Vorstehenden mache ich nun den unmassgeblichen Vorschlag, die Stelle Fol. 65 so abzuändern:

„Was aber das Verhältniss des Endlichen zum Unendlichen betrifft, so wird erstlich zwar mit Recht Gott als unendlicher Geist gedacht, der aus unendlicher Möglichkeit das Endliche der Welt durch seinen Rathschluss wählte, und mit dem menschlichen Künstler durch keinen Maassstab kann verglichen werden, indem der Mensch nur mit Hülfe seines organisirten Leibes, jedoch auch so noch blos zusammensetzend, niemals organisirend wirkt. Dennoch aber darf selbst der un-

endliche Geist nicht als schlechthin und an sich unfasslich vorgestellt werden; sonst würde das Ungereimte folgen, dass er sogar für sich selbst unfasslich, mithin keines wahren Selbstbewusstseins fähig wäre. Hiermit verschwindet nun schon jene vermeinte Unzugänglichkeit für alle Prädicate.

Und nun, mein sehr geehrter Herr! wünsche ich noch Eins — nämlich, dass diese Ausstellungen Sie nicht verdriessen und nicht unmuthig machen. Im Ganzen werde ich mich sehr aufrichtig freuen, wenn es dahin kommt, dass Ihr Manuscript gedruckt vor mir liege. Eine so offene Gegenwirkung, wie Sie zeigen, gegen den immer mehr überhand nehmenden Irrthum ist nach Allem, was ich höre und sehe, höchst nothwendig. Mit meiner hiesigen Wirksamkeit kann ich zwar zufrieden sein; aber es ist auch die allerhöchste Zeit, dass man mir zu Hülfe komme, wenn ich nicht endlich doch unterliegen soll, und in die Theologie kann ich, wie Sie wissen, unmittelbar nicht eingreifen. Möge es Ihnen beschieden sein, eine heilsame Anregung hervorzurufen! Und wenn Sie nur erst mit einigem Erfolge in die literarische Welt eingetreten sind, dann können Sie weiter wirken. Die Schleiermacher'schen Schriften, die jetzt herauskommen, werden Ihnen Stoff und Arbeit geben, und die Arbeit wird nicht so sauer sein, wie die gegen Ihre jetzigen Gegner, denn Schleiermacher war wenigstens ein besserer Kopf als jene.

Antworten Sie nur ja recht bald!

Von ganzem Herzen der Ihrige!

H.

73.

An K. Reichhelm¹⁾ in Berlin.

Göttingen, 8. Febr. 1835.

Mit Schrecken habe ich Ihren Brief gelesen; keine Nachricht hatte mich vorbereitet; vielmehr erwartete ich seit Monaten von Ihrem Vater ein Lebenszeichen, da ich im Herbste dem Herrn Stud. Leichhardt einige Zeilen an ihn mitgegeben hatte.

Ihr Vater,²⁾ der einst unter meinen Zuhörern hervor-

1) Jetzt Consistorialrath in Frankfurt a. O. Von ihm ist das Obige durch Vermittelung des Herrn Prof. Curtius in Leipzig mir mitgetheilt worden. — 2) Regierungsath in Berlin.

glänzte, war späterhin einer meiner vertrautesten und geprüf-
testen Freunde geworden. Noch oft wird es mir begegnen,
ihm in Gedanken etwas mitzutheilen, das kein Anderer erfährt,
und das er nicht mehr vernehmen kann.

Sie wird wohl nur der Gedanke trösten können, ihm
wenig Sorge und viel Freude gemacht zu haben.

Ihren Jahren wäre es zu gönnen, dass Sie noch lange
durch keinen solchen Verlust getrübt, in den Wissenschaften
und zum Staatsdienste möchten vorschreiten können. Diese
Ruhe müssen Sie nun entbehren; Ihre Mutter, Ihre Geschwister
und Verwandte werden nun in Ihnen eine Stütze suchend.

Ihr Vater wird Ihnen einen sehr geehrten Namen hinter-
lassen haben; ein solcher Name kann Ihnen zur Stütze und
zur Aufmunterung dienen.

Wenn vielleicht Ihre Frau Mutter daran denkt, eine
Reise zur Erholung zu machen, so wolle sie sich gütigst
meiner Frau erinnern, die sich hier noch immer fremd fühlt,
und der das Wiedersehen einer Freundin sehr heilsam sein
würde. Meine gehorsame Empfehlung an sie bitte ich zu be-
stellen. Von Beileid kann ich kaum reden; der Verlust ist
für mich selbst zu gross und der Schmerz zu tief. Leben
Sie wohl!

Herbart.

74.

An Prof. Griepenkerl.

Mein theurer Freund!

Ich kann fürs Erste nichts Literarisches weiter vorneh-
men. Meine Vorlesungen geben mir übermässig zu thun.

Dass Sie gegen Spinoza etc. die Unmöglichkeit, eine
Pädagogik anzuknüpfen, nachweisen wollen, ist ganz recht,
und sogar sehr nöthig. Aber dazu müssen Ihnen nicht blos
meine Schriften Hilfe leisten, sondern die Schriften der Geg-
ner sollten Ihnen vor Augen liegen. Um meinerseits zu hel-
fen, so gut es in der Entfernung geht, schicke ich hier Aus-
züge aus Spinoza und Kant, die ich gerade liegen habe; aber ich
muss die Blätter nach 14 Tagen zurückhaben.

Vergleichen Sie gefälligst zuerst den § 116 der dritten
Ausgabe meiner Einleitung. Schon dort finden Sie Stellen
aus Spinoza, die zum Theil zu Ihrem Zwecke dienen können.
Näher liegt Ihnen aber, was ich Ihnen handschriftlich aus der

Ethik des Spinoza, dem Hauptwerk, hier vorlege. Sie sehen schon aus 7, dass Spinoza höchstens eine Erziehung gegen die Affecte veranstalten würde, ferner aus 15, dass er einen stärkern Affect gegen den schwächern (das stärkere Gift gegen das schwächere) aufbieten würde, dann aus 21, dass er die Staatsgewalt zu Hülfe ruft, weil die Vernunft nicht hinreichte; ferner aus dem Unsinn 28, *qui corpus ad plurima aptum habet, is mentem habet, cuius maxima pars est aeterna*, dass man die Körper umschaffen müsste, um die Geister zu erziehen. (vergleichen Sie meine Gespräche über das Böse); weiter aus 24, dass er von dem Affect eine klare und deutliche Vorstellung fordert, um ihn dadurch zu zwingen; aus 26, dass alle Affectionen des Leibes auf Gott bezogen werden sollen; aus 25, dass er den Fatalismus oder die Erkenntniss, Alles sei nothwendig, gegen die Affecte zu Hülfe ruft — und aus 5, dass alle Erziehung baare Thorheit sein würde, indem jeder Mensch alles, was er thut, *ex praedeterminato naturae ordine — id est, ex singulari Dei vocatione*, thut; da nun unsere Zöglinge nie aus dem göttlichen Berufe, d. h. aus der vorbestimmten Nothwendigkeit herausweichen werden und können (nach der fatalistischen Ansicht), so brauchen wir uns mit der Erziehung nicht die geringste Mühe zu geben.

Das wäre schon Unsinn genug, wenn auch nicht noch 11, die „Vorurtheile vom Guten und Bösen“ jede Moral zernichteten, und hiermit den Zweck der Erziehung aufhoben. — Kurz: nach Spinoza soll man ebensowenig erziehen wollen, als man es noch ihm können würde.

Was Kant anlangt, so werden Ihnen die angeseichneten Stellen (32 bis 47) zu Hülfe kommen, um die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ leichter zu benutzen. Sie müssen aber dies kleine Büchlein selbst zur Hand haben.

Was Fichte betrifft, so steht es mit ihm in Ansehung des Zwecks der Erziehung freilich nicht so schlecht, wie bei Spinoza; doch kann man sein Sittengesetz für Kinder nicht gebrauchen; denn sie sollen gehorchen und lernen; nach Fichte's Sittenlehre S. 66 liegt aber das Sittengesetz in dem „nothwendigen Gedanken der Intelligenz, dass sie ihre Freiheit nach dem Begriffe der Selbstständigkeit schlechthin ohne Ausnahme bestimmen sollte“. Wie irreligiös dies ist, darüber

können Sie meine Encyclopädie von S. 319 an — besonders aber S. 360 und da herum, vergleichen. Fichte's ganze Sittenlehre beruht auf dem Streben des Ich gegen das gesammte Nicht-Ich, d. h. gegen die Welt. — Dass nun überdiess nach Fichte's Idealismus der Zögling dem Erzieher, und der Erzieher dem Zöglinge, nur Erscheinung sein würde, dass alle Erziehung selbst nur Erscheinung — keineswegs eine wahre Causalität wäre — dass überhaupt die zeitlose transcendente Freiheit keine zeitliche Besserung gestattet (worüber in meiner Einleitung § 107 und 109), ist bekannt genug. Wollen Sie aber Fichten selbst auf dem pädagogischen Felde treffen, wohin er gerathen ist, ohne dass man recht sieht wie? so müssen Sie nothwendig seine Reden an die deutsche Nation zur Hand nehmen. Da finden Sie — ganz unabhängig vom System — eine Masse pädagogischen Unsinn, gegen welchen recht tapfer zu streiten, gar sehr die Mühe lohnen kann.

Von Hegeln ist kurz zu bemerken, dass er seiner Methode nach Fichtianer ist, indem er aus der Fichte'schen Thesis, Antithesis und Synthesis die Methode zu machen gesucht hat, und in seinem Naturrecht das Fichte'sche Ich überall zum Grunde liegt.

Unverändert, und in Erwartung Ihres Sohnes

Ihr H.

Mein theurer Freund!

Die brennende Hitze hatte mich auf der Reise so angegriffen, dass ich zwar gesund, aber entsetzlich müde von Fahren und Gehen, hier ankam; daher werden Sie gütig entschuldigen dass ich mein Versprechen zu schreiben nicht gleich erfüllte.

Anstatt Ihnen Kant's Grundlegung zur Metaphysik der Sitten zu schicken, welche ich doch, um Ihnen das Nachsuchen nach passenden Stellen zu sparen, mit einer Bezeichnung der Stelle begleiten müsste — und da das Umhersuchen nach Parallelstellen in andern Schriften sehr aufhalten würde — mache ich lieber die Sache kurz auf folgende Weise (aus dem, was ich von hier an bis zu Ende des Blattes niederschreibe, nehmen Sie nun und machen Sie, was Ihnen beliebt;

ich schreibe es nur, um mein Versprechen zu lösen, das Unterstrichene und zugleich mit den „**Bezeichnete** sind ipsissima verba Kantii):

Wenn man gegen Kant's Begründung der praktischen Philosophie streitet, so bestreitet man damit nicht die Forderung der Reinheit sittlicher Gesinnung; diese wird vielmehr als bekannt vorausgesetzt, wie sie denn wirklich schon aus Platon (im Anfange des zweiten Buchs der Republik) bekannt sein soll, obgleich Kant gegen das Ende der Kritik der **praktischen** Vernunft den Erzieher etwas ganz Neues zu lehren glaubt. (Dasselbst S. 272 lauten seine Worte: „Da diese Methode noch niemals in Gang gebracht worden, so kann auch die Erfahrung noch nichts von ihrem Erfolg aufzeigen.“ Hätte aber Kant wirklich pädagogische Erfahrung gehabt, so würde er so nicht reden.) Man streitet dagegen wider die falschen Erklärungen, die Kant überall deshalb einmischt, weil er daran gewöhnt war, in den menschlichen Geist eine besondere Vernunft als eine mythische Person hineinzudenken. So z. B. spricht er (Kritik der reinen Vernunft S. 583 der dritten Ausgabe): „ob man gleich die Handlung durch Naturursachen bestimmt glaubt, so tadelt man nichts destoweniger den Thäter, und zwar nicht wegen seines unglücklichen Naturells, ja sogar nicht wegen seines vorhergeführten Lebenswandels; denn man setzt voraus, man könne es gänzlich bei Seite setzen, wie dieser beschaffen gewesen.“ Soweit ist Alles richtig. Nun aber fährt er fort: „Dieser Tadel gründet sich auf ein Gesetz der Vernunft, wobei man diese als eine Ursache ansieht u. s. w.“ In dieser untergeschobenen Erklärung liegt der Fehler. Untergeschoben ist dem unmittelbaren Tadel (einem ästhetischen Urtheil) das eingebildete Gesetz; untergeschoben ist abermals dem vermeinten Gesetze die Vernunft; untergeschoben ist nochmals der Vernunft eine Causalität; welches Alles eben so überflüssige als falsche Zusätze sind, welche nur verhindern können, dem ächten ästhetischen Urtheile seine reine Sprache zu lassen. Schon der Moral wurde dadurch geschadet, indem statt des wahren Gehalts, der in mehreren und ursprünglich verschiedenen ästhetischen Urtheilen liegt, der leere kategorische Imperativ her-

vortrat, mit der Anmassung, aus dieser Leerheit Moral und Naturrecht abzuleiten, die nicht darin liegen; daher die Versuche des Ableitens bis auf den heutigen Tag nichts Haltbares ergeben haben, sondern immer andern und andern Versuchen Platz machen mussten. Noch weit schädlicher aber wird eine so falsche Vorstellung von den Bedingungen der Moralität dem Erzieher, der beim ersten Versuche, damit etwas anzufangen, scheitern muss; während ihm die wahre Kenntniss der Bedingungen der Moralität dringend nothwendig ist. Will man endlich die Kantische Freiheitslehre kennen und beurtheilen lernen: so muss man erstlich wissen, dass nach den bestimmtesten Erklärungen Kant's diese Freiheit mit dem kategorischen Imperative unablöslich verbunden ist; indem nach § 5 und 6 der Kritik der praktischen Vernunft „die gesetzgebende Form der Maximen das Einzige ist — was einen Bestimmungsgrund des Willens ausmachen kann“, unter der Voraussetzung, „dass dieser Wille frei sei.“ Man muss ferner aus der Kritik der reinen Vernunft, und ganz besonders aus der, hierbei sehr zu beachtenden Grundlegung zur Metaphysik der Sitten wissen, wie viele Schwierigkeiten sich Kant durch seine Freiheit selbst geschaffen hat, die ihn unaufhörlich in Verwunderung setzen, während dem praktischen Erzieher das nil admirari höchst nothwendig ist. In der letztgenannten kleinen Schrift S. 102, nachdem der kategorische Imperativ schon aufgestellt worden, fragt er sich: „Warum aber soll ich mich diesem Princip unterwerfen?“ Bei einem evidenten ästhetischen Urtheil wird Niemand fragen: warum soll ich es gelten lassen? eben so wenig als bei einem mathematischen Satze, etwa: warum soll ich es gelten lassen, dass im ebenen Dreiecke die Summe zweier Seiten grösser sein muss als die dritte? Wohl aber konnte gefragt werden: warum soll die leere Gesetzmässigkeit der einzige Bestimmungsgrund meines Willens sein? — Sie soll es wirklich nicht sein; darum ist die Frage das Bekenntniss der Schwäche des kategorischen Imperativs. Weiter will Kant einsehen, „wie man ein Interesse daran nehmen könne“; und nach allen Unterscheidungen des empirischen und intelligibeln Standpunkts kommt er doch nicht weiter, als zu der vermeinten „äussersten Grenze aller praktischen Philosophie (S. 113), welche überschritten werden

würde, wenn „**die Vernunft** sich unterfinge, zu erklären, wie reine **Vernunft** praktisch sein könne, welches völlig einerlei mit der Aufgabe sein würde, zu erklären, wie Freiheit möglich sei.“ Und diese **Unmöglichkeit**, die Freiheit des Willens zu erklären, ist „mit der Unmöglichkeit, ein Interesse ausfindig und begreiflich zu machen, welches der Mensch an moralischen Gesetzen nehmen könne, einerlei?“ Man traut seinen Augen kaum, wenn man so etwas liest. Daher mag noch folgende Stelle hier abgeschrieben werden, um das Factum, dass Kant sich wirklich mit einer so unbegreiflichen Verwunderung geplagt hat, ins Licht zu setzen: S. 122; „Um das zu wollen, wozu die **Vernunft allein** dem **sinnlich-afficirten** vernünftigen Wesen das Sollen vorschreibt, dazu gehört freilich (D) ein Vermögen der Vernunft, ein **Gefühl** der Lust oder des **Wohlfühlens** an der Erfüllung der Pflicht einzufliessen, **mithin** eine Causalität derselben“ (was zu vollbringen?), „**die Sinnlichkeit** ihren Principien gemäss zu bestimmen. Es ist aber gänzlich unmöglich, einzusehen, d. i. a priori begreiflich zu machen, wie ein blosser Gedanke, der selbst nichts **Sinnliches** in sich enthält, eine Empfindung der Lust oder Unlust hervorbringe: denn das ist eine besondere Art von Causalität, von der, wie von aller Causalität, wir nichts a priori bestimmen können, sondern darum allein die Erfahrung befragen müssen. Da diese aber kein Verhältniss der Ursache zur Wirkung, **als**“ (soll heissen: ausser) „zwischen zwei Gegenständen der Erfahrung, an die Hand geben kann, hier aber reine Vernunft durch blosser Ideen (die gar keinen Gegenstand für Erfahrung abgeben) die Ursache von einer Wirkung, die freilich in der Erfahrung liegt, sein soll; so ist die Erklärung, wie und warum uns die Allgemeinheit der **Maxime** des Gesetzes, **mithin** die Sittlichkeit, interessire, uns Menschen gänzlich unmöglich.“ Hier nun sieht man auf den ersten Blick, dass die falsche Meinung, alles Gefühl des Wohlfühlens sei sinnlich und hierdurch von der Vernunft toto genere verschieden, den ganzen Grund der Ver-

wunderung ausmacht. Nimmt man diese falsche Psychologie hinweg, so verschwindet diese Verwunderung. — Wer vollends das Wort: ästhetisch für sinnlich nimmt, also auch etwa das Kunsturtheil über Tragödien und Komödien abhängig glaubt von deren Fähigkeit, Weinen oder Lachen zu erregen, der wird nie begreifen, wie ästhetische Urtheile die Principien der Sittlichkeit sein können. Kant freilich benennt seine Lehre von Raum und Zeit, in der Meinung, das seien Formen der Sinnlichkeit, mit dem Ausdrucke: transcendente Aesthetik, heutiges Tages aber gebraucht Niemand das Wort Aesthetik in diesem Sinne.

Ihren heutigen Brief empfing ich während des Schreibens; ich verdanke ihm sehr, aber kann ihn, nachdem meine Zeit verlaufen, nur am Rande beantworten. Meine Kraft geht zu Erde. Ihnen möchte ich rathen, die äussere Welt ins Auge zu fassen; darin ist noch so ungeheuer viel zu thun, ehe die rechte Wirksamkeit der Philosophie beginnen kann. Ihre Frage wegen der Gespräche über das Böse soll mich nicht verleiten, in jene Schrift mehr Sinn zu legen, als sie hatte. Jener Otto musste im Disputiren gegen Andere klüger sein als für sich selbst, damit das Gespräch leichter ans Ziel geführt werden könnte.

Ihre pädagogische Frage ist offenbar die ernsthafteste; hier aber fürchte ich Ihren Sinn nicht recht zu treffen, und muss Sie dann wohl bitten, die Frage anders gestellt zu wiederholen. Sie sagen: es werde für den Zweck der ästhetischen Beurtheilung nicht nothwendig, aus den Begierden Willen zu machen. Welchen Zweck der ästhetischen Beurtheilung meinen Sie? doch nicht den Zweck, welchen wir haben, wenn wir praktische Philosophie auf dem Katheder vortragen? Da haben wir freilich den Zweck, in den Zubörern das ästhetische Urtheil zu wecken. Zu diesem Zwecke reden wir von Willen, und nicht blos von schwankenden Begierden; weil wir scharfe Zeichnungen aufstellen müssen, um scharf bestimmte Urtheile zu erlangen. — Oder meinen Sie den Zweck des Erziehers, in seinen Zöglingen die ästhetische Beurtheilung zu wecken? Da sind wir nicht an Lehrstunden gebunden, die Sache geht langsam und bedarf unzähliger Wiederholungen. Mit wenigen scharfen Zügen ist da nicht auszukommen, wir nehmen also ganze Massen poetischer und historischer

Bilder, die allerdings nicht immer entschlossene Willen, sondern das Begehren abwechselnd in den mannigfaltigsten Formen vor Augen stellen. Hiervon abgesehen sehe ich keinen Zweck der ästhetischen Beurtheilung. Diese Beurtheilung ist ja an sich nicht Zweck, sondern aus ihr gehen die sittlichen Zwecke erst hervor. Und welche Zwecke? Ohne Zweifel die, welche zusammen genommen die Würde des Menschen ausmachen. Diese Würde liegt nun nicht in dem unreifen Begehren, welches schwankt — ebensowenig als in solchem Begehren, welches zwar in ein reifes und entschiedenes, aber tadelhaftes Wollen überging. Die Würde liegt im Charakter, also im festen, entschiedenen — und zugleich richtigen Wollen. Auf dem Wege der Ausbildung solches festen und zugleich richtigen Wollens liegen auch die Fertigkeiten, nämlich die löblichen und nützlichen. Wie sollte nun jemals unnöthig werden, aus den Begierden durch solche Fertigkeiten das rechte Wollen zu erzeugen? Geschieht das nicht: so bleibt der Mensch schwach, und die praktischen Ideen sind schlecht realisirt.

Möchten Sie nur einmal kommen, wie meine Frau erwartete, die keine Façon de parler kennt — und meinen Rittmüller'schen Flügel probiren, der Ihnen, Alles gegen einander gerechnet, wohl gefallen würde (zudem da Rittmüller Ehrgeiz genug hat, um sein Werk unter Aufsicht zu halten) — dann würden Sie gelegentlich auch erfahren, was ich, andere Sorgen bei Seite setzend, jetzt treibe. — Leben Sie wohl. Von Herzen der Ihrige!

H.

75.

An Brzoska¹⁾.

.... Dieser Atlas läuft zwar wohl Gefahr, in Bezug auf die ihm eigenthümlichen arabeskenartigen Einfassungen von einigen strengen Richtern für eine zierliche Spielerei erklärt zu werden. Auch mögen ästhetische Kritiker fragen, ob man eine Landkarte für einen Gegenstand halte, der sich zur Verzierung eigne? Unbefangene Beurtheiler werden jedoch hier den Ernst im Spiele und im Zierlichen das Nützliche erkennen.

1) In Brzoska's Centralbibliothek 1838, 5. Heft S. 17 in der Form einer Recension von Vogel's Schulatlas enthalten.

Bekannt genug ist die Schwierigkeit, beim geographischen Unterricht die jüngern Schüler in eine zweckmässige Thätigkeit zu setzen, welche im blossen Auswendiglernen der Namen nicht bestehen kann. Eine von den Bedingungen, die Schwierigkeit zu heben, besteht nun gewiss darin, den Schülern stets den Gedanken gegenwärtig zu halten, der Boden, welchen die Karte andeutet, sei in mannigfaltiger Verschiedenheit bewachsen, belebt, bewohnt, benutzt und theilweise erfüllt von Denkwürdigkeiten aus früherer Zeit. Hieran zu erinnern dienen die bunten Einfassungen; und gerade das Bunte, wodurch das Auge bald hierhin bald dorthin gezogen wird, verbunden mit dem Ausdrucksvollen und Contrastirenden, was man aus dem Mancherlei nur allmählich herausfindet, gewährt die Vorstellung eines reichen Vorraths, wonach der Reisende in den Ländern würde zu suchen haben.

Herr Dr. Vogel hat sich auf ein Wort von mir berufen: die Geographie sei eine associirende Wissenschaft; und in der That dient jene arabeskenartige Einfassung, Gegenstände der Zoologie, Botanik, Geschichte, mit dem eigentlich Geographischen in Verbindung zu bringen. Darf ich Sie aber an die vier Worte meiner Pädagogik erinnern: Klarheit, Association, System und Methode — so liegt darin die Bemerkung, die Klarheit des Einzelnen solle der Association vorangehen, und die systematische Zusammenfassung des Ganzen solle derselben nachfolgen. Was ist nun dasjenige Einzelne, dessen klare Auffassung die Schüler schon gewonnen haben oder wenigstens jetzt gewinnen müssen, falls es theilweise früher nicht möglich war? Der Schulatlas nennt im Vorworte: Configuration, Elevation, Vegetation, Animalisation, Population, als dasjenige, was er vereinen will. Soll ich mir dies als einstimmig mit meinen Grundsätzen auslegen: so sind Uebungen im Auffassen der Configuration und Elevation dem geographischen Unterrichte schon vorausgegangen; desgleichen hat der Schüler auch schon die nöthigen botanischen und zoologischen, ja, wir wollen hinzusetzen, die ersten technologischen und überhaupt auf menschlichen Verkehr sich beziehenden Vorkenntnisse; nun kommt die Geographie, um jenes alles nach ihrer Art zu verbinden; und mit ihr kommen die ersten historischen Notizen über die Vorzeit jenes Landes, welche sich nicht füglich vorausschicken lassen, aber jetzt auch nicht weiter hin-

ausgeschoben werden dürfen. So denke ich mir den ersten geographischen Cursus, während späterhin die verschiedenen, hier associirten Lehrfächer ihren eigenen und zwar systematischen Gang von neuem antreten werden, während auch die Geographie selbst ihren zweiten Cursus machen wird, zu welchem sie einen weit vollständigeren, aber nicht mit Randzeichnungen versehenen Atlas nöthig hat. Also der vorliegende kleine Atlas gehört dem ersten Cursus des geographischen Unterrichts, und zu diesem würde ich ihn empfehlen, — wenn nicht eine Zeile des Vorworts mir widerspräche, oder vielleicht nur schiene zu widersprechen, nach welchem der Atlas für den ersten geographischen Unterricht keineswegs bestimmt sein soll! Möglich, dass der erste Unterricht kein zusammenhängender Cursus werden soll; doch vermissen ich hierüber die Erläuterung.

Ferner die erste Bedingung, unter welcher eine Landkarte dem Schüler nützlich wird, ist doch wohl die treue und feste Auffassung der merkwürdigen Punkte in ihrer gegenseitigen Lage. Für den jüngern Schüler ist hier das Hilfsmittel der Länge und Breite viel zu weit hergeholt. Es kommt auf Schätzungen durchs Längenmaass an; auf Uebungen im Anschauen. Wird hier nicht der Grund gelegt, so dringt nicht in den Geist ein, was die Configuration der Landkarte dem Auge darbot. Wollte man sagen, darum brauche sich nicht der Schulatlas zu bekümmern, sondern das sei die Sache der Lehrer und Schüler: so wäre zu antworten, dass eben so gut auch der Lehrer die Vorzeigung naturhistorischer Bilder, vollends die Anführung historischer Namen und Jahreszahlen besorgen könne. Uebernimmt einmal der Schulatlas das Lebende auf der Oberfläche der Erde durch seine Randzeichnungen zu vergegenwärtigen: so liegt ihm weit näher (und man darf beinahe von ihm fordern, dass er das Nöthigste nicht unterlasse, nämlich:) die Raumbestimmungen, worauf die Configuration und Elevation beruhet, gehörig einzuprägen. Darauf muss auch der Schüler als auf seine eigentlichste geographische Beschäftigung und schuldige Arbeit hingewiesen werden. Es geht nun zwar nicht an, die gegenseitige Lage sämmtlicher merkwürdiger Punkte durch Verbindungslinien derselben und durch Angabe der dabei entstehenden Winkel auf einer Landkarte auszudrücken. Aber es geht sehr füglich

an, hiezu die Umrisse eines Meeres, und die darauf vorkommenden Inseln und Vorgebirge zu benutzen.

Hätte man eine Karte für die Nordsee und Ostsee, eine andre für das Mittelländische Meer, eine dritte für das Indische Meer, eine vierte für den mittleren Theil von Amerika — wählte man zweckmässig die hervorragenden Punkte, deren Verbindungslinien leichtfassliche Dreiecke ergeben (solche, die nahe gleichseitig, gleichschenkelig, rechtwinklich ausfallen würden), zeichnete man einige dieser Dreiecke deutlich hin und begnügte sich bei andern durch blosser Andeutung der Winkel, verbände man hiermit noch ein Paar Karten ohne Bezeichnung der politischen Grenzen, blos für Gebirgszüge und Flussgebiete, mit Angabe sehr weniger Städte: so fänden Schüler und Lehrer Gelegenheit, hieran das Augenmaass zu üben; und die vorhandene Uebung liesse sich dann weiter auch für solche Karten benutzen, die schon zu voll sind, um noch mit geradlinigen Dreiecken überladen zu werden. — Das sind Vorschläge zu einem Ergänzungshefte des schätzbaren Vogel'schen Atlases; an Stoff zu passenden Randzeichnungen — in Bezug auf Schifffahrt und Seethiere — würde es gewiss nicht fehlen.

Die artigen Karten empfehlen sich dem Auge viel zu gut, als dass sie meiner Fürsprache bedürften. Herbart.

76.

Von Rist an Smidt.

Schleswig, 24. April 1842.

Als ich das starke Briefpacket¹⁾ von Deiner befreundeten Hand, mein theurer Smidt, empfing, dachte ich natürlich zuerst an Mittheilungen aus dem reichen Felde der Politik, in dem Du, ein unverdrossener und glücklicher Säemann und Schnitter, mit so vielem Erfolge zu arbeiten fortfährst. — Doch wie sehr ward ich überrascht! Wie viel Anderes und Mehreres fand ich!

Du hast eine fast schon zu sehr in den Hintergrund getretene Vergangenheit wieder hervorgerufen, die Bilder der frischen Jugend wieder beleuchtet, meinen unvergesslichen

1) Das Material, das Smidt an Prof. Hartenstein für Herbart's Lebensabriss geliefert hat.

Herbart in aller seiner Unschuld und Liebenswürdigkeit vor mein Auge gestellt, wie er vor 40—45 Jahren mir zuletzt erschien. Es hat sich über jene Erinnerungen so viel Glanz, so viel Leid und Freude, die ich ohne ihn genossen und durchlebt, so viel Staub einer Reihe von Lebenszuständen gelegt — ach! und wir waren einander so ganz verstummt — dass ich seine Todesnachricht mit der doppelten Bekümmerniss erfuhr, ihm nie wieder die Hand gereicht zu haben. Unsere Wege — die wir zusammen ausgewandert, waren so weit aus einander gegangen!

Zuerst habe ich Herbart in Dorndorf gesehen, wo er mit seiner tief ins Gesicht gedrückten Kappe und schlotterndem Gang in dem Wirthshaus, wo er sich eingemietht hatte, auf und nieder ging. Die Burschen, die mit mir waren, zeigten mir ihn wie eine gewaltige, unnahbare Grösse, tiefsten Gehalts, mit der ich keine Beziehung möglich sah.

Böhlendorf war es, der im Herbst mir Eröffnungen zum Eintritt in die Liter. Gesellschaft machte. Wie kümmerlich an Zahl es damals mit ihr bestellt war, mag Dir Herbart's erster Brief, den ich beilege, sagen. Ihr alle, die Lichter und Stützen, hattet sie verlassen; Berger und Hülsen waren abwesend. Da lernte ich Herbart kennen; er schloss sich mir an, zog mich zu sich. Mein Tagebuch nennt den Abend, wo er mich nach seiner Gewohnheit besuchte und zum ersten Male die Tiefen der Abstraction, die Lehre vom Sein und dem Ich öffnete; wie ich mit frischer Sinnlichkeit widerstrebte, mich an die Wirklichkeit klammerte, wie es finster ward über dem Gespräch, und ich ihn beschwor, mich doch in der grausen Einsamkeit, in die er mich getrieben, nicht allein zu lassen. Sein Sieg war vollkommen, und regelmässig wurden diese Unterhaltungen später, meist von 5—6 Uhr Nachmittags fortgesetzt, während ich Fichte hörte, an seinen Conversatorien Theil nahm. So zugänglich aber wie ein Jahr vorher für Euch war er nicht mehr: er war einmal verletzt; er ward von seinen Collegen heimlich und öffentlich angefeindet; er fing an sich zu verschliessen. — — Unschätzbar vor allem war Herbart für uns, seine Freunde, durch die unendliche Treue, Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit und rechtliche Tüchtigkeit seines Wesens.

Im Jahr 1803, als ich auf der Reise nach Paris und Ma-

drid durch Göttingen kam, habe ich ihn zuletzt gesehen (ich deponirte damals ein eben geschenkt erhaltenes Buch, Martens, droit maritime, für das ich keinen Platz hatte, bei ihm, und habe es nie wieder erhalten) und seitdem habe ich nur durch dritte Hand Grüsse von ihm empfangen. Wie sich sein inneres Leben seitdem gestaltet, weiss ich nicht; aber dafür, dass jede seiner Handlungen aus gewissenhaften Motiven hervorgegangen, will ich mich unbedenklich verbürgen: hat er geirrt, so werde nicht vergessen, dass wenige so innerlich unschuldige Menschen über die Erde gewandelt sind.

H. war damals umgeben von den jungen Leuten, die Du nennst; und einen von ihnen habe ich im Jahre 1827, glaube ich, in Hannover in Geschäften als einen eben so begabten als redlichen Staatsmann kennen gelernt, den Geh. R. v. Grote, und mit ihm Herbart's Andenken, das er hoch hielt, erneuert,

Wir müssen uns begnügen, die Reinheit und Liebenswürdigkeit, ja die ursprüngliche Weichheit seines Charakters zu behaupten und darzuthun. Was sich nachher von Starrheit entwickelt haben mag, davon weiss ich nichts zu sagen. Quo nunquam candidior fuit aminus! dabei bleibt es.

Nun Gott befohlen, lieber Freund.

Von ganzem Herzen

Dein J. R.

III.

Abhandlungen und Aphorismen.

1.

Ueber philosophisches Wissen und philosophisches Studium¹).

Reicht mir die Hände, Ihr Freunde! So als Freunde gesellt wollen wir dem Vorhofe einer heiligen Stätte entgegen gehen.

Gleiche Ahnungen hatten uns verbunden; in gleichen Vorgefühlen waren wir glücklich. Aber wir wollten mehr als ahnden; schauen wollten wir, und ausführen. Vielleicht weniger durch eines Jeden freien Entschluss, als durch die Verschiedenheit der Kräfte getrieben, die wir in uns zu finden glaubten, gingen wir eine Zeitlang auseinander, sahen und vernahmen uns weniger. Weiter als einen der Andern, hat sie mich abwärts geführt, jene ernste Muse, deren helle Stimme durch weite Fernen tönt und ruft, aber die vielleicht, einzig unter ihren Schwestern, nie die Erde betrat. Aus einer höhern Region, scheint es, klingt diese Stimme hernieder; oder soll ich etwas anders daraus schliessen, dass die Wege, auf denen sich unsere Zeitgenossen ihr zu nähern glauben, fast in entgegengesetzten Richtungen laufen? — Oft habt Ihr mich seitdem zu gemeinschaftlichen Erholungen eingeladen; mit froherm Muthe, als bisher, kann ich jetzt daran Theil nehmen. Heiterer kann ich Euch danken, wenn Ihr ein Lied mir singen, oder von dem, was Ihr lerntet und erfuhret, mir erzählen wollt. Versuchen wenigstens will ich, auch von meiner Seite Euch mitzutheilen, was ich gedacht habe, was ich jetzt klarer als ehemals zu denken glaube.

1) s. den Brief vom 10. Dec. 98. Vom Herrn Senator Smidt in Bremen mir mitgetheilt.

Ich freue mich nicht wenig über den Grad von Uebereinstimmung unter uns, den das voraussetzt, dass Ihr für diese Stunden, die wir der Geselligkeit geben dürfen, statt leichterer Unterhaltungen — Untersuchungen bestimmt. Herzlich danke ich Euch das Zutrauen oder die Freundschaft, die Euch Zeit und Mühe wagen heisst, um aus meinen Gedanken Wahrheit oder wenigstens mich herauszufinden. Zeit und Mühe — und Geduld und Sorgfalt, manchmal auch peinliche Anstrengung — ~~die, wisst Ihr, hat mich, was ich nun habe,~~ gekostet. Seid Ihr bereit — seid Ihr gefasst, sie mit mir zu theilen? — Ohne Zweck und Absicht, ohne Plan, habe ich nicht gearbeitet; genügt Euch das zum Fortschreiten, dass Ihr wisst, warum, und warum gerade so unsere Schritte sich wenden, so werden wir hoffentlich nicht vor der Zeit ermüden. Auch das darf ich Euch sagen: die Kraft, die ich anwandte — jeder andere Genuss und Gewinn, dem ich für diese Arbeit entsagte, gereut mich nicht. Aber um eins lasst mich Euch bitten: um Vorsicht — oder wie soll ich sonst die sinnende Stille des Geistes nennen, die Verzichtleistung auf jede Willkürlichkeit im Denken, auf jeden blossen Einfall, der schneller als das regelmässige Forschen zum Ziele zu gelangen wähnt — die Hingebung an die nothwendige Folge der Gedanken; oder, wenn diese, wie es fast bei jedem Schritte zu geschehen pflegt, abbricht und sich nicht weiter spinnen will: das geduldige, auch Jahre durchharrende Warten, bis eine gute Secunde unsere Vorstellungen so gesellt, wie es der Forderung des Principis nun gerade gemäss ist. Nicht Zweifel, aber diese Vorsicht, möchte ich glauben, sei der Weisheit Anfang. Kein vorsätzlicher Verdacht wolle der Ueberzeugung wehren, wenn sich eine in uns erhebt; aber möchte doch beständig in uns eine unbestechliche Unterscheidungskraft wachen, zwischen dem, was genau dem Problem als seine Auflösung zugehört, und zwischen den fremden Ideen, welche die Phantasie unvermerkt in die Schlussfolge einzuschieben liebt, und wodurch sie den ganzen fernern Lauf derselben verfälscht. Wie äusserst leicht solche Täuschungen auch die grössten Denker übereilen, davon zeigt die Geschichte der Philosophie so viele Beispiele, von Demokrit's Atomen bis zu Leibnizen's Monaden; und mich erinnern Kant's Formen des Anschauens und Denkens, und Fichte's Spontanitäten, auch

unser Zeitalter und mich selbst dafür nicht sicherer zu halten. Könnt Ihr solche Täuschungen mir aufdecken, als Wohlthat werde ich das ehren, und gern vom Truge mich reinigen, sollte auch eine Menge vermeinten Wissens mit dahinschwinden; aber in keiner Eurer Bemerkungen, sie sei Beifall oder Tadel, würde ich jene Vorsicht ohne Bedauern vermissen können. Mir gilt jedes Urtheil, wenigstens eine Zeit lang; und es schmerzt mich, wenn ich mich gezwungen sehe, es gering zu schätzen. Ungern sehe ich irgend eine Stimme sich verdächtig machen; jede wünschte ich als ein Zeugniß für die Wahrheit anerkennen zu dürfen, und so auch für oder wider das, was mir als Wahrheit erscheint. — Denn ich bedarf der Zeugnisse; die Evidenz, deren schon so viele sich rühmten und rühmen, und die nothwendig bei jedem entsehen muss, der sich in seine Vorstellungsart erst eingesponnen hat, ist mir nichts weniger als hinreichend; und noch mehr scheue ich diejenige Verführung, die mich überreden will, ich hätte nicht geirrt, weil ich nicht gerade auf die Art geirrt haben würde, wie dieser oder jener grosse Mann, dessen Behauptungen ich mir widerlegt habe. — Wenn ich ein philosophisches System in allen seinen Untersuchungen mit sich übereinstimmen, und an der Erfahrung, die es erklären soll, sich bewähren sähe; wenn es die vielen Fragen, die nun seit Jahrtausenden auf Antwort warten, unaufgefordert und gleichsam von selbst, in einer durch sein Princip bestimmten Ordnung durchginge und befriedigende Auskunft darüber gäbe; wenn es endlich jedes Urtheil, das nicht offenbar Missverstand zeigte, für sich gewonnen hätte, dann erst würde ich eingestehen, dass nun, nachdem jeder äussere Zweifel gehoben wäre, seine innern Gründe vollen Glauben verdienten. Das ist wirklich der Fall bei der Mathematik; und darum glaube ich ihr. Wundert Ihr Euch über diesen Ausdruck? Und ist es Euch vielleicht anstössig, scheint es Euch die Würde der Vernunft zu beleidigen, wenn äussere Zweifeln gegen innere Gründe so viel Gewicht eingeräumt, und von den letztern nicht das erwartet wird, was im strengsten Sinne Gewissheit heissen kann? Verweilen wir einige Augenblicke bei diesen Betrachtungen; es sind Vorblicke auf das Folgende.

Die innern Gründe, die Beweise eines Systems, sollen uns durch ihre Verknüpfung überzeugen. Aber vor unsern

Augen muss aus dem Grunde die Folge hervorspringen, oder sie ist nicht mehr Folge. Wer den einen Vordersatz des Schlusses aus den Augen verliert, indem er den andern betrachtet, der hat immer nur einen allein, und so ergibt sich ihm nie die Conclusion, die nur beide vereinigt ihm abdringen, und dadurch rechtfertigen würden. Im weitem Fortschritt entwickelt nun das Raisonement immer wieder Folgen aus Folgen; es rechnet dabei auf unsere unverwandte Aufmerksamkeit, die durch beständig fortgesetztes Zusammenfassen und Zusammenhalten, uns Einsicht verschaffen und durch diese noch künftige neue Einsicht vorbereiten soll. Und wie lange hält es wohl etwa der menschliche Geist aus, bei solchen fortschreitenden Reihen die ersten Folgen noch aus den ersten Gründen mit Ueberzeugung zu erkennen? — Der berühmte Hr. v. Segner, der, ich weiss nicht, welchen Prinzen in der Mathematik zu unterrichten angefangen hatte, brach beim Pythagoreischen Lehrsatz unwillig ab, weil er den Beweis dieses Lehrers der Mathematik vergessen hatte. Es bedarf übrigens nicht dieses Beispiels, auch keiner Erinnerung an die Logarithmen, oder der seitenlangen Gleichungen — denken wir nur an die Zuversicht, mit der wir die Regeln der gewöhnlichen Division zu befolgen pflegen; wie viel ist uns wohl dabei von den schon ziemlich verwickelten Betrachtungen gegenwärtig, ohne welche es unmöglich ist, hier von jedem Verfahren genaue Rechenschaft zu geben? — Ist jene Zuversicht Einsicht? Ist sie noch die Ueberzeugung, von der sie selbst sich herschreibt, welche wir damals fühlten, als man uns zuerst den Beweis führte? Und während wir diesem Beweise in seiner ganzen Länge zuhörten, liess nicht der Zwang der ersten Syllogismen, das heisst ihre Evidenz, in uns schon nach, indem uns die letzten anstrengten? — Erinnerung, man sei ehemals überzeugt gewesen, ist nicht einerlei mit der Ueberzeugung selbst. Jene steht sogar mit dieser bei weitem nicht in dem Verhältnisse, wie diejenige Erinnerung, welche uns abwesende sinnliche Gegenstände darstellt, zu der Wahrnehmung, deren Bild sie ist. Denkt Euch das Aeussere dieses Hauses; die bestimmte Gestalt, die bestimmte Farbe desselben wird Euch ohne Eure Willkür sich vor Augen stellen; Ihr könnt den vom Anblick zurückgebliebenen Eindruck so wenig roth oder blau färben, als Ihr es roth oder blau sehen

konntet; will die Phantasie ein solches Bild entwerfen, so steht ihr das zwar frei, aber eine treue Erinnerung wird sich mit demselben nicht verwechselt wissen wollen. Der Zwang der Sinne also dauert fort, auch nach der Wahrnehmung. Aber denkt an den pythagoreischen Lehrsatz; zwingt Euch der Begriff von den Quadraten beider Katheten, noch sogleich, sie dem Quadrate der Hypotenuse gleich zu setzen? Könntet Ihr Euch alle Hülfslinien und alle Sätze des Beweises auf einmal vergegenwärtigen, so hättet Ihr mit dem Resultate auch seine Evidenz wieder; wo nicht, so werdet Ihr inne werden, dass das Band der Schlüsse gelöst ist, weil der Act des Schliessens aufgehört hat. Ihr seid hier in dem Falle des Reisenden, welcher weiss, dass er eine Stadt gesehen hat, deren Bild ihm entschwunden ist. Dass er in derselben manche bestimmte sinnliche Wahrnehmungen wirklich gehabt habe, wird er dieser Erinnerung oder seinem Reisejournale glauben; und so glauben wir an die Sätze der Mathematik, deren Beweise uns nicht mehr zu Gebote stehen, oder deren Gründe wir auch nur nicht in ihrer ganzen langen Reihe eben in diesem Augenblicke übersehen können, da wir irgend eine entfernte Folgerung in ihrer ganzen Nothwendigkeit erkennen möchten. Keinem Mathematiker schwebt seine ganze Schlusskette vor Augen; selbst gegen das, was der Blick der grössten speculativen Genies davon auf einmal fasst, wird ihre Ausdehnung noch ungeheuer bleiben. Wer sich der Rechnungsproben bedient, wer eine Rechnung von neuem durchgeht, oder von Andern wiederholen lässt — warum traut er diesem Versuch? Konnte er nicht mehrmals den gleichen Fehler machen, oder konnte nicht ein Versehen das andere decken? Das war möglich, aber gegen alle Wahrscheinlichkeit, also gar nicht glaublich. — Würde uns nur erst in der Philosophie ein ähnlicher Gedanke! Aber hier widersprechen sich die Untersuchungen, die einander als Proben bestätigen sollten, hier erhebt sich die Erfahrung gegen das Raisonement, eine Ansicht gegen die andere, keiner sieht wie der andere, und wir selbst heute nicht so wie gestern. Die Unsinnlichkeit der Gegenstände, und die unvollkommene, weitschweifige und dadurch verwirrende Beziehungsart durch die Sprache erzeugen zugleich den Irrthum und den Verdacht des Irrthums; und jene äussern Bestätigungen wären hier gerade um so viel mehr Be-

dürfniss, je öfter wir sie vermissen. Die allgemeinen Begriffe, die hier den Gegenstand unserer Betrachtungen ausmachen, sind ihrer Natur nach nur halbgeformte Schatten, deren Umrisse wir bald aussondern und einzeln erkennen, bald unter einander verschmelzen sollen. Doch das Aussondern der niedern und Verschmelzen in die höhern Begriffe, das Classificiren, gelingt noch ziemlich, wenn wir nämlich blos eine willkürlich gegebene Masse von Begriffen ordnen sollen, wo wir keine Vollzähligkeit weder der Arten, noch ihrer Abstufungen zu beweisen haben. Dann ist unsere Arbeit blosses Abstrahiren, blosses Vergleichen der gegebenen Begriffe, Absondern ihrer verschiedenen und Zusammenfassen ihrer gemeinschaftlichen Merkmale; und dazu bedarf es nur eines aufmerksamen Blicks auf das vorliegende Gegebene. Ein deutliches Beispiel giebt das System der Naturgeschichte. Die Schwierigkeit und der Streit über die Classification rührt hier nur daher, dass sich so viele Aehnlichkeiten der einzelnen Dinge darbieten, und dass folglich jedes zu mehreren Arten gehört; daraus ergeben sich viele mögliche Classificationen, unter welchen die Naturgeschichte eine Auswahl treffen will, die sie aber eigentlich alle aufstellen sollte und könnte. — Aeusserst verschieden von dieser Arbeit und ungleich schwieriger ist das Geschäft der Philosophie. Bei ihr ist das Abtrahiren nur Nebensache; sie soll erklären und beweisen. Man legt ihr nicht etwa einen Schatz schon vorhandener Wahrheit hin, dass sie ihn in Fächer ordne und aufstelle; sondern man giebt ihr Fragen auf, zu denen sie die Antworten selbst herbeischaffen soll. Will sie eintheilen, so ist man nicht zufrieden, wenn sie die Arten einer Gattung aufzählt, die zufälliger Weise bekannt sind; sie soll den Stoff selbst aufsuchen, und ehe sie sich der Ordnung rühmt, beweisen, dass das zu Ord nende vollständig da war. Jenes Sondern und Zusammenschmelzen der Begriffe hat hier eine ganz andere Bedeutung, der man bisher schwerlich genug nachgedacht haben möchte; wenigstens ist hier gerade der Punkt, von wo aus ich mich genöthigt geglaubt habe, die bisher gebahnten Wege zu verlassen und einen eigenen zu suchen. So viel ist gleich klar, dass in einer philosophischen Untersuchung die Begriffe nicht als Arten und Gattungen, sondern als Gründe und Folgen, als Beweise und Resultate in nothwendiger Verknüpfung stehen müssen. Sie sollen also einander nicht umfassen und enthal-

ten, sondern geben und an sich ziehen, oder wo sie einander noch nicht gefunden haben, wo also die Untersuchung noch bevorsteht, nach einander verlangen, einander bedürfen; so bestimmt bedürfen, dass sie auf einander zeigen und dass der aufmerksame Geist den Wink verstehen und sie gesellen könne. Ein organisches Ganzes soll er aus ihnen bilden — doch was sage ich? Schaffen soll er dies Ganze, von dem jetzt nur erst einige Glieder vorhanden sind, verstümmelte Theile eines schönen Körpers, die zu demselben ergänzt sein wollen — Fragen, Probleme, die durch ihre mannigfaltigen Beziehungen auf einander verständlich andeuten, dass sie alle nur in einer grossen Antwort Befriedigung finden können, dass nur ein System von Ueberzeugungen, die sich gegenseitig erhellen, stärken, zu That und Empfindung beleben, unserm Kopfe und Herz Ruhe geben werde. — Doch ich eile mir zuvor. Es bedarf einer deutlichen Auseinandersetzung dessen, was wir eigentlich wollen, um dann überlegen zu können, wie wir unser Geschäft anzugreifen haben.

Wir wollen philosophiren. — Wie verschieden sind wir, wie wir uns zu diesem Beschlusse bestimmen, von demjenigen, dem es zuerst einfiel, dass die Welt wohl anders aussehen könnte — dass das Land wohl Meer, das Meer wohl Land sein könnte; den es zuerst wunderte, dass die Sonne und die Sterne so ordentlich zu bestimmten Zeiten am Himmel wechselten; der so auf einmal über das Wirkliche in die grenzenlose Möglichkeit hinausgeschleudert, sich selbst zum Begreifen dieser zufälligen Regelmässigkeit nur durch den Gedanken zurückführen konnte: dass „ein Gott oder die bessere Natur“ die an sich wilde Masse gebändigt, ihre tobende Gährung (in der sie alle Möglichkeiten durchlief, nur die Ordnung nicht traf) gestillt, und ihr Geist und Zweckmässigkeit eingehaucht habe. — Oder, wie verschieden sind wir auch von dem, der mit bedächtigem Sinne zuerst die einzelnen Handlungen der Menschen verglich und erwog, und, indem er mit einem Gefühle des Beifalls oder Tadels sie alle richtete, in ein Paar kräftige Worte ausbrach, die als allgemeiner Sittenspruch von Munde zu Munde gingen, und ihrem Urheber den Namen des Weisen erwarben. — Jene philosophirten, ehe sie es wussten und wollten; wir wollen es, aber wir besehen erst

von aussen die Schwierigkeiten, und wagen es noch nicht Hand anzulegen. Jene trieb ihr Gegenstand zum Denken; uns wird das Denken zum Gegenstande führen; — denn Ihr habt, soviel ich weiss und hoffe, unsern Betrachtungen keinen Stoff vorgeschrieben. Jene hatten sich in eine Frage verwickelt; sie mussten heraus, und halfen sich so gut sie konnten. Uns dringt in diesem Augenblicke keine Empfindung des Zwanges weder Wahrheit noch Irrthum auf. Wir haben jene ersten Schritte in das Labyrinth der Meinungen, und mit ihnen viele nachfolgende, schon wieder zurückgethan; weil wir wissen, dass man sich darin verirrt. Ganz neu, ganz unentschieden und unbefangen, möchten wir mit einem ersten, sichern Leitfaden von vorn an wieder hereingehen. Aber bei dieser unserer Unentschiedenheit — von welchem festen Punkte werden wir ausgehen? Von keiner bestimmten Frage nach keinem bestimmten Gegenstande zum Philosophiren gedrungen — was haben wir denn zur Absicht? Was sucht Ihr, meine Freunde? Warum wollt Ihr philosophiren? — Ich bitte Euch, den Blick in Euch zu wenden; Ihr wollt, aber welche wunderbare, dunkle Tiefe in diesem Wollen! — Vielleicht fällt Euch irgend eine bestimmte Absicht bei, aber Ihr werdet Euch bald besinnen, dass sie den geringsten Theil an Eurem Entschlusse habe. Die mannigfaltigen Triebfedern desselben haben ihre Wirkung verschmolzen, und in derselben, wie es scheint, jede ihr Eigenthümliches — das, wodurch sie trieb — verloren. Irre ich mich, so verzeiht; ich wünschte, dass Euch so wäre. Hatte ich Recht, so werdet dessen inne, und haltet Eure Unbefangenheit fest, dass nicht ein Einfall sie störe.

Aus der Gesinnung geht das Werk hervor; und wie jene, so dieses. Damit sie so wenig als möglich ihm ihre Einseitigkeit aufpräge, lasst uns alle die Gründe, derentwegen wir etwa könnten philosophiren wollen, so vollständig es gelingen will, aufsuchen und durchdenken, um alsdann durch diejenigen uns wirklich zu bestimmen, welche uns die würdigsten scheinen werden. Steigen wir in dieser Betrachtung von unten auf; verschmähen wir es nicht, zuerst auch die kleinen Rücksichten, die hierbei mitwirken können, zu überlegen; und erheben wir uns nachher zu denen, welche dem Streben nach Menschenwürde am nächsten verwandt sind. Es wird sich dann zeigen, wie aus den verschiedenen Zwecken ver-

schiedene Methoden hervorgehen, und welchen Erfolg eine jede hoffen lässt.

Nichts kann wohl den Denker kleiner dünken, und sein Selbstgefühl mehr kränken, als wenn man ihn nach seinem Systeme, wie nach einer Neuigkeit fragt. Zu sehen, dass seine Untersuchungen über das Gute und Schöne vernommen werden wie eine Zeitungsnachricht, um vergessen zu werden wie ein Stadtgespräch — das ist in der That ein schlechter Lohn für die schwere Verleugnung jeder vorgefassten Meinung, für das Zurückzwingen jedes daran hängenden Gefühls, welches ein aufrichtiges Forschen erheischt — für die Anstrengung, die man nur mit Gefahr seiner Ruhe, mit der Gefahr, seinen Geist in unauflöbliche Knoten zu verwickeln, wagen kann. — Aber dennoch ist es natürlich und billig und gerecht, das Heer der Meinungen wie das der Neuigkeiten vor sich vorüber ziehen zu lassen — ihm gleichfalls einen Blick aus dem Fenster zu gönnen, mit dem Nachbar ein Paar Bemerkungen darüber zu tauschen und wieder an seine Geschäfte zu gehen. Wie sollte man nicht über den Wechsel der Systeme die Achseln zucken? Wer hat Zeit, sie alle zu studieren und zu prüfen? Nur fordert das gesellschaftliche Bedürfniss, einige Notiz von ihnen zu nehmen, denn sie machen den Gegenstand des Gesprächs aus, man muss tadelnd, rühmend, lachend, preisend oder wenigstens rathschlagend einstimmen, wenn man nicht den Faden der Unterhaltung fallen lassen will. In der That sind die Systeme Angelegenheit des Tages und als solche mehr oder minder bedeutend, je mehr oder weniger Anhänger sie haben. — Dass sie auch Angelegenheit der Freundschaft werden können, davon sehe ich hier das Beispiel. — Sie können Menschen trennen und verbinden, erwärmen und erkälten, für oder wider einander in Bewegung setzen. Diesen Einfluss kann man ihnen nicht nehmen; sie verlangen ihn; sie wollen handeln, und würden sich selbst verächtlich erscheinen, wenn sie müssige Zuschauer blieben. Müssige Speculationen sind auch von jeher verachtet worden. Sollen gleiche Grundsätze Frieden stiften, so müssen entgegengesetzte Krieg hervorbringen, das ist nicht anders. Es befremde uns daher gar nicht, wenn rechtschaffene Männer, wenn Obrigkeiten sich manchmal deswegen für Systeme interessiren, um Haussuchung bei ihnen vorzunehmen, ob sie auch gefährliche Waffen verbergen. Dann

ist freilich der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen beiden Parteien sehr nahe; und wir haben den traurigen Anblick zu fürchten, edle Gesinnungen auf beiden Seiten mit einander auf Leben und Tod kämpfen, und das Interesse der Menschheit, wenigstens für eine Zeitlang, dabei auf dem Spiele zu sehen. Lasst uns nun nicht: Friede! Friede! rufen, das ist unnütz, den können sie so nicht eingehen; ebenso wenig lasst uns selbst gleich auf eine Seite treten; sondern Waffenstillstand wollen wir vorschlagen — der gegenseitigen Sicherheit wegen mögen Truppen auf den Grenzen bleiben — Waffenstillstand, um Zeit zu gewinnen, damit jeder Theil seine und des Gegners Meinung prüfen könne, ehe er sie verfechte. Dann ist es an uns, zu dolmetschen, zu erklären, mit zu untersuchen, die gemeinschaftliche Entscheidung finden zu helfen. Können wir aber den Bruch nicht hindern, so lasst uns zurücktreten, ohne Heuchelei beiden Parteien unsere völlige Unthätigkeit zeigen, um uns ihr Zutrauen zu erhalten; denn sie werden sich nicht gänzlich vertilgen, die besiegte wird sich wieder erheben, und es wird noch eine Zeit kommen, wo unser friedliches Geschäft nöthig sein, wo es vielleicht eher gelingen kann.

Das Gegentheil dieses Betragens würde sein, wenn man auf jenes bloß äussere Interesse an der Philosophie schmähen wollte. Ein neues System ist ein Fremder, der in die Gesellschaft eintritt, und der sich gar nicht wundern darf, wenn er als solcher die Aufmerksamkeit auf sich zieht, wenn man über ihn spricht, ihn beurtheilt, ihn vielleicht ausschliesst. Ich unterwerfe mich willig dieser Regel; Ihr werdet mir zuhören, um zu erfahren, wie es seither in meinem Kopfe gegangen ist, werdet aus dem Anfange beurtheilen, ob Ihr es der Mühe findet, das Folgende zu prüfen, und werdet mich aufhören heissen, sobald ich Euch Langeweile mache. Soll ich auch hinzusetzen: sobald ich gefährliche Grundsätze vortrage? Wie, wenn Ihr nun wüsstet, ich wolle dem Obscurantismus, dem Despotismus, dem Macchiavellismus das Wort reden; hättet Ihr Wahrheitsliebe genug, erst meine Gründe der Länge nach aufmerksam zu durchdenken, ehe Ihr mir die Freundschaft aufsaftet? Ich würde es wünschen, aber nicht fordern; ich würde Euch darum bitten und, so lange Ihr prüftet, auf jede thätige Anwendung meiner Grundsätze, die Euch interessiren könnte, Verzicht thun.

Welchen Gang übrigens ein Studium nehmen werde, das die Philosophie nur historisch kennen lernen will, ist wohl von selbst klar. Es wird im Durchblättern der berühmtesten Werke bestehen, aus allen die Kunstwörter und Dogmen ausziehen und allenthalben an der Grenze des Selbstdenkens umkehren. Ich hatte daher vielleicht Unrecht, dies Interesse an der Philosophie unter den Beweggründen zum Philosophiren anzuführen.

Treten wir eine Stufe höher. Niemand irrt gern, wenn er auch sonst die Wahrheit eben nicht mühsam suchen mag oder kann. Aber jeder meint etwas, gerade über die schwierigsten Gegenstände der Philosophie; er muss daher fürchten, dass seine Meinungen mit ihren Untersuchungen in Collision kommen möchten. So wird ihm der Wunsch entstehen, sie zu kennen; theils um mit ihren Lehren seine schon entstehenden Ueberzeugungen auszugleichen, theils um, insofern er noch unbestimmt ist, für sein Denken gleich Anfangs ihre Leitung zu benutzen. Diese Absicht fordert zwar nicht unmittelbar zum eigenen Denken auf; sie führt vielmehr Lehrlinge zu Schriften und Hörsälen, doch duldet sie schon kein blosses Hören oder Lesen, sie will, dass man wenigstens versuche, den fremden Ideen nachzufolgen, sie sich zuzueignen. Sie ist vielleicht die gewöhnlichste Absicht der Anfänger; sie findet auch statt bei vielen Gelehrten, welche besorgen, ihre Unternehmungen in andern Fächern von der Philosophie einmal unerwartet Thorheiten gescholten zu hören, und welche eine so bedeutende oder wenigstens so anmassende, laute Stimme lieber für als wider sich haben möchten. Sie führt selbst einen Philosophen in das System eines andern, oder wenigstens zu demselben, wenn auch nicht in dessen geistiges Inneres. Der, welchen das erste System, das er studirte, nicht entweder abschreckte oder zu einem eignen Gange des Untersuchens leitete, treibt sie von einem Lehrgebäude zum andern, vielleicht durch die ganze philosophische Literatur, mit immer mehr gereiztem, aber hoffnungslosem Verlangen nach Beruhigung. Denn welchem Führer er auch folgen mag, wie sollte ihn irgend einer von der Furcht befreien können, dass ein anderer ihn des Irrthums zeihen werde, da alle diese Führer einander widersprechen? Der Charakter eines solchen Studiums ist Emsigkeit und sorglicher Fleiss; seine Frucht grosse

Bücherkenntniss. Aber diese Frucht enthält unter verschiedenen Umständen sehr verschiedenartigen Samen, woraus in der philosophischen Welt mancherlei auffallende Phänomene hervorgewachsen sind. Ich schweige davon, wenn eine solche gelehrte Kenntniss sich in Beiträge zur philosophischen Geschichte ergiesst; der nützlichste Fall, denn dergleichen Beiträge dürfen viele Wünsche unbefriedigt lassen, und sind doch willkommen wegen Armuth von classischen Werken der Art und wegen der unendlichen Schwierigkeit, den Geist philosophischer Systeme treu aufzufassen und mit historischer Kunst darzustellen. — Weit minder erwünscht scheint es mir, wenn ein Mann von lebhafter Empfindung, für die er eine bestimmte Richtung durch viele Lectüre suchte und nicht fand, endlich ermüdet ihr selbst den Schiedsspruch erlaubt über Werth und Unwerth, Wichtigkeit und Unfruchtbarkeit, Sinn und Unsinn der Speculationen. Hätte diese Empfindung in ihrer ursprünglichen lautern Natürlichkeit uns gerührt, gewonnen, gebessert: so reizt sie jetzt durch ihren Lehrton den Verstand und nöthigt ihn zu erklären, dass Worte mit einer angenommenen Manier von Bündigkeit nicht Gründe sind. Ohne Zweifel fallen Euch hier mehrere berühmte Dichter ein. — „Weil wir doch ein metaphysisches System, sowie ein bewohnbares Haus, haben müssen“ — so fängt ein Anderer an, um uns zu erzählen, dass er für seinen Gebrauch zu seinem Katechismus — seinem alten Systeme zurückgekehrt sei, das er zwar voller Mängel, aber doch besser finde als die Neuern, die es verdrängen wollen. Glücklicherweise verjüngt sich die menschliche Vernunft immer in neuen Generationen; sonst freilich möchte sie mit der Zeit ihres Dornenlagers gewohnt werden, und es endlich gar nicht mehr fühlen. — Den Machtspruch, welchen hier die Anhänglichkeit an das am meisten geläufige System und welchen dort die Empfindung that, erlaubt sich wieder bei andern der sogenannte gesunde Menschenverstand — eigentlich ihre zufällig angenommene individuelle Vorstellungsart. Je weniger die letzte durch ihr Temperament, oder durch ihr Leben bestimmt ist — je kälteren Blutes sie lasen und lernten und je unparteiischer sie in der Mitte aller Systeme sich erhielten, um desto gewisser sind sie dem Totaleindruck derselben hingegeben; dieser ist das, was sie ihr eigenes Urtheil nennen. Unter ihrer Bearbei-

tung müssen dann die ähnlichen, meistens nur ähnlich lautenden Lehrsätze der frühern Selbstdenker, ohne Rücksicht auf ihren eigenthümlichen Sinn, sich in einem neuen, sogenannten eklektischen Systeme zusammen reimen. Aufschlüsse über die eigentlichen Schwierigkeiten darf man darin nicht suchen, an deren Stelle pflegt eine leichte Erzählung der verschiedenen Meinungen zu stehen, mit einem behaglichen non liquet untergeschrieben. Wahre systematische Ordnung, sofern sie mehr ist als ein willkürliches Rubriciren — ist hier noch weniger möglich; wie könnten so ungleichartige, oft heimlich streitende Bestandtheile sich in eine Ordnung zusammenschieben. — Der laute Tadel, der sich neuerlich dagegen erhoben hat, möchte höchstens die Anmassung der Eklektiker dämpfen; ihrem Verfahren wird er schwerlich Einhalt thun, denn auch bei der aufrichtigsten Wahrheitsliebe ist jener Totaleindruck ein nothwendiger Erfolg jedes Studiums, das durch Vergleichung und Prüfung der verschiedenen fremden Systeme zur Einsicht zu gelangen hofft. Seiner Herrschaft entgeht nur der Muth, sich mit den nicht schwer zu bemerkenden Unrichtigkeiten aller bisherigen Systeme durchaus nicht zu versöhnen, sondern entweder Skeptiker zu bleiben oder sich durch eigenes Untersuchen bis zu einer völligen Ueberzeugung oder völligen Selbsttäuschung durchzuarbeiten. — Die Periode der Eklektiker ist gewöhnlich die, wenn kurz vorher eine Reihe grosser Männer vorübergegangen ist, und jeder davon seinen ersten blendenden Glanz eben verloren hat, so dass eine ungezwungene Vergleichung derselben unter einander möglich wird. Dann erzeugen sich in schneller Folge Systeme aus Systemen; der erste Vermittler muss mit den Parteien, die er vermittelte, wieder vermittelt werden und die ersten Auswahlen vermehren das Bedürfniss, aus ihnen aufs neue auszuwählen. Dem denkenden Kopfe wird es immer schwerer, sich durch die grosse Zahl seiner Vorgänger durchzuarbeiten; und gewinnt er mühsam endlich das Freie, so lässt er sich's nur gar zu leicht wohl sein und hält die Originalität seiner Einfälle für die Frucht wahren Forschens. Augenscheinlich geräth unser Zeitalter immer tiefer in diese wirklich unglückliche Periode, je weniger gewissenhaft junge Männer mit ihren Probearbeiten hervortreten, je mehr sie das Ideal philosophischer Versuche — Versuche, so nannten auch Locke und Leibnitz ihre grossen

Werke — herabziehen, je mehr sich dadurch Philosophie in Gelehrsamkeit und ihr Studium in Bücherlesen verwandeln und je mehr Zeit also der Denker verlieren muss, um mit der Vorstellungsart seiner Zeitgenossen, denen er sich mittheilen will, bekannt zu werden.

An diese Betrachtungen über den Erfolg desjenigen Strebens, das, um nicht selbst zu irren, lieber durch Unterricht die Philosophie lernen möchte, schliessen sich andere an, die mit unserm Zwecke in näherer Verbindung stehen. Wenn grosse Köpfe sich frühzeitig in die Lehren anderer grosser oder grösserer Geister vertiefen, wenn es ihnen mit Mühe gelingt, das, was die Letztern nur hinschütteten, zu übersehen, zu verdeutlichen und zu berichtigen, so halten sie fest an diesem Gewinn und bleiben im Ganzen in den Spuren ihrer Führer, die sie zu ebenen Wegen bahnen. So folgen auf grosse Erfinder treffliche Ordner; so dem Plato ein Aristoteles, so auf Leibnitz Wolf und auf Kant Reinhold. Wir finden hier wieder das Bedürfniss, auszugleichen, zu sichten, Licht in das Chaos der Lectüre zu bringen. Aber wir finden nicht mehr jene Schlawheit des Denkens, jene Macht des Eindrucks; vielmehr ist hier der Ursprung der systematischen Form, der strengen Methode, des Strebens nach Gründlichkeit und Vollständigkeit. Definiren, dividiren, subordiniren, classificiren, das ist der Stolz dieser Methode. Durch solches Durch- und Durcharbeiten sucht sie ihren vorliegenden Stoff als Material fürs Lehrgebäude zuzurüsten; aber freilich werden so seine Mängel einem spähernden und nicht aus Vorliebe nachsichtigen Blicke bei weitem leichter offenbar. Schon in dieser Rücksicht erwirbt sie sich grosses Verdienst um die nachfolgenden Erfinder; noch grösseres dadurch, dass sie ihnen das Ziel weiter steckt und ihre Forschungen durch die Anforderungen der systematischen Form leitet. Aristoteles hatte dem Verstande Gesetze vorgeschrieben und Leibnitz durfte nicht mehr phantasiren wie Plato; Wolf hatte die bisherigen Resultate aller Speculationen in einem festen Zusammenhange dargestellt, und Kant konnte es unternehmen, die Vernunft zu kritisiren. — Wer erkennt nicht so auch in Reinhold's Ableitungen aus dem Satze des Bewusstseins das Mittelglied zwischen Kant's zerstreuter Aufzählung der Formen des Anschauens und Denkens und zwischen Fichte's Deductionen aus

dem Ich? Die letzten sind vielleicht das erste Beispiel von Erfindungen, die ein Geist sich durch die Strenge seiner Methode abnöthigte. Ob sie das Geheiss derselben wirklich erfüllen, davon muss ich in der Folge sprechen. Mir hat Fichte's Methode die Idee der meinigen gegeben, und aus dieser Idee allein hat sich — so viel ich mir wenigstens bewusst werden konnte — das System entsponnen, in das wir uns jetzt den Eingang bereiten. Sehen wir hier zurück; vorhin bemerkte ich, wie das Bedürfniss, die schon vorhandenen Untersuchungen zu ordnen, zur Methode, wie der Inhalt zur Form führte; jetzt im Gegentheil gehen wir einer Wissenschaft entgegen, deren Inhalt aus ihrem Plan entsprang. Dieser Gegensatz kann Licht über unsere bevorstehenden Untersuchungen verbreiten. Der letzte grosse Anordner war Reinhold; verweilen wir bei seiner Beschreibung der systematischen Form, die den Hauptinhalt der meisten Aufsätze im ersten Bande seiner Beiträge ausmacht und aus ihnen zusammengenommen sich mit vieler Deutlichkeit ergiebt.

Auf allen Blättern, besonders in den Einleitungen und Schlüssen, ist der Drang des Herzens sichtbar, der diese Aufsätze schrieb. In der Voraussetzung, die wichtigsten Wahrheiten seien durch Kant entdeckt und müssten allgemein einleuchten, wenn nur die allgemeine Verwirrung der Begriffe und der philosophischen Sprache gelöst wäre: war es eben das, was Reinhold als seine Arbeit ansah. Die Kantischen Beweise (sagt er bei allen Gelegenheiten in dem Aufsätze über das Verhältniss der Kr. d. r. V. zur Th. d. V. W.) sind richtig, sind merkwürdig, sind vortrefflich — aber sie überzeugen nur den, der sie versteht; — aber sie werden nothwendig missverstanden, wenn man sich die von Kant vorausgesetzten Grundbegriffe nicht vollkommen richtig, nicht vollkommen wie er selbst, bestimmt; — aber für diese richtigen Bestimmungen hat Kant nicht gesorgt, denn diese Grundbegriffe enthalten andere allgemeinere Begriffe in sich als Merkmale, und folglich können die einen nicht eher gehörig entwickelt werden, bis die andern entwickelt sind. Diese Forderung erneuert sich; die allgemeineren enthalten noch allgemeinere als Merkmale, die noch höhern wieder höhere u. s. f.; folglich müssen wir immer weiter heraufsteigen, bis wir den allerhöchsten Gattungsbegriff erreicht haben, nebst einem ihm zugehörigen

Prädicate, mit welchem verbunden er einen allgemeinen Satz bildet. Dieser Satz (Beitr. S. 356) kann entweder gar nicht oder er muss richtig gedacht werden, weil die Merkmale der Begriffe bei ihm nicht — als durch andere Sätze bestimmt — vorausgesetzt, sondern erst durch ihn selbst bestimmt gesetzt werden. Er ist nur ein Einziger, denn nur Eine Gattung kann die höchste sein. Er muss unmittelbare Evidenz haben; und diese erhalten durch ihn alle ihm untergeordneten Sätze, in wiefern sie von ihm bestimmt werden; nach der Regel, was von der Gattung gilt, gilt auch von allen Arten (Beitr. S. 279). In wiefern hingegen die untergeordneten Sätze dem Gattungsmerkmale ihre spezifischen Unterschiede hinzufügen, müssen sie eben so unmittelbar durch sich selbst einleuchten; „dasjenige, was sie zu diesem Merkmale hinzuthun, ist unmittelbar aus dem besondern Bewusstsein, welches sie ankündigen, geschöpft und insofern von allem Raisonement unabhängig“ (Beitr. S. 283). Beim Unterordnen kommt es vor allen Dingen darauf an, dass man keine nächsten Arten überspringe, sonst wird der erste Grundsatz völlig unnütz (S. 361), weil es an den nöthigen Mittelbegriffen fehlen würde, wenn man streitige Sätze durch ihn bestimmen wollte. Vom Grundsätze erhält die Wissenschaft unmittelbar nur ihre Form; ihre Materialien aber nur insofern durch ihn, als er dazu dient, fremde Materialien auszuschliessen und die noch fehlenden aufzusuchen, welche nie in ihm selbst enthalten sein und also auch nie durch ihn selbst geliefert werden können (S. 117). Es würde eine lächerliche Einbildung sein, wenn man annehmen wollte, dass eine ganze Wissenschaft in ihrem ersten Grundsätze wie eine Iliade in einer Nusschale eingewickelt liege, und dass man nur den ersten Grundsatz zu besitzen brauche, um die ganze Wissenschaft in seiner Gewalt zu haben. Im Gegentheil wird man den ersten Grundsatz nur dann erst in dieser Eigenschaft kennen, wenn man den ganzen Inhalt der Wissenschaft wenigstens nach seinen wesentlichen Bestandtheilen kennt“ (S. 116).

2.

Ueber den Unterschied von Kantischem und Fichte'schem Idealismus¹⁾.

Vegeak.

Kantischer Idealismus.

Das Empfundene ist nicht die Form der Objecte. Doch ist das Object der Anschauung sowohl als des Denkens geformt. Folglich ist das Object nur zum Theil durch Empfindung gegeben; zum Theil aber Resultat der Synthesis, durch welche die Einbildungskraft die Elemente der Empfindung in die unserm Sinn eigenen Formen des Raumes und der Zeit und in die dem Verstande eigenen Kategorien zusammenfasst. Als Bestätigung stimmt hiermit zusammen, dass die Formen der Anschauung nothwendige, nicht wegzudenkende Vorstellungen und die Formen des Verstandes nothwendige und allgemeine Urtheile sind. Auf die Weise zerfällt unsere ganze Erfahrung und Erkenntniss in den Theil, der von uns, und in den, der nicht von uns kommt. Da aber der letztere sich schlechterdings nicht mehr theoretisch auffassen lässt, so wird er uns ein ganz unbekanntes Ding an sich.

Eben dieses unbekanntes Ding oder die Welt dieser Dinge wird nun auch das Asyl für unsere Freiheit, weil dahin das Gesetz der Causalität nicht mehr reicht.

Fichte'scher Idealismus.

Das Unbekannte, nach Absonderung aller Form als Stoff übrig geblieben, ist gar nicht mehr Vorstellung, wir wissen also nichts davon und sprechen hier nur von unserer eigenen Erdichtung. Sofern in jenen Formen etwas von uns vorgestellt wird, ist es ganz unser und unsern geistigen Gesetzen unterworfen.

3.

Zur Kritik der Ichvorstellung²⁾.

Lilienthal, Ende Mai 1800.

Einwurf.

„Ein Sein ohne alle Qualitäten ist das Objective im Ich — Ich **bin!** — Als Eins mit diesem Sein wird gedacht

1) Von Herrn Senator Smidt in Bremen mir mitgetheilt. — 2) Desgl.

ein Denken dieses Seins — Ich bin **Ich!** Dies hat gar keine Schwierigkeit. Eine Intelligenz, deren Act gar nicht zum Bewusstsein kommt und gerade darum auch keinen Zweifel erregen kann, weil er nicht vermisst wird, denkt unmittelbar ein Sein, — sie denkt auch ein Denken dieses Seins; — beide sind, nach einem allgemeinen Canon, Ein Gesetztes in Einem Setzenden. Dies letztere braucht gar nicht bewiesen zu werden; wo nicht besondere Umstände eintreten, versteht es sich von selbst. Und die Materialien, das Sein und das Denken dieses Seins, bedürfen ebenfalls keiner Einführung durch Schlüsse; sie sind in dem Datum: Ich, unmittelbar gegeben.“

„Ich bin unmittelbar Ich. Du und Er — Ihr seid durch Euer Kommen und Gehen fern genug aus mir hinausgesetzt. Wir werden einander nicht verwechseln!“

War denn, im Vergleich mit der glücklichen Leichtigkeit dieser Erklärung, alle wissenschaftliche Forschung vergebliche, ja täuschende Mühe? Was war, was schien wenigstens, durch sie gewonnen?

Es wurde dadurch nachgewiesen — Ein — Denkendes, das unter andern — ihm allesamt zufälligen — Gegenständen seines Denkens auch an Sich Selbst dachte: — ein Vermögen, an Sich Selbst zu denken, dem folglich unter unendlich vielen Acten des Denkens auch der gegenwärtige im allgemeinen Begriffe und durch Vermittelung dieses von ganz andern Gedanken abgezogenen — nachher erst über seinen Ursprung hinaus erweiterten — Begriffs schon mit beigelegt war.

Es war nachgewiesen, wie ein Denken — im mehr und mehr geläuterten allgemeinen Begriffe — und wie ein Sein, dem dieses Denken eigen sei, — nicht als angeborene Vorstellungen, sondern als angebildete, aus der ganzen Vergangenheit hervorgezogene Begriffe, sich in die Einheit der gegenwärtigen Empfindungen zu einem unmittelbaren Selbstgefühl und Selbstdenken hinein und zusammen weben.

Dieses war im Zusammenhange mit den Grundlinien der gesammten Erfahrung dargestellt.

Doch blosser grösserer Gewinn entscheidet nichts.

Räsonnement — freilich auch nicht, wenn die Vorstel-

lung Ich ein angeborener versteckter Widerspruch sein sollte. Wem so etwas einfallen könnte, dem wäre durch nichts zu helfen, als etwa dadurch, dass er durch Selbstbeobachtung sich deutlich zu machen suchte, ob das Ich, ihm selber in ihm selber, in den deducirten Angeln der Erfahrung wirklich hänge oder nicht hänge. Der versteckte Widerspruch aber in der Vorstellung Ich, wie der Einwurf sie nennt, ist dieser.

Das Sein und das Denken dieses Seins sollten dasselbe sein. Nun ist auch das Denken; oder: das Denken hat ein Sein. Folglich ist das gedachte Sein eben dieses Sein des Denkens, oder: das Denken denkt sein eignes, — des Denkens — Sein; — so will es auch der Begriff des Ich. Da aber das Denken in actu nicht selbst durch diesen Act gedacht werden kann — so wird sich die Intelligenz, von deren Manier, Sich zu denken, hier die Rede ist, auch nicht vorstellen wollen, das Denken dächte sein Sein in der Qualität als sein, des Denkens, Sein, — denn in dieser Qualität liegt der Act der Denkens selbst darin.

Nun sollte das die einzige Qualität des Seins sein (damit man nämlich das Nicht-Ich umgehen könne.) Fällt sie weg, so kömmt ein ganz nacktes Sein heraus — die Intelligenz denkt also das Denken des allgemeinen Begriffs Sein, — also irgend eines Seins, — doch wohl kein Ich! —

Auch so ist der Einwurf noch nicht ganz auf seine Absurdität zurückgeführt. Das Sein des Denkens ist die Wirklichkeit des Denkens, — das wirkliche Denken, der Act des Denkens. Der ist es eben, der nicht gedacht werden kann. — Also, die Intelligenz denkt ein Denken, das gerade dasjenige denkt, was es gar nicht denken kann — sie denkt Unsinn.

Vorstellung ist in allem ihrem wirklichen oder eingebildeten Gegenstande gleich, nur sein Sein hat sie nicht. Sie ist aber auch, hat also ein anderes Sein. Vorstellung von mir selbst, ist auch; ist auch eben dadurch Vorstellung, dass sie von ihrem Vorgestellten das Sein abstreift und liegen lässt — also das Sein von mir, dem Vorstellenden, ist schlechterdings nicht das Sein von mir, dem Vorgestellten. — Oder die Begriffe verlieren allen Sinn in der allgemeinen Verwirrung. Ich also bin doppelt. Das Bild — ist; — das Abgebildete ist auch: — wäre dieses ist und jenes ist dasselbe: so hiesse es: das Bild ist das Abgebildete. Dann ist das

Bild nicht mehr Bild und das Abgebildete nicht mehr abgebildet.

Aber ich bin auch derselbe. Das Sein der Vorstellung — das Vorstellen, ist das einfachste, was wir denken können, Ein Act, — den wir nicht zerspalten können. Aber das Sein des vorgestellten Ich soll nicht dasselbe sein und doch auch dasselbe, — also es soll doppelt sein, — zusammengesetzt sein aus Ich und Nicht Ich — eine dynamische Einheit beider; — und Ich bin doppelt, indem ich zugleich einfach bin und auch doppelt.

4.

Ueber den Unterschied zwischen idealischer
und wirklicher Geistesgrösse.¹⁾

Vorgelesen in der deutschen Gesellschaft am Krönungstage 1812.

Nach der so eben vernommenen Rede die Aufmerksamkeit dieser hochzuehrenden Versammlung noch einmal in Anspruch zu nehmen, ist für mich, von manchen Seiten betrachtet, ein Wagestück, dessen Entschuldigung in dem mir ertheilten Auftrage muss gesucht werden, und das ich mir zu erleichtern gedenke, indem ich anknüpfe an denselben Gegenstand, dessen Betrachtung noch frisch vor unserer Seele steht; insbesondere an die Bemerkung, dass eines Jeden Meinung über den Fortschritt der Menschheit, wenigstens eben so sehr von seiner herrschenden Stimmung, als von Gründen abzuhängen pflegt. Ein frommes Herz, eine vom Idealischen erfüllte Seele, spricht innerlich mit andächtiger Stimme nach, was die Geschichte lehrt; so wird das Fortschreiten der Menschheit als ein schöner Glaube gar zu gern mit ausgesprochen; und soll davon noch eine Frage sein, so muss eine seltene Geistesklarheit hinzukommen nebst der Gewohnheit, auch die geliebte Meinung, die natürliche Voraussetzung einer nüchternen Untersuchung zu unterwerfen. Dagegen aber finden wir bei welt-erfahrenen Männern, die viel gethan, viel erreicht und noch weit mehr gewollt und gewünscht haben, sehr oft eine üble Laune, die nur traurige Wahrheiten anerkennt; wenigstens

1) Aus Herbart's literar. Nachlass durch Vermittelung des Hrn. Dr. Reicke in Königsberg mir mitgetheilt.

sobald von wirklichen Dingen, von wirklichen Menschen und deren Geschichte die Rede ist. Gemildert wird indessen diese Verstimmung durch die Trauer selbst, die der wirklichen Welt eine bessere Gedankenwelt gegenüber stellt, und nur darüber klagt, dass die Kluft zwischen diesen beiden Welten zu übersteigen keine Hoffnung gestattet sei.

Jedoch die Verschiedenheit des freundlichen und des unfreundlichen Blickes nebst dem davon abhängigen Urtheil äussert sich noch auffallender dann, wenn über die Zeitgenossen, ja über einzelne jetzt lebende, zum Kreise des täglichen Umgangs gehörende Menschen ein Ausspruch geschieht. Es giebt bekanntlich Personen, denen im Hause, in der Stadt und im Staate nur Gebrechen aller Art sichtbar zu sein scheinen; und diese Tadler aller Menschen und Verhältnisse sind oftmals fern von Missgunst, ja völlig offen für das Schöne und Gute, sobald es in überirdischer Beleuchtung erscheint, und nur nicht verlangt, für etwas Menschliches gehalten zu werden. Die gerade entgegengesetzte Stimmung würde man durchgängig erwarten bei denen; welche noch der fröhlichen Jugendzeit geniessen; das Alter der Freundschaft und Liebe, unverderbt und ungetrübt erhalten, scheint dazu gemacht, von der Heuchelei getäuscht, aber auch von allem wahrhaft Vortrefflichen lebendig ergriffen zu werden. Dennoch hat sich die befremdende Bemerkung mir aufgedrungen, dass die Beobachtung menschlicher Fehler und ein misstrauisches Klugsein-wollen sich oftmals auch in reinen Gemüthern zum Verwundern frühzeitig entwickelt, während ein seltsamer Stumpfsinn daneben besteht, der das Vorzügliche der umgebenden Personen nicht fassen, noch schätzen kann oder mag. Und wenn ich es nicht allzuschwer fand, in solchem Falle für die Erhabenheit der Ideale ein lebhaftes und wirksames Gefühl zu wecken, so war damit das Zweite, geringer Scheinende noch nicht erreicht, nämlich für das Würdige und Eigenthümlich-Grosse in den Charakteren nahestehender einzelner Menschen eine willige und rein geöffnete Empfänglichkeit zu erlangen. Die Gestalt des Menschen ist so gewöhnlich, so alltäglich: das Gute wird in der gemeinen Hülle nicht gesucht; die Phantasie mag lieber ein anderes Kleid dafür erfinden.

Wir selbst, — können wir uns ganz los machen von dieser unbilligen Abneigung, in unsern Brüdern das Vortreffliche

wieder zu erkennen? Oder wirkt ein tieferer Grund, gerade bei wissenschaftlich und philosophisch gebildeten Menschen, um eine scheinbare Trennung zu befestigen zwischen dem Idealen und dem Wirklichen, die nicht bloß eine Trennung sei dem Grade nach, sondern auch der Art nach; als ob niemals eine wahre Vergleichung des Einen mit dem Andern Platz finden könnte? Ohne Mühe lässt der Grund, warum es so erscheint, sich nachweisen. Er liegt in dem gänzlich verschiedenen Gange der Betrachtungen, durch welche wir das Ideal und durch welche wir die Kenntniss des Wirklichen gewinnen.

Es ist das Bedürfniss der Sittenlehre (welcher alles an der Reinheit der Ideen liegt) hinwegzuschaffen jeden gegebenen Stoff, bevor die Verzeichnung der Urbilder beginnt. Dadurch wird die Gemeinschaft abgeschnitten, die zwischen dem Urbildlichen und dem Gegebenen, das heisst hier zwischen dem Sittlichen und dem Menschlichen so lange scheint zu bestehen, als noch jenes für eine blosser Erhöhung und Verklärung des letztern gehalten ward. Nun muss zwar auch die reinste Sittenlehre dieselbe Gemeinschaft von neuem anknüpfen, sobald sie will angewendet werden. Allein hiebei vertraut sie nur allzuleicht jener vorgeblichen Kenntniss der menschlichen Seele, die aus mangelhaften Beobachtungen dürftig abstrahirt, gleich einer chinesischen Malerei, lauter grelle Farben dicht an einander rückt, und, wie alle Malerei, nur Oberfläche zeigt, nur Decke des innern Wesens und seiner Gesetze. Ein schlechtes Gemälde vom Menschen, voll von Zügen der Trägheit oder des Widerstrebens, muss nun die Stelle des wahren Menschen vertreten, indem auf ihn das Sittliche soll bezogen werden. So wird er denn ganz als Schüler behandelt, ganz zum Gehorsam bestimmt, ohne Frage nach dem, was er aus eignem Triebe vielleicht geleistet hätte. Unläugbar freilich ist dieser Schüler zugleich sein eigener Meister; denn Er ist es selbst, der in eigener Person das Sittliche erkennt und beschliesst. Aber die Einheit seiner Person ist ihm nicht klar, so lange er von sich selbst nur ein ungetreues Bild besitzt. Er kann über den vermeinten Zwiespalt in seiner Natur sich nur verwundern, aber nicht hoffen, ihn jemals verschwinden, ja nur merklich abnehmen zu sehn. Denn auch der gelehrige Schüler wird durch blosser Folgsamkeit niemals zum Meister; und wenn die sogenannte Sinnlichkeit im Men-

schen Alles thäte, was sie soll, sie bliebe dennoch ein unnützer Knecht, sie hätte weder für sich, noch selbst für ihren Gebieter einen Zuwachs an Würde errungen. Wenn auf solche Weise der Mensch mit sich selbst mehr entzweit zu sein glaubt, als er es ist: wie sollte er bei Andern mehr innere Einheit voraussetzen? Wenn er sich selbst in einem Bilde sieht, das nur bestimmt scheint, von den Vorschriften der Sittenlehre corrigirt zu werden, wird er Andre in einer edlern Gestalt erblicken? So lange er nicht weiss, wie vieles in ihm selbst liegt, das nur fröhlich emporspriessen dürfte, um das Musterbild wenigstens theilweise darzustellen, wird er noch weniger bei Andern die Wirklichkeit suchen und erkennen, die dem Ideal entsprechen sollte und vielleicht in der That entspricht.

Ich schweige für jetzt von der unrichtigen Ansicht der ersten Principien der Sittenlehre, welche hier einfliesst. Aber ganz eine andere Betrachtungsweise eröffnet uns die Beobachtung der wirklichen, besonders der werdenden Menschen. Kinderseelen liegen in manchen Augenblicken vor denen, die mit ihnen umzugehen wissen, ganz offen da. Von ihnen wird man häufig überrascht durch das Gute in seltener Reinheit, häufig auch durch das Schlechte, endlich oftmals durch den schnellen Wechsel des Guten wie des Schlechten mit dem ganz Gemeinen und Mittelmässigen. Im Lauf der Jahre schwinden die schönsten Züge zum Theil; wiederum andere treten an die Stelle; grossentheils unabhängig von der Absicht und Sorgfalt, sich zu veredeln, welche in der jugendlichen Seele mag herrschend geworden sein. Verfolge man aber jene überraschenden Erscheinungen nur ein wenig rückwärts und vorwärts, so ist es meistens sehr leicht, zu erkennen, wie gerade dieselbe herrliche Regung, die da verdient dass man ausrufe: Werdet wie die Kinder, — schon früher einmal als ein ganz gewöhnliches Begehren, als natürliche Neigung für irgend einen Gegenstand sich hat erblicken lassen. Und auch wiederfinden lässt sie sich oft genug unter den Triebfedern sehr schlimmer Handlungen, die man als ein grosses Verderbniss betrauern möchte, während doch deutlich die alte wohlbekannte Persönlichkeit, nur in andern Verhältnissen, vor Augen steht. Eine und dieselbe Anhänglichkeit an Geschwister und Gespielen bringt ein edles Opfer, und spricht die

dreiste Lüge; ein und derselbe feine Sinn für das Schickliche und Treffliche spannt den Eifer sich auszubilden, und schärft die Zunge des bitteren Tadels. Die Liebe gebietet den Hass; und das Vaterland scheidet Mitbürger von Fremden, die nur zu leicht Feinde werden. So ist es im Grossen wie im Kleinen; die Menschen sündigen mit dem nämlichen Triebe, der sonst ihr Lob und ihre Tugend ist. Nur die Beurtheilung geht hier weit aus einander; die Person in ihrem wirklichen Wesen ist Eins und ein Ganzes.

Wir haben also ganz verschiedene Betrachtungsarten, wovon eine der Sittenlehre eigen ist, die, um zur Anwendung zu gelangen, sich mit einer unvollkommenen Psychologie behilft; die andere aber durch Beobachtung des wirklichen Menschen geleitet wird.

Es ergibt sich daraus ein Gegensatz zwischen idealischer und wirklicher Geistesgrösse, der ohne Weitläufigkeit sich für jetzt durch ein Paar Bilder wird hinstellen lassen. Wenden wir uns an den Dichter, der einst diesen Gegensatz beklagte, indem er sang:

Da Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Eben derselbe hat späterhin das Menschliche selbst in den Himmel hinaufgerückt; er hat uns eine Jungfrau von Orleans gezeichnet, deren idealische Grösse mit den Heroen der Geschichte, einem Epaminondas, einem Gustav Adolph, keine Aehnlichkeit mehr zeigt. Nicht sowohl ein menschlicher Trieb, vielmehr ein göttlicher Ruf erweckt die Jungfrau und reisst sie los aus allen Verhältnissen, an denen sonst ein weibliches Herz pflegt zu halten; nicht Klugheit ebnet ihre Bahn, sondern Zuversicht und Glück; statt des Wissens hat sie die Eingebung, statt des Genies die Begeisterung. Das Menschliche regt sich bei ihr nur darum, damit offenbar werde, wie unverträglich es sei mit der Erhabenheit des Uebersinnlichen, und damit sich Gelegenheit finde, durch den Zorn des Himmels den irdischen Glanz zu verjagen, welcher über die göttliche Hoheit allzuvermessen sich gleich einem Nebel hingebreitet hatte. Wir wissen dagegen auch, wie derselbe Dichter gewohnt ist historische Personen zu zeichnen. Je menschlicher die Triebfedern, desto schwächer der Erfolg und der Ruhm; das Wissen verstrickt sich in den Irrthum; der Schlau-

heit folgt auf dem Fusse die Nemesis; das Genie und die Güte selbst müssen erliegen unter den Schlägen des übermächtigen Schicksals. Die Menschheit erhebt sich bei ihm nur, um zu stürzen; im Sturze bekennd, wieviel sie, am Ideal gemessen, verliere. Die Poesie scheint es also zu erfordern. Denn ein andrer grosser Dichter, der bei weit mehr Nachsicht gegen das Menschliche, auch weit mehr Meister ist im Gebrauch der mittlern Tinten, lässt uns allzuoft gerade da unbefriedigt, wo es darauf ankommt, die hellsten Lichtpunkte vors Auge zu bringen.

Aber dem wirklichen Leben kann die bloß idealische Absicht nicht genügen. Soll gehandelt werden, damit das Sittliche entstehe: so muss man einsehn, wie es in der menschlichen Brust sich erzeuge. Und je schwerer diese Einsicht, je gefährlicher eben deshalb der Zweifel, ob die Sittenlehre vom Menschen nicht das Unmögliche fordere: desto willkommener ist die Wahrnehmung, wie oft die Leistungen wirklicher Menschen neben den idealischen Forderungen nicht nur nicht zurückbleiben, sondern dieselben sogar übertreffen. Dies ist darum möglich, weil das Individuelle vollkommene Bestimmtheit besitzt, das Idealische aber nie ganz aus der Sphäre der allgemeinen Begriffe hernieder steigen kann. Die wirkliche That, vollends der wirkliche Mensch gleicht nicht selten dem Edelstein, der, im Lichte bewegt, aus einer Menge von Flächen und Kanten nach allen Seiten im mannigfaltigsten Wechsel sein Feuer sprüht, während die Phantasie nur mühsam so viele Trefflichkeiten zu einem einzigen Bilde zusammentragen und verschmelzen würde. So auch hebt kein Lehrgebäude der Moral unsern Geist hinaus über die Bewunderung der Stärke, welche zuweilen eine einzige einfache Triebfeder, z. B. die Vaterlandsliebe beweist, wenn sie nicht bloß, wie sie soll, den Angriff aushält und abwehrt, sondern erfinderisch selbst den Kampf und die Waffen ersinnt, womit sie dem rühmlichen Falle entgegeneilt. Nicht minder gross ist die Klugheit, wenn sie aus dringender Verlegenheit wie durch einen Zauber hervortritt, und selbst zarte Verhältnisse in dem Augenblicke veredelt, wo dieselben schienen zerreißen zu müssen. Schwer auch bleibt es noch immer nach tausend vorhandnen Versuchen, die Wissenschaften gebührend zu preisen, und es auszusprechen, wie viel Besonnenheit, wie viel ächt vernünftiges Ueberlegen und

Handeln, welche Fülle der Gemüthsruhe und welche Kraft des Duldens von ihnen wirklich ausgeht, womit der leere allgemeine Begriff, den hiervon die Moral aufnehmen oder aufstellen kann, sich gar nicht vergleichen lässt. Wenn aber endlich das Genie sich zur Tugend gesellt, — vielmehr sich selbst zur Tugend ausbildet: dann scheinen die Schranken zwischen Poesie und Wahrheit zu schwinden; dann eilen der Dichter und mit ihm der Sittenlehrer herbei zur Betrachtung der herrlichen Erscheinung, von der sie Farben, Formen und Begriffe entlehnen für künftige Productionen, die vielmehr Nachahmungen zu nennen wären. Wenn ich bedenke, wie viel ich selbst, in meinen beschränkten Kreisen, durchs Anschauen einzelner trefflicher Menschen gelernt habe: dann begegnet mir die Frage, wie viele ähnliche Anschauungen den Sittenlehren und den Idealen zum Grunde liegen mögen, die sich jetzt, in Worte gefasst, von einem Geschlecht auf das nächste, und dann mit neuem, ähnlichem Zuwachs auf die späteren Zeiten vererben.

Sollte demnach nicht gar oft unser eignes blödes Auge seine Schuld bekennen, wenn es klagt über unlautere Gesinnungen, verworrene Umtriebe, eigensüchtige Pläne, wo es die Mannigfaltigkeit der Rücksichten nicht auffasst, in die ein charaktervoller und weitwirkender Mann sich verflochten findet? Freilich, ein solcher Mann hat einen Zweck; nicht nur einen, er hat viele Zwecke; sein Sittliches ist keine leere Form; seine Grösse liegt in der Stärke des Wollens, in der Umsicht, in der Verbindung und Unterordnung der Absichten. Ursprüngliche Regsamkeit, wohlwollende Gefühle, Uebung im Entsagen, Verschlussenheit gegen Neugierige, Strenge gegen die Störer der Ordnung, Consequenz in Verfolgung der Pläne, Nachgiebigkeit gegen veränderte Umstände, — dies alles, und wie vieles andere, liegt als wesentliches und unabtrennliches Bestandteil in der Einen Tugend des wirklichen Menschen dergestalt verschmolzen, dass man schüchtern werden muss, diese schwer zu übersehende, im Handeln stets bewegliche Verbindung, an einem Ideale zu messen; dass man eher es als Rechnungsprobe für die Richtigkeit des Ideals selbst ansehen könnte, wenn es eine solche Verwickelung als einen geordneten Zusammenhang darzustellen, und für ein solches Mannigfaltiges die Bedingungen der Vollständigkeit nachzuweisen im Stande sei. Anstatt aber mich hier in

systematischen Betrachtungen zu versuchen, erinnere ich mich der Grenzen dieses Vortrags, und bemerke nur noch, wie viel eine bessere Psychologie uns leisten könnte, wenn es durch sie einst gelänge, unsere Begriffe von wirklicher und idealischer Geistesgrösse einander näher zu bringen: indem sie zu dem, was sein soll, die Möglichkeit in der menschlichen Natur nicht postulierte, sondern deutlich nachwies, und dadurch uns die Augen öffnete über so viel Treffliches, das in den Menschen wirklich ist, oder doch angefangen hat zu sein, und das erkannt und verstanden werden muss, damit es könne planmässig weiter gebildet werden.

5.

Ueber Gesetzgebung.¹⁾

Die Zeitpunkte, wo eine einigermaassen umfassende Gesetzgebung zu Stande kommt, sind immer selten in der Geschichte eines Staates. Dagegen gehen temporäre Anordnungen, und die allmähliche Gestaltung der Gewohnheiten ihren ununterbrochenen Gang.

1. Jene, die umfassenden Gesetzgebungen und Gesetzsammlungen, bezeugen das Bedürfniss eines Systems der Gesetze. — Der Staat ist ein Ganzes; er ist das Organ, durch welches die Kräfte der Einzelnen sich in einem Punkte sammeln und von ihm aus wieder vertheilen. Je mehr die Einzelnen sich in dies Ganze verschmelzen, d. h. je mehr Verkehr unter ihnen ist, je schneller, leichter, vielfacher alle Art von Mittheilung und Tausch unter den Bürgern nach allen Seiten umherläuft, desto besser befindet sich bekanntlich der Staat. (Die Lehre von der Circulation des Geldes liesse sich hier auf alles, was dem Menschen einen Werth hat, erweitern.) Aber eben dieser Verkehr ist der Gegenstand der Gesetze; er ist ihnen unterworfen, nicht, um durch sie beschränkt, gedrückt, zurückgehalten, sondern um auf alle Weise erleichtert und beschleunigt zu werden. Sein ganzer möglicher Umfang, alle seine möglichen Wege müssen also dem Gesetzgeber vor Augen gelegen haben, jede Bestimmung der

1) Herbart's S. W., Bd. XII. S. 446. Durch Herrn Senator Smidt mir mitgetheilt.

Gesetze muss auf alle übrigen berechnet sein. Die Finanzen sind hier das beständige Beispiel. Jeder guter Finanzminister berechnet alle Einkünfte, und alle möglichen Quellen derselben, gegen alle nöthigen Ausgaben — aber diejenigen Finanziers, welche eine Art von Gewinn, z. B. die Manufacturen, ausschliessend im Auge haben, machen bekanntlich sehr sichtbare und fühlbare Fehler. Aber im Staate sind die Finanzen, obgleich der sichtbarste, doch nur ein kleiner Theil von dem Ganzen, das sich durch den wechselseitigen Einfluss aller seiner Theile erhält. Nur ein kleines Beispiel: Die Verwaltungen in der Schweiz waren in den grösseren Staaten im Ganzen sehr gut; — aber man hatte den Patriotismus einschlafen lassen, hatte gar nicht daran gedacht, dass man auch die Geister in einer gewissen Stimmung erhalten müsse — und so fiel der Staat.

2. Die temporären Anordnungen bezeugen zwar zum Theil wohl die Mangelhaftigkeit der zum Grunde liegenden systematischen Einrichtung — zum Theil aber auch die Nothwendigkeit einer beständigen Modification jenes Systems. — Man kann keine öffentliche Einrichtung aufmerksam betrachten, ohne die Beziehung zu bemerken, in welcher sie zu der Cultur der Zeit, zu den Sitten und Gesinnungen der Nation steht. Unter einer gewissen Grenze durfte die Cultur nicht stehen, oder die Einrichtung war unmöglich. Von einer anderen Seite angesehen, heisst dies, über eine gewisse Grenze durfte die Cultur nicht gestiegen sein, oder die Einrichtung ward nothwendig. — Aber die absoluten Grenzen der Cultur sind noch nicht gefunden, es wird also so fortgehen. — (Beispiel von der Criminalgesetzgebung.)

3. Man weiss aus der Geschichte — und man kann sich's a priori erklären — dass die temporären Anordnungen der stete Feind des gesetzlichen Systems waren. Nicht selten sind dem letztern durch jene nach und nach seine Grundvesten entzogen worden; jedesmal ist in das System dadurch eine immer wachsende Verwirrung, Unzuverlässigkeit, Schwäche gekommen. Anstatt dass das System sich jede Verbesserung hätte systematisch aneignen sollen, hatte man es leichtsinnig aufgegeben. Lacedämon und Athen und Rom haben auf diese Weise die Wohlthaten ihrer alten Verfassungen viel zu früh

aus den Händen gegeben. Der Versuch der Rückkehr zum alten ist von allen dreien gemacht worden; aber nun war er unmöglich. Was hätte dagegen aus einem Entwurfe, wie der Solonische und Lykurgische es war, alles werden können, wenn man — sich erstlich beständig in den Geist des ersten Gesetzgebers ganz herein gedacht, zweitens eben so genau die Ansprüche jedes Augenblicks abgewogen, drittens den Process beider, des Alten und des Neuen, in dem Geiste eines behutsamen Richters entschieden hätte.

4. Daraus gehen die Schwierigkeiten hervor, die jede Regierung bei der Erhaltung und Vervollkommnung der Gesetze finden muss. Die allgemeinste Schwierigkeit ist die, dass jede Art von Regierung gegen den Andrang augenblicklicher Bedürfnisse oder Vortheile leicht zu nachgiebig ist. — Eine demokratische Versammlung ist meistens des allgemeinen Zusammenhangs der Einrichtungen zu wenig kundig; und gegen jeden, der ihr aus derselben ein Resultat würde ziehen wollen, zu misstrauisch; — ein System ist weniger Menschen Sache! — Ein Monarch wirkt mit seiner einzelnen Persönlichkeit immer viel zu stark in dem Staat und müsste in der That eine hohe Selbstverläugnung besitzen, wenn er blos die vorhandenen Gesetze gegen die Lage der Dinge beständig abwägen, nie sein eignes Gewicht mit in die Wagschale legen sollte.

Der Zwang der äusseren Politik thut viel in Europa, um alle unsere Regierungen derjenigen Sorgfalt und Vorsicht näher zu bringen, die hier gefordert wird. Dadurch wird die Monarchie grossentheils in Ministerregierung und diese wieder in Collegien-Regierung verwandelt; — in einen wohlthätigen Aristokratismus, der wenigstens manche genauere Kenntniss aus der Schule an den Platz hinbringt, wohin sie gehört, um Frucht zu bringen. — Eben die äussere Gefahr hält auch die Demokratie im Zaum und giebt ihr etwas von der Bescheidenheit, mit welcher sie den kundigen Männern so lange Zutrauen und Achtung bezeigen soll — bis sie zu der nothwendigen Kunde sich selbst mehr aufgearbeitet habe. Hierin nämlich liegt insbesondere

5. für demokratische Versammlungen das Mittel, sich der Solidität der öffentlichen Wohlfahrt zu versichern.

a) Man sollte sich allgemein bemühen, ein Jeder nach

Kraft und Gelegenheit, sich sowohl mit der Basis der Staatseinrichtung, den längst bestehenden Gesetzen — als auch jedesmal mit dem Zustande der Zeit etc. bekannt zu machen und zu erhalten. Insbesondere müssten junge talentvolle Männer — die ersten besten, nicht bestimmte Personen, weil das Misstrauen veranlassen würde — in dem öffentlichen Wunsche eine beständige Aufmunterung und in dem öffentlichen Unterrichte das Hülfsmittel finden, sich diesem Studium in Detail zu widmen — wozu dann ganz allgemein alle Staatswissenschaften gehören.

b) Man sollte eine Gesetzcommission aus Personen von verschiedenen Ständen permanent einsetzen, welcher die speciellste Wachsamkeit über alles Hierhergehörige aufgetragen wäre. Dieser sollte man — am besten nach ihrem eigenen Gutfinden — Veranlassung geben, sich öffentlich von Zeit zu Zeit mitzutheilen. Auch sollte man sie häufig in vorkommenden Fällen zu Rathe ziehen, ihr auch allenfalls eine gewisse Stimme in der öffentlichen Entscheidung einräumen.

c) Das demokratische Misstrauen sollte beständig durch die Bescheidenheit sich selbst zügeln, welche der Unwissendere dem Kundigen stets schuldig ist, und seines eigenen Bestens wegen ihm nicht entziehen darf.

6.

Ueber das Bedürfniss der Sittenlehre und Religion in ihrem Verhältniss zur Philosophie.

Vorlesungen, gehalten im Museum zu Bremen 1800 ¹⁾.

Erste Vorlesung.

Einleitung.

Wir leben in einem Zeitalter, welches sich rühmt ein gebildetes zu sein. Was heisst Bildung? Soviel als Veredelung? Und ist ein gebildetes Zeitalter ein solches, in welchem die Menschen ein schöneres, würdevolleres Leben führen, in welchem sie vor ihrem eigenen Urtheile besser bestehen als in den früheren Perioden der Dauer unserer Gattung? Einen solchen Ruhm unserer jetzigen Sinnesart und Lebensweise zu-

1) Brief vom 10. Nov. 1800. Durch Herrn Senator Smidt mir mitgetheilt.

zuerkennen, in solcher Bedeutung unsre heutigen öffentlichen und Privat-Verhältnisse über die älteren zu erheben, möchten wohl nicht blos die Greise verweigern, welche in die Fröhlichkeit ihrer Jugendjahre sich zurücksehnen, sondern auch die unbefangenen Kenner und die weisesten Beurtheiler der Geschichte und ihrer mancherlei Erscheinungen von steigender sowohl, als sinkender menschlicher Vortrefflichkeit. Ausgebildet aber hat sich die Kunstkraft, versucht hat sich die Industrie, vervielfältigt sind die Erfindungen, ein grosser Markt ist eröffnet, auf welchem feilgeboten werden nicht nur die Bequemlichkeiten des körperlichen, sondern auch die Geniessungen des geistigen Lebens; nicht nur die Geräthe der Hand, sondern auch die Werkzeuge des Verstandes; nicht nur Namen, sondern auch Worte, Wendungen, Formeln, Systeme, nach dem Belieben eines Jeden. Hervorgebildet sind alle die mancherlei möglichen Sinnesarten, zu welchen der Mensch sich erheben und sich verlieren kann; neben einander aufgestellt sind die Muster des Betrugs und der Treue, der Arglist und der Güte, der Aufopferung und des Egoismus, — hier brüstet sich die Kunst, dort das Wissen, da der Zweifel, und wieder dort die Gewalt und der Raub, und die Pracht und der leere Schmuck der Namen, der Titel und Bänder!

Was Wunder, wenn so bunten Sitten eine beinahe gleich bunte Sittenlehre entspricht? Die Begriffe richten sich nach den Sachen und die Worte nach den Gewöhnungen. Was in den Gemüthern ist, das findet auch Sprache, das ründet und glättet seinen Ausdruck, das lernt die schwächern Menschen umher für sich einnehmen, und sie zur Nachahmung auffordern.

Dem jungen Manne, der in der Welt nach Bildung sucht, wird es nicht an Menschen, noch weniger an Büchern fehlen, die sich ihm zur Führung darbieten.

Er wird sich Anfangs freuen über den Reichthum guter Gelegenheiten. Und indem er sie alle zugleich zu benutzen strebt, wird es ihm vielleicht lange Zeit entgehen, welche Gegensätze, wie viel Widerstreitendes in allem dem liegt, was sich mit gleich empfehlender Miene sein Zutrauen verschafft. Ich habe Personen gekannt, welche mit gleicher Empfänglichkeit und gleich hingebener Liebe sich mit Göthe und Jacobi und Fichte, mit neuester Philosophie und mit theolo-

gischer Gelehrsamkeit beschäftigten, ohne zu merken, wo eins das andere stösst, ohne Furcht, durch das eine verdorben zu werden für das andere, — und was die Hauptsache ist, ohne Besorgniss, wie sie am Ende sich selbst wiederfinden würden nach so vielfachem Rütteln an ihrer eignen Gemüthsart.

Wer hingegen in sich selbst einen Keim von Charakter hat, der wird einer andern, eben so schlimmen Einwirkung unsres bunt ausgebildeten Zeitalters entgegen gehen. Indem seine Natur sich sträubt gegen die Biegung, indem er sich unbehaglich angeregt fühlt von dem, was ihm zu hoch und zu fein ist, wird er sehr gern die Widersprüche unserer heutigen Cultur auffassen, um dadurch bei sich einen allgemeinen Zweifel an dem Werth aller Bildung zu rechtfertigen, und entweder seiner Trägheit zu allem Höherem das Wort reden, oder seinen Eigenheiten freien Spielraum geben, die doch in seinen Augen eben so gut sein dürften, als die Eigenheiten aller übrigen Menschen.

Die Beispiele hierzu sind noch häufiger als jene. Giebt es doch Leute genug, welche meinen, alles zu thun, was man nur verlangen könne, wenn sie ihr Brodgeschäft, und was damit zusammenhängt, gehörig besorgen, und nach gethaner Arbeit sich so vergnügen, dass der Geldumlauf und die Gewerbe dabei profitiren.

In der That, diese Gleichgültigkeit gegen die Uebel, unter denen die Menschheit leidet, diese Tödtung der feineren Gefühle, diese freiwillige Beschränkung des geistigen Blicks, dieses Haften an dem Irdischen und Zeitlichen findet einige Entschuldigung darin, dass die Lehren von dem Ueberirdischen und Nicht-Zeitlichen so widersprechend lauten, dass die Feinfühlenden, die Gebildeten einander so oft und so leicht beleidigen, dass die Rathgeber, welche den Uebeln der Menschen Hülfe anboten, in so rauhem Contrast mit unseren traurigsten Erfahrungen stehen.

Aber, mag die Engherzigkeit, mag die Gleichgültigkeit gegen das Schöne und Gute noch so natürlich entstanden sein, mag ihr die gegenwärtige politische und die literarische Lage noch so sehr entsprechen: der Keim der menschlichen Natur ist dennoch in seiner Tiefe ein Anderer, — und er ist in seinem Wesen unveränderlich. Zudem rede ich hier vor jungen

Männern, welche vom Rost der Zeit noch wenig angegriffen sein können.

Und so ziemt es sich denn, vorauszusetzen, dass in Ihnen, m. H., noch kein unüberwindliches Misstrauen gewurzelt ist gegen das, was im Allgemeinen Bildung heisst, — und was die Hauptsache ist, dass Sie nicht bloß die mannigfaltige Fähigkeit zu den unzähligen verschiedenen Arten der bessern sowohl als der schlimmeren Ausbildung in sich tragen — sondern auch das Bedürfniss fühlen, dies Schlimmere und jenes Bessere zu scheiden, zu sondern, zu sichten: dass Sie endlich auch der edelsten aller Fähigkeiten nicht ermangeln, derjenigen nämlich, durch welche der Mensch sich selbst den Maassstab des Guten an das Schlimmere giebt, — ohne welchen Maassstab niemals ein Begriff von Güte, niemals ein Zug von Achtung für die Pflicht und von Bewunderung für die Tugend in menschliche Seelen gekommen wäre.

Wir alle werden erfüllt von unwillkürlichem Beifall, wenn eine That der muthigen Anstrengung für Recht und Billigkeit und Menschenwohl herdurchbricht durch die Gewebe des Eigennutzes und durch die Ränke der Feigheit. Wir alle werden ermuntert, die Spur einer solchen That aufzusuchen, und wie von ihr angeführt, vorzudringen zu gleichem Lobe und zu gleicher Wirkung.

Denn wir haben kein Wohlgefallen daran, uns über dem müßigen Genuss zu betreffen, es fühlt Jeder, dass in Augenblicken der gemeinen Lust ihm der innere Zuschauer im Wege ist! Aber die Selbstbeschauung ist uns unvermeidlich, und das eigne Zeugniß muss sehr künstlich bestochen sein, um sich zur feilen Selbstschmeichelei zu erniedrigen.

Nur das ist zu bedauern, dass dies unser inneres Zeugniß immer nur gelegentlich vernommen wird, dass es von Natur keine zusammenhängende Sprache redet, dass die einzelnen Laute, welche es ausstösst, meistens zu spät, meistens nach geschehener That ertönen. Vorher wirkt ein blinder Trieb, oder, von den Umständen aufgeregt, eine Begierde, eine Leidenschaft, ja wir selbst, so scheint es zu Zeiten, wir selbst sind dieser Trieb, wir selbst sind ganz Begierde, ganz Leidenschaft — und doch kommt wieder eine andere Zeit, wo uns der Trieb als etwas ganz Fremdes erscheint, das gar nicht zu uns gehöre, wo wir die Begierde einen Rausch, die Leidenschaft eine Krankheit

nennen und uns nicht wenig bedauern, dass so etwas uns zustossen und anstecken, aus unserer wahren Persönlichkeit uns herauswälzen konnte.

So will der Mensch sich selbst nicht wieder erkennen! Im Augenblick der Leidenschaft hiess die Vernunft eine fremde Störerin; bei vernünftiger Besinnung wollen wir es nicht wissen, dass die Leidenschaft unserem wahren Selbst zugehöre. Es scheint also, wir sind aus heterogenen Bruchstücken zusammengesetzt, und unsre wahre Gestalt ist ein Traum!

Wer möchte diesen Gedanken ertragen? — Und gleichwohl müssen wir es, so lange wie wir uns nehmen, wie wir sind! Soll hingegen eine ächte, feste Persönlichkeit in uns aufgehen, ein Charakter überdies, der unsers eignen stetigen Beifalls gewiss sei, so müssen wir eine neue Schöpfung beginnen, wir müssen uns neu erzeugen, durch unsern Entschluss, wir müssen uns machen — es muss Jeder sich setzen, nicht wie er sich findet, sondern wie er sich fordert.

In diesen Ausdrücken werden Mehrere von Ihnen, m. H. die Kraftsprache sowohl unsrer Religionslehre als unsrer bessern Philosophie wieder erkennen. In der That sind es diese und ähnliche Ausdrücke, worein ganz verschiedene Personen ganz verschiedener Zeiten das nämliche tiefe und mächtige Gefühl ergossen haben, es sei unmöglich, dass der Mensch zu sich selbst komme, er wallfarte denn mit rein gehorsamem Sinne zu dem heiligen Tempel der Pflicht, hier aber werde er antreffen und umfassen sein eignes, wahrstes Wesen und mit demselben Ruhe finden und festen heitern Frieden.

Dieser Lehre gemäss ist das höchste Gesetz, die höchste Weisheit und das höchste Gut nur Ein und derselbe Gedanke. Der Weise ist Herr seiner selbst, und es mangelt ihm nichts. In ihm durchdringt sich Gehorsam und Herrschaft, Entsagung und Befriedigung.

Aber wo ist dieser Weise? Wer ist dieser Weise? Wer wird es sein, wer kann es werden? Wer vermag das höchste Gesetz zu erfüllen und das höchste Gut zu erwerben?

Dies sind die kleinmüthigen Fragen, welche das kaum gehobene Gemüth wieder zurückzuwerfen pflegen und allen Eindruck jener erhabenen Lehre zu verlöschen lieben. Denn wer so fragt, der hat nicht eben die Absicht, Belehrung zu suchen über die Natur des menschlichen Geistes. Man könnte

solchen Fragern keinen schlimmern Gefallen thun, als wenn man sie beim Wort nähme, und sie zwingen wollte, mit einzugehen in die Tiefen der Metaphysik und der Psychologie, um dort die Grenze der menschlichen Kraft, wovon sie so gern in allgemeinen Ausdrücken reden, einmal wirklich mit ausmessen zu helfen. Das ist viel zu unbequem, in der That so unbequem und schwer, dass schon zur Unternehmung, vollends zur Fortsetzung ein gewisser Grad von sittlicher Kraft erfordert wird, der sich nicht mehr durch kleinliche Zweifel zurückscheuchen lässt.

Aber keine Regel des Handelns anerkennen zu wollen, deren Ausführbarkeit nicht bewährt ist, dies ist die Art der Menschen. Das sieht man beim Schlendrian aller Art.

Das erste, was uns dabei einfallen muss, ist: dass die Anfänge der meisten Künste Wagstücke waren, so die Anfänge der Arzneikunst, Staatskunst, Kriegskunst, und dass man zu nichts gekommen wäre, wenn man nichts hätte versuchen wollen.

Wenn die Rede von physischen Uebeln ist, dann fühlt Jedermann, wie thöricht es wäre, immer unter demselben Drucke leiden zu wollen, in denselben halben und falschen Maassregeln des bisher Ueblichen zu verharren, da vielleicht ein muthiger Versuch geholfen und auf allen Fall das Uebel wenig verschlimmert hätte. Aber moralische Verkehrtheiten erträgt man leichter; um ihretwillen greift man nicht gern in einmal angenommene Gewohnheiten. Als ob der moralische Tadel weniger streng und beharrlich wäre wie die Forderungen des physischen Bedürfnisses!

Ich übergehe hier die Untersuchung über die Freiheit des Willens, — welche zuweilen so sonderbar behandelt und verstanden wird, dass es scheint, die Menschen seien sich überall ihres Willens nicht bewusst, und harrten auf den Ausspruch der Philosophen, ob er ihnen ihr eignes Wollen gestatten oder abschlagen, und noch obendrein ihr moralisches Gefühl legitimiren oder confisciren werde.

Aber dem Kleinmuth gegenüber steht der Uebermuth. Ist jener schwach, so ist es dieser nicht minder. Das ist es, was man denen zugeben muss, welche nicht handeln wollen, ohne die Möglichkeit der Ausführung vor sich zu sehen. Es ist unlängbar: blos aufs Gerathewohl hin wird der Vernünftige

seine Thätigkeit nie ausströmen lassen. Wer da handelt, der will etwas vollbringen; wer wirkt, will etwas wirken. In einen bloß gewagten Versuch legt man keine besondere Energie, am wenigsten die Energie des ganzen Lebens und unserer ganzen Kraft. Uns aufs völlig Ungewisse hin einer angestregten Wirksamkeit zu widmen, dazu würde uns keine Triebfeder, und auch selbst die moralische nicht, treiben können.

Hier nun ist der wichtige Punkt des Zusammenhangs zwischen Moral und Religion.

Von jeher suchten alle Völker ihren Muth in dem Glauben. Ohne diese Zuversicht gab es kein festes Princip einer anhaltenden Thätigkeit.

Aber von jeher auch hat die Religion den Menschen einen solchen Muth leihen müssen, wie sie eben dessen bedurften. Erst wollten sie handeln, dann meistentheils erst wurde ein solcher Glaube erreicht, wie er zu einem solchen Wollen und einem solchen Handeln sich schickte.

Diese Wandelbarkeit der religiösen mit der sittlichen oder unsittlichen Gesinnung verräth sich auch in den Systemen der Philosophen Spinoza — Fichte — Plato — auch Epicur.

Was wird die Religion, — was die Sittenlehre — bei solcher gegenseitigen Abhängigkeit? Kann sie ihr frommen? Ist unsre Ueberzeugung von dem Dasein der Gottheit und der Würde dessen, was sein soll. so gleichartig? — Bei den besten der Menschen findet sich indessen nur eine Verbindung von beiden.

Einige Betrachtungen und Notizen hierüber werden den Gegenstand der nächsten Vorträge ausmachen. Bis dahin — gedenken wir des ursprünglichen Beifalls und Missfallens in uns selber, jenes einzig festen Punkts, welcher von speculativen Zweifeln eben so unbewegt, so unberührt bleibt, wie von allem Wechsel der Laune, Neigungen, Begierden und Leidenschaften.

Zweite Vorlesung.

Leben ist Bewegung, aber die Bewegung darf nicht ein athemloses Laufen sein. Thätigkeit und Ruhe müssen wechseln.

Genöthigt ist der Mensch zum Handeln schon durch seine Bedürfnisse. Bewogen wird der edle Mensch zum Handeln

durch seinen Kunstsinn und durch sein sittliches Gefühl. Aber die Natur des Menschen ist nicht so bedürftig, und der Kunstsinn und selbst das sittliche Streben soll nicht so treibend wirken, dass die ganze Kraft verbraucht würde, dass die Ruhe um ihre Stunden, die Besinnung um ihre Musse käme. Denn verlöre sich der Mensch ganz und gar ins Handeln, verwickelte er sich ganz in die Maassregeln seiner Thätigkeit, so würde er endlich sich selbst nicht mehr kennen. Nun wäre es zwar das Höchste, zugleich innerlich zu ruhen und äusserlich zu handeln, und ganz ohne innere Ruhe kann auch wirklich niemand nach einem festen Plane wirken. Aber gänzlich beide zu verbinden, ist wieder nicht möglich, weil der Mensch sich nach den Umständen richten, folglich ihnen seine Aufmerksamkeit successiv hingeben muss. Und dadurch wird er selbst unaufhörlich in seinem Innern modificirt, und bedarf bestimmter Zeiten des ruhigen Nachdenkens und der Sammlung, um sich innerlich gleichsam wieder herzustellen, wo nicht sich zu verbessern und sich zu heben.

In solchen Zeiten der Rückkehr zu sich selbst sieht nun der Mensch nicht blos sich, sondern auch die Welt umher; er schaut auf beides mit prüfendem Blick, mit der ihm eignen Kraft, der Censor zu sein sowohl seiner selbst als der Welt. — Wohl dem sittlichen Menschen, welcher in solcher Zeit sich selbst mit Beifall betrachten kann! Aber auch wohl dem religiösen Menschen, der nicht zum Missfallen, zum Widerwillen, zum Ekel an der Welt sich berechtigt glaubt, weil er vielleicht durch einzelne widrige Züge dazu hingerissen wird! Wohl dem zufriedenen Manne, den die reine, unverdorbene und im Wesentlichen unverderbliche Natur alsdann mit heiterem Glauben an die Gottheit erfüllt. Er allein wird wahrhaft ruhen, und gestärkt durch die Ruhe sich aufs neue zum Handeln erheben. Dem Missmuthigen, dem Tadler, dem Zweifler werden zwar auch nicht die Motive, — es wird ihnen aber die Heiterkeit, die gesunde Kraft fehlen, welche nur das befriedigte Gemüth in seine Laufbahn mitbringt.

Hier haben wir bei einander, was uns über das Bedürfniss der Sittenlehre sowohl als der Religion aufklären kann. Jene muss uns im Handeln bestimmt haben, von ihren Antrieben müssen unsre Entschlüsse ausgegangen sein, wenn wir bei ruhiger Rückkehr zu uns selbst unseres eignen Beifalls werth sein,

wenn wir Frieden gleichsam in unserem eigenen Hause empfinden wollen.

Aber die Religion muss uns den Blick auf die Welt erheitern, in deren Mitte wir uns finden; sie muss uns hüten, dass wir uns selbst mit unserem guten Willen nicht für Fremdlinge in einer feindlichen Gegend halten.

Fragen wir uns nun, ob denn die Religion keinen Einfluss auf unser Handeln habe? Da dasselbe durch die Principien der Sittenlehre gänzlich bestimmt zu sein scheint, so ist auch darauf leicht zu antworten. Nämlich die Sittenlehre bestimmt zunächst nur unsern Willen, und zeigt uns nur im allgemeinen, welches die würdigen Zwecke eines vernünftigen Lebens, welches die grossen Aufgaben der Menschheit sind. Aber sie flösst uns nicht die Hoffnung des Gelingens ein; sie überlässt uns dem Zweifel, ob nicht eine übermächtige Naturgewalt uns zerstörend entgegenwirke, ob nicht die Bemühung edler Menschen vergeblich, und ihre Begeisterung Unverstand sei, ob der gute Wille nicht zur Thorheit werde, sobald er aus der Tiefe unserer Brust hervortritt an das offene Tageslicht und in das Gewühl der menschlichen Strebungen? Hier nun bedürfen wir im Kleinen der Klugheit, im Grossen der Religion.

Die Klugheit prüft im Einzelnen die Umstände, und forscht nach, ob es eben jetzt Zeit sei zum Handeln. Wo nicht, so heisst sie uns warten auf bessere Gelegenheit. Diese Klugheit muss erweitert werden durch Menschenbeobachtung und Naturkenntniss.

Aber der Gesichtskreis der Klugheit ist beschränkt. Ein erhabenes Vertrauen muss ihn erweitern, das auf die Zeichen der uns befreundeten Natur sich stützt, und nun so wenig wanken darf als eine einmal geschlossene Freundschaft.

Die Erinnerung an die Freundschaft giebt mir die schönste Gelegenheit der Rückkehr zum Anfange, um den Kreis meiner heutigen Betrachtung zu schliessen. — Was ist uns der Freund? Ist er blos ein Gehülfe, auf den wir zählen im Handeln? Oder ist er eine Quelle unseres innigen Wohlseins, unserer Freude, in der Ruhe eine Erhebung und Stärkung unseres eignen Gefühls vom Guten und Schönen? das freilich schon vorhanden sein muss, um jetzt dieser Belebung fähig zu werden; denn erst müssen wir den Freund verdienen, um dann

in seinem Besitze glücklich sein zu können. So muss erst das Herz sich veredeln, ehe der Geist nur den Gedanken der Gottheit zu erreichen vermag.

Schwerlich ist irgend etwas unter den menschlichen Dingen der Religion so nahe zu vergleichen, als eben die Freundschaft. Beiden können wir uns nur hingeben in der Musse, beide fordern ein reines, lauterer Gefühl, frei von Eigenliebe, frei von Uebermuth, beide ruhen auf Treu und Glauben, sie verlangen Zutrauen, Hingebung, Anschliessung. Keine von beiden lässt sich darauf ein, der theoretischen Zweifelsucht eine apodiktische Beweisart entgegen zu setzen. Sie wollen gefühlt und alsdann für immer ergriffen sein. Wer durch die leere Möglichkeit, man könnte sich doch irren! von ihm abgeschreckt wird, ist ihrer nicht werth. Sie gehen aus von einer Zuversicht, welche eben sowohl begründet ist, als die, mit der wir die Realität einer geordneten Welt ausser uns überhaupt voraussetzen. Sie lohnen durch eine Zuversicht, welche uns selbst der Güte unseres Willens erst froh werden lässt, indem sie derselben eine gelingende Wirksamkeit versprechen. Lassen wir nie von der Traulichkeit der Freundschaft! nie von der Feier der Religion! Und geben wir auch der Freundschaft ihre Feierstunden und der Religion ihre Traulichkeit.

Dritte Vorlesung.

Wir haben es uns schon gesagt: die Sittenlehre gilt dem Handeln, die Religion der Ruhe. Nicht die Stimme des Gewissens bedarf einer Verstärkung (sie soll wenigstens stark genug für sich sein), aber die Klugheit bedarf einer Erhebung ihres Gesichtspunkts und einer Ergänzung ihrer beschränkten Aussicht durch dasjenige Vertrauen, welches, der einmal geschlossenen Freundschaft vergleichbar, sich fest anlehnt an die in der Natur waltende Vorsehung. Dies Vertrauen hütet uns vor verwirrenden Zweifeln, es ist die heilsame Kraft, welche uns stärkt in den Zeiten des Ausruhens, auf dass wir, von neuem hervortretend zum Handeln, uns rein sittlich bestimmen können in unsrem Wollen, in der Wahl unsrer Zwecke und alsdann die Mittel wählen können nach den Vorschriften der Klugheit, die aus Kenntniss und Urtheilskraft hervorgeht.

Wie aber, wenn Jemand umgekehrt sich eine Sittenlehre bilden wollte für die Zeiten der Ruhe, und eine Religion fürs Handeln?

Was heisst Ruhen? Ohne Zweifel ein solcher Zustand, worin wir nichts wollen, sondern blos empfinden.

Denn Wollen ist schon Bewegung, von welcher die äussere That nur die Fortpflanzung ist.

Eine Sittenlehre für das Ruhen also würde unmittelbar unser Wollen gar nicht censiren, sie würde es weder tadeln noch billigen. Sie hätte zunächst mit den Empfindungen zu thun. Sollte sie uns nun empfinden lehren? Das hat keinen Sinn, denn wir empfinden von selbst und ohne unser Zuthun, es hilft nichts, uns hier meistern zu wollen. — Aber die Empfindungen pflegen es umzukehren, sie pflegen wohl eine Sittenlehre zu erzeugen, welche als ihre Dienerin Lust herbei schaffe und Unlust abwehre. So kommen die Genusslehren zu Stande, welche theils das Gemüth mit angenehmen Bildern zu erfüllen und die Sorgen zu zerstreuen suchen, theils Vorschriften geben, wie man handeln, und folglich, was man wollen müsse, — um der Mittel des Wohlseins mächtig zu werden. Hier ist die Empfindung das erste und das Wollen das letzte, wovon diese Art von Sittenlehre redete.

Dazu gehört eine Religion, deren Princip Sorglosigkeit ist — Götter, die aber um die Menschen sich gar nicht kümmern.

Der Mensch muss mit seinen Empfindungen sehr beschäftigt sein, um sich solchen Lehren zu überlassen; die thätigen und kräftigeren haben nicht Zeit dazu, für sie giebt es keine Genusslehre.

Aber dagegen giebt es für diese kräftigen Naturen wohl eine Religion, die nur aufs Handeln eingerichtet ist. Eine Sittenlehre brauchen sie gar nicht, denn sie thun immer geradezu, was sie wollen. Dies ihr Wollen ist ihnen das allererste, so sehr das Erste, dass auch die Censur demselben nicht Rede abgewinnen kann. Wie nun wird ihre Religion beschaffen sein? Natürlich so, dass sie ihnen Beistand leiste! Sie thun, was sie wollen, — so werden sie auch glauben, was sie wollen! denn zum Prüfen und Forschen haben sie nicht Zeit. Sie werden sich eine Gottheit setzen, welche die mächtigste ist von allen und die Herrscherin sowohl

der sinnlichen als der unsinnlichen Kräfte; — vor allen aber eine ihnen gewogene Gottheit. Also entweder eine Gottheit für ihr Haus, ihre Familie, ihr Land, ihr Volk, oder vielleicht auch eine Gottheit blos für sie — ihr Glück! Dies ihr Glück werden sie dann auch verehrt wissen wollen von andern, in dieser Verehrung, um diesen Altar werden sie die Menschen vereinigen wollen. Sie werden die Kunst erfinden, einen heiligen Schein um diese Gottheit zu verbreiten, und für die minder kräftigen, minder erfinderischen Menschen wird daraus eine Religion der Furcht und des Schreckens entstehen, indem sie den übernatürlichen Beistand, den jene eben so gern vorgeben als glauben, in den gelingenden Unternehmungen derselben zu erkennen sich einbilden. Aberglaube, der sich hieran haftet, — Versuche, den Willen der Gottheit zu erfahren, zu erbitten, zu versöhnen, bei einiger Aufklärung — Religionspöttelei, Priesterherrschaft, — Ablass, — Betäubung des sittlichen Gefühls, — sowie der theoretischen Denkkraft. Allgemeine Leidenschaftlichkeit, eitler, durchaus irdischer Sinn.

Einer solchen Religion der Mächtigen nicht unähnlich sind verschiedene Philosopheme, welche von den Mächtigen im Reiche der Begriffe herrühren.

Auch diese wollen zuweilen kräftiger, als sie sind, denken, sie wollen nicht warten auf das, was die Untersuchung etwa finden möchte, sondern sie setzen ein Höchstes im Reiche der Begriffe, von welchem das übrige sich herleiten lasse, so dass alles ganz leicht aus einander folge, im Grunde aber doch auch in einander bleibe, und eigentlich nicht folge, sondern beharre und noch Eins und dasselbe sei wie zu Anfang. — Doch dies führt zu weit.

Ich überlasse es Ihnen, m. H., über eine solche Herrschaft in selbst gemachten Begriffen zu denken, wie es Ihnen gut dünkt. Ich meines Theils habe keinen Sinn dafür. Ganz anders ist es mit der Herrschaft über diejenigen Begriffe, deren wir bedürfen, um über unsre wirkliche Welt mit uns selbst ins Reine zu kommen. Durch diese Herrschaft ordnet man seine Gedanken und stellt das an den rechten Platz, was zuvor uns den Kopf verwirrt und das Gemüth beunruhigt.

So habe ich in diesen Stunden unsre Vorstellung über Sittenlehre und Religion zu ordnen gesucht, freilich nur im Allgemeinen, — da die Stelle streng wissenschaftlicher Unter-

suchung niemals durch populäre Darstellungen vertreten werden kann.

Viele streben nach der Herrschaft unter den Begriffen und schwerlich darf sich gleichwohl Jemand rühmen, sie erreicht zu haben. Denn selbst was die Mathematiker davon besitzen, ist der Form nach unvollkommen. Es gleicht gewissermassen unserer Herrschaft über unsern Leib, dessen Glieder wir zwar bewegen, aber ohne zu wissen wie.

Das unsinnliche Reich kämpft nicht mit Waffen gegen uns, aber mit Dunkelheiten.

Gleichwohl ist jede wirkliche Eroberung, die wir hier machen, höchst belehrend und fruchtbar.

Und man darf wohl sagen, über der Herrschaft im Reiche der Begriffe giebt es nur noch eine, welche höher ist als sie, — nämlich die Herrschaft über uns selbst.

Vierte Vorlesung.

Ueber die Sittlichkeit der Religion scheinen wir vergessen zu haben, dass von praktischer Philosophie die Rede sein sollte.

Sittlichkeit und Religion sind Gesinnungen. Sie sind nicht Kenntniss einer Reihe von Lehrsätzen, nicht Routine in der Praxis nach einem Codex, — sondern Gemüthsverfassungen.

Aber was ist Philosophie? und kann das Philosophie heissen, was bisher vorgetragen ist?

Wir haben uns bisher nur gleichsam erinnert an gewisse Gesinnungen, die in uns schon vorhanden sein müssen, wir haben uns vergegenwärtigt den Nachdruck, womit das Gewissen pflegt zu reden, wir haben aufgemerkt auf das uns längst fühlbar gewordene Bedürfniss einer heitern Ansicht der Welt, wie nur die Religion sie geben kann. Wir haben nun gefragt, was wohl daraus werden würde, wenn wir die Religion und Sittenlehre ihre Plätze tauschen liessen, wenn wir, anstatt den Willen, der zum Handeln vorzudringen im Begriff ist, einer sittlichen Censur zu unterwerfen, — vielmehr für die Bequemlichkeit unserer Ruhestunden eine Lehre des Wohllebens entwürfen; wenn wir, anstatt in der religiösen Betrachtung das Erquickende der Musse und der Abspannung von Geschäften zu suchen, vielmehr unsern Begierden, und unsern

willkürlichen Zwecken einen berausenden Glauben zugesellen wollten, um die aufsteigenden Zweifel niederzuschlagen und eine taumelnde Verwegenheit zu erkünsteln.

Wenn diese Betrachtungen etwas vermocht haben, um von einer falschen Ansicht der Moral und Religion (zu der wir gleichwohl in einzelnen Augenblicken unseres Lebens leicht hingeneigt werden könnten) zurückzuhalten und dagegen den wahren und eigenthümlichen Werth einer jeden von beiden mehr fühlbar zu machen: so war es gleichwohl nicht eine deutliche Entwickelung der einzelnen Begriffe, noch die Kraft der Beweise, welche hier gewirkt hat, sondern nur eine vielleicht mehr oder minder gelungene Aufregung dunkler Gefühle, wie sie sich in jedem nur etwas empfänglichen Gemüthe leicht erzeugen, wenn die Wahrheit oder etwas der Wahrheit Aehnliches nicht ganz unglücklich dargestellt wird. Solche Aufregungen nun sind gar sehr der Umstimmung unterworfen.

Die Zeit und das Leben führen so mannigfaltige und so gewaltige Eindrücke herbei — es scheint so manches unseres guten Willens zu spotten und unsere heitere Naturansicht zu widerlegen, es zwingt uns so manches Bedürfniss zurück in die Nähe der Genusslehre, ja so manches blinde Glück oder Unglück begünstigt den Glauben an jenes Wort des Unmuths: dem Narrenkönige gehört die Welt! — dass, um helles Licht in dies Dunkel zu bringen, es ganz anderer Anstrengungen bedarf, als unserer bisherigen.

Philosophie ist das, was jene Aufregungen befestigt, und die entgegengesetzten theils schwächt, theils unmöglich macht.

Im Philosophiren ist das Gemüth in beständiger, aber absichtlicher Spannung. Es wirkt mit eigener Kraft gegen sich selbst so ausdrücklich, dass eine Ausarbeitung und Uebung gewonnen wird, welche die Stelle vieler Schicksale und Erfahrungen vertritt.

Die Phantasie des Philosophen versetzt sich in andere Zeiten, andere Träume, andere Welten, durchsucht das Reich der Möglichkeiten, bis sie anstösst an seine Grenzen: Das, was nicht sein kann, und das, was nicht sein soll! Zurückprallend gleichsam von diesen zweien Felsen, gewinnt nun der Geist bestimmte Richtungen für seine Gedanken und Entschliessungen, mit diesen durchschneidet er das Leben, zwar

angefochten, doch nicht so leicht mehr besiegt von der Wirklichkeit.

Demjenigen, den Sie nicht nachdrücklicher reden hören, nicht bestimmter und fester handeln sehen, als seine Naturanlage, sein Temperament es ausserdem mit sich gebracht hätten, diesem dürfen Sie dreist sagen, er habe sich gewiss nie im Ernst mit der Philosophie beschäftigt.

Vielleicht fragen Sie, ob der Philosoph auch richtiger, wahrer, besser reden und handeln werde?

Wer kann das vorhersehen? Die Philosophen sind Menschen, und Philosophie befestigt die, welche sie treiben, zuweilen im Irrthum statt in der Wahrheit. Vielleicht aber darf man sagen, dass selbst der entschiedene Irrthum besser ist, als das unstete Schwanken gewöhnlicher Menschen. Charaktervoller gewiss! Aber auch darum besser, weil ein durchgeführter Irrthum sich am Ende verräth, sich selbst der Kritik in die Hände liefert. — Wer mit lauterem Herzen philosophirt, der bleibt immer empfänglich für eine solche Kritik und fähig, dadurch zurecht geführt zu werden.

Die religiösen Vorstellungsarten zu untersuchen, ist die Sache der theoretischen Philosophie oder der Metaphysik. Abwendung des Irrthums ist hier Hauptsache. Zu dreiste Behauptungen in Rücksicht auf Religion werden hier ihrer Unhaltbarkeit überwiesen, und die Religion selbst bleibt Sache des Glaubens und des Herzens.

Was die Metaphysik wissen kann, das bezieht sich theils auf die Erklärung der Möglichkeit aller Erkenntniss, theils auf Erklärung der Natur, theils auf die Grundlegung zu den mathematischen Wissenschaften. Hauptsächlich aber ist die Beschäftigung mit der Speculation eine unschätzbare Gymnastik des Geistes, welche weiter hin für alles andere Denken uns zu statten kommt.

Unsere sittlichen Angelegenheiten, in und ausser uns, zu ordnen, dies ist der schöne Beruf der praktischen Philosophie. Sie ist zwar nicht so thöricht, den Menschen durch Beweise ihrer ersten Gründe einen Willen aufdringen zu wollen; aber sie gründet nichts destoweniger das sittliche Wollen, wenn es nicht etwa schon vorhanden wäre, dadurch, dass sie den Menschen in den Stand setzt, es selbst durch gewisse Betrachtun-

gen in sich zu erzeugen, und wenn es schon vorhanden war, es sich deutlich zu sagen, was er wollte, und es genau zu unterscheiden von allem, was dadurch gefordert und ausgeschlossen wird.

Man hat oft gesagt: die Philologie könne nicht gelehrt werden; denn sie sei eine innere Thätigkeit des Gemüths, eine Art von Begeisterung, welche sich zwar in dem Empfänglichen aufregen, aber nicht wie eine Kenntniss mittheilen lasse.

Hierin ist viel Wahres; zwar die Lehrsätze des Systems kann man lehren, sowie die Lehrsätze der Mathematik; aber eben wie die Evidenz der mathematischen Wahrheiten, welche dem Kenner ein so tiefes Wohlgefühl giebt, den Schüler oft nur anstrengt zum Sehen, ohne sein blödes Auge wirklich zu erleuchten, — wie vollends die Anwendung der Mathematik erst nach langer Uebung leicht und angenehm wird, so auch bedarf es einer Art von Zubereitung des Gemüths für die Philosophie und einer langen Vertrautheit mit den vielfachen geistigen Beschäftigungen, die sie uns anmuthet, ehe die Gewandtheit der Wendungen und die Klarheit der Einsicht hervorgeht, die uns belohnen soll. Es ist nicht zu vermeiden, anfangs wird der Liebhaber der Philosophie sich vorkommen, als ginge er in einem dunklen Walde auf ungebahnten schlüpfrigen Wegen, als seien ihm Aussichten nur gewährt auf ein Meer von wogenden Nebeln; nur laugsam erheben sich die Nebel, nun verwandeln sich die philosophischen Begriffe in eben soviel leuchtende Sterne, bei deren Schimmer es uns gelingt, von der Bilderschrift der Natur wenigstens einige Zeichen zu entziffern und, was das Wichtigste ist, in den Tiefen unseres eigenen Wesens wenigstens einige hervorragende Punkte deutlich zu erkennen.

Hiermit endige ich diese ganz anspruchslosen Vorlesungen, deren Erfolg mir genügt, wenn Sie einige Unterhaltung darin gefunden haben.

7.

Ideen zu einem pädagogischen Lehrplan für höhere Studien¹⁾.

1801, Januar.

Zufällige Unterhaltungen über Angelegenheiten der Erziehung und des Unterrichts und über meine bisherigen Versuche in diesem Fache haben mir das Vergnügen verschafft, mehrere mir sehr schätzbare Urtheile, meinen Meinungen über jene Dinge geneigt zu finden. Aus eben diesen Gesprächen haben Freunde das gütige Zutrauen geschöpft, dass ich fähig sei, an der Besorgung des hiesigen öffentlichen Unterrichts Theil zu nehmen; wenigstens kann ich mir bis jetzt nicht schmeicheln, dasselbe für bestimmtere Proben zu verdienen. Da nun meine Freunde auf dies Zutrauen Vorschläge gründen wollen, so glaube ich, es liege mir ob, eine kurze Uebersicht meiner pädagogischen Ideen beizufügen, um sie, zugleich mit jenen Vorschlägen, der höhern Prüfung und Entscheidung zu unterwerfen. Ich hoffe, dies werde so viel weniger unzeitig sein, da ohnehin an zweckmässigere Einrichtungen auf der hiesigen Schule gedacht wird. Auch verträgt sich der Plan, den ich im Sinne trage, sehr wohl mit einer allmählichen stufenweisen Einführung; jeder Schritt ist ein Versuch, dessen Erfolg den nächstfolgenden Schritt leiten und rechtfertigen muss. Zum Anfange würde ich einer einigermaßen freien Disposition über 12 Lehrstunden bedürfen, die ich selbst übernehme. Dass diese in das Ganze des gesammten Schulunterrichts sich gehörig einfügen würden, darf ich von meinem Einverständniss mit Hrn. Prof. Rump¹⁾ erwarten, wovon ich so glücklich bin, schon die Versicherung zu besitzen.

Es sei mir erlaubt, zuvörderst an einen bekannten Streit der alten Pädagogik mit der neuern zu erinnern; ich meine den über die alten Sprachen. Es müsste in unserm Zeitalter auffallen, dass die gepriesenen römischen und griechischen Schriftsteller nur äusserst wenigen Individuen den grossen Nutzen gewähren, für den man gleichwohl die jungen Leute alle arbeiten lässt; dass hieraus für die Mehrheit derselben

1) Aus dem Bremer Staats-Schularchiv durch Herrn Senator Smidt mir mitgetheilt. — 2) Eiler's Wanderungen I, S. 390.

ein grosser Verlust an Zeit, aber ein noch weit grösserer und weit verderblicherer an Lust und Kräften entspringt; dass uns im Gegentheil die wachsende Ausdehnung der Wissenschaften, besonders die grosse Menge der gemeinnützigen Kenntnisse immer dringender mahnt, mit der gemessensten Sparsamkeit die Zeit zum Unterrichte nur für das wirkliche Fruchtbare und Wohlthätige zu benutzen. — Hierauf antwortet die alte Pädagogik, es sei unmöglich, dass aus der Zusammenhäufung von allerlei Stückchen aus der Naturbeschreibung, der Geschichte, der Physik, der Psychologie, der Sittenlehre u. s. w., welches man unter dem Worte gemeinnützige Kenntnisse zu befassen pflegt, — jemals etwas **Gründliches** werden könne; dadurch werde eine Seichtigkeit, ein Hang zur Bequemlichkeit, ein eitler Vielwiserstolz entstehen, der vom Denken sogar auf den Charakter übergehen müsse. Die Wurzeln aller Kenntnisse seien in den alten Sprachen niedergelegt; so auch die ersten, kräftigsten, herzlichsten Aeusserungen aller Gefühle. Nur durch die unmittelbare Beschauung der antiken Muster könne man sein Gefühl stärken, seinen Geschmack bilden, Maass und Ziel in allen Dingen lernen; vor der Einseitigkeit, vor der Flachheit sowohl als vor den Uebertreibungen der Neuern sich bewahren. Wer nicht durch Hülfe der Alten sich tief hinein gedacht und hinein empfunden habe in die Vorzeit, werde fast unvermeidlich in den Vorstellungsarten der heutigen Welt befangen bleiben; werde niemals weder die Kräfte des Menschen, noch die Grenzen dieser Kräfte richtig beurtheilen können. — Manche Erscheinungen unserer Tage, über die man allgemein klage, seien aus der Vernachlässigung des Studiums der Alten entstanden; von noch sehr viel mehreren Uebeln werde man unsere Zeit heilen können, wenn man, anstatt jenes Studium zu beschränken, es vielmehr vollends in seine Rechte einsetze, deren es noch niemals ganz genossen habe.

Das Gewicht der Gründe auf beiden Seiten und die Hochachtung, welche so manchen Männern gebührt, die mit ihrem Ansehen beide Theile unterstützt haben, — lässt wohl kaum noch zweifeln, dass beide nothwendig zugleich Recht haben müssen.

Unglücklicherweise pflegt ein solcher Streit allerlei unvorsichtige Vereinigungsversuche hervorzubringen,

durch welche man alle Vortheile der entgegengesetzten Methoden zugleich zu gewinnen sucht, aber eben dadurch sich der einen und der andern beraubt.

Wirklich sind die neuesten Erziehungsbücher so voll von Vorschriften, was alles, und in welchem bunten Stundenwechsel und durch wie unzählig viele Kunstgriffe es gelehrt werden solle, dass nur ein seltener Ueberblick des Lehrers dies Gewebe immer an allen Orten zugleich würde handhaben, — und nur eine noch weit seltene Fassungsgabe des Lehrlings das, was zu so vielen verschiedenen Zwecken ihm angebildet wird, in den einen einfachen Zweck eines festen, gleichmüthigen, lautern Charakters, aus dem doch seine ganze künftige Geschäftigkeit hervorgehen soll — würde vereinigen können. Die Mannigfaltigkeit erdrückt hier sowohl die Gründlichkeit, — welche eine lange anhaltende Beschäftigung mit Einer Sache erfordert, als die fröhliche Leichtigkeit, — welche sich mit einem gewaltsamen Umhertreiben durch die Fächer des Wissens eben so wenig, als mit der Einförmigkeit ununterbrochener Gedächtnissübungen verträgt.

Diese Art von Vereinigung also misslingt. Könnte man aber den Grund des Streits entdecken, so hörte vielleicht der Streit von selbst auf.

Wenn man einen aufmerksamen Blick auf die Methode wirft, nach welcher Knaben und Jünglinge in die alte Literatur pflegen eingeführt zu werden: so zeigen sich in dieser Methode leicht die Spuren jener jetzt völlig vergangenen Zeit, da dem Gelehrten die Gelehrten-Sprache, die lateinische, werther und geläufiger sein musste, als seine rohe, zu Geschäften unbrauchbare Muttersprache. Damals, als die schwachen Reste römischer Cultur noch der einzige Haltspunkt waren, an welchen alles andere Wissen wieder hervorgezogen werden musste, damals war es natürlich, dass man die Jahre und den Ueberdruss der Jugend nicht scheute, nur um das grosse Werk zu vollbringen, die deutsche Zunge in eine römische zu verwandeln. Ohne eine so dringende Nothwendigkeit — wie hätte man darauf verfallen können, die Jugend zuerst nach Rom, und nicht vielmehr in die Schule Roms, nach Griechenland, zu führen? Denn wenn wir heut zu Tage noch bei den Alten lernen müssen, so ist doch nicht zu leugnen, dass die Römer, auch in ihren besten Zeiten, noch weit

mehr im eigentlichen Verstande Schüler der Griechen waren. Virgil findet sich im Homer wieder, Terenz übersetzte den Menander, Cicero liess die Stoa lateinisch reden und einige wenige Fragmente griechischer Oden reichen hin, uns die Quellen der Horazischen Oden anzudeuten. In die Geschichte, in die ganze Verfassung der Römer hat sich unaufhörlich ein feiner Strom griechischer Cultur ergossen; nur dass er hier nicht in seiner ursprünglichen Reinheit blieb; nur dass der Nachahmer, zudem wenn er eines so wilden Ursprungs ist, wie der Römer, nie die Gewandtheit, nie die natürliche Energie seines Meisters gewinnt, und dagegen in den falschen Zierrathen einer missverstandenen Kunst zu glänzen sucht. Es ist unter andern dieser Fehler, vor dem wir Schutz suchen bei den Alten, aber vor ihm musste der Römer zu den Griechen entfliehen. Der Contrast zwischen dem Stil der griechischen und der römischen Schriftsteller ist aufs wenigste ebenso auffallend, als der zwischen dem römischen und dem französischen Ausdruck.

Man bemerkt, dass Kinder von Kindern am leichtesten sprechen lernen. Sollte nicht noch weit besser die Jugend von der Jugend empfinden lernen? Nur müsste hier die Lehrerin eine gebildete, erhöhte, idealisch schöne Jugend sein. Einst lebte ein solches Ideal, und das Glück hat uns ein redendes Gemälde desselben aufbehalten, — in den griechischen Schriftstellern. Wer als Mann den Homer liest, den wird ein häufiges Lächeln anwandeln, wie wenn er der Geschäftigkeit eines rüstigen Knaben zusähe. In das nämliche Lächeln lösen sich häufig die Anstrengungen des Denkers auf, der den Plato liest und freilich hier so wenig wie bei Xenophon diejenige Belehrung findet, die für unser Zeitalter eine reife, männliche genannt werden könnte. Es ist daher ein Herabsteigen, nicht ein Emporklimmen, wenn man in spätern Jahren die Griechen liest, obgleich auch dieses sein grosses Interesse hat, wie wenn der bejahrtere Mann sich in die Kreise lebenswürdiger Jünglinge mischt, um hier seine verlorene Lebhaftigkeit einmal wieder zu sehen und zum Stoff seiner Betrachtungen zu machen.

Jetzt pflegen Homer und Plato, wenn sie überall noch gelesen werden, doch weder dem ihnen eigentlich angemessenen frühen, noch dem reifen Alter, sondern vielmehr demjenigen in

die Hände gegeben zu werden, für das sie am allerwenigsten taugen: jungen Leuten, die gerade eben sich über sie erhoben haben, ohne gleichwohl schon fähig zu sein, sie als den Gegenstand ihres Nachdenkens zu benützen. Der Jüngling beschäftigt sich am wenigsten gern mit dem Knaben, dem er nur eben entwachsen ist, und es würde ihm schädlich sein, wenn man ihn dazu zwingen wollte. — So geordnet ist also die Lectüre der Griechen ein wahrer Rückgang. Und die ganze alte Literatur, so geordnet, dass man Kinder mit den so vieles voraussetzenden römischen Schriftstellern quält, die gerade in die spätern Jünglingsjahre fallen sollten, und dass man die frühern Griechen, die nun nothwendig noch länger zurückgelegt werden müssen, hier auf jene folgen lässt: so gestellt, ist diese unschätzbare Sammlung von Denkmälern, welche uns in ihrer wahren Folge den Menschen in seinem natürlichen Wachsthum so trefflich vergegenwärtigt, in eine gänzlich verdrehte torturähnliche Lage gebracht, in welcher sie unmöglich der Jugend ihre Reize zeigen, unmöglich die Liebe derselben gewinnen kann, und sich ihr umsonst zur Führerin durch die Jahre des Unterrichts anbietet.

Es sind seltene Fälle, dass ein Knabe sich durch Fleiss und Genie über die Unzweckmässigkeiten der gegenwärtigen Lehrarbeit wegarbeitet; aber wenn er auch einzelne Schönheiten eines einzelnen alten Schriftstellers auffasst, wenn er sich selbst bis zum Enthusiasmus dadurch bewegt fühlt — welcher weite Unterschied noch zwischen hier und zwischen dem immer lebhaften, immer steigenden Interesse, mit welchem er die ganze alte Literatur in ihrem Zusammenhange verfolgen würde, wenn sie, wie es in ihrer Natur wirklich liegt, mit ihm vom gleichen Punkte ausgegangen wäre, und in ihrem Fortgange mit dem seinigen immer gleichen Schritt gehalten hätte!

Die neuern Pädagogen, welche die alten Classiker aus den Schulen verbannen wollten, legten die Voraussetzung zu Grunde, dass diese Bücher der Jugend kein Interesse abgewöhnen, noch abgewinnen könnten und sollten, weil sie der Natur des frühen Alters durchaus nicht angemessen seien. Damit stimmen die Betrachtungen, welche ich vorhin anzudeuten versuchte, eben so vollkommen als mit der leidigen Erfahrung zusammen, — sofern von der gewöhnlichen Me-

thode die Rede ist. Jene Voraussetzung würde sich aber vollkommen in die umgekehrte verwandeln, und der Grund des Streits wäre gehoben, wenn man die griechische Literatur auf die angegebene Weise benützte. Denn diese passt, wenn man sie nur der Zeitfolge ihrer Entstehung nach ordnet, so ganz für die Jugend, wie man niemals hoffen kann, dass irgend ein neuerer Schriftsteller etwas für dieselbe werde schreiben können. Er wird sich vielleicht trefflich in die Kinderjahre hinein denken, aber unmöglich kann er sich in sie hinein-fühlen. Ueber dem Bemühen, sich recht in die jugendliche Seele zu vertiefen, wird er in Gefahr gerathen, dieselbe auf dem Punkte, wo sie steht, festzuhalten; anstatt dem Streben, womit sie schon von selbst von diesem Punkte hinweg-eilt, fortszuhelfen.

Ein Unterrichtsplan, nach jenen Betrachtungen entworfen, würde den Vortheil einer grossen Einfachheit, einer äusserst leichten Uebersicht haben. Wo man die Jugend zu irgend einer Erhebung des Geistes vorbereiten wollte, da sähe man nur nach, welchen Weg die natürliche Entwicklung des menschlichen Geistes von selbst genommen habe; jene alten Documente würden zugleich die Anweisung und die Mittel zur Ausführung an die Hand geben.

Auch einer grossen Geschmeidigkeit in der Anwendung darf sich diese Methode rühmen. Für jedes Alter, für jede Stufe der Jugendbildung ist die alte Literatur so reich an Hilfsmitteln, dass man sich im Gebrauch derselben mit grosser Leichtigkeit nach den verschiedenen Anlagen und Temperamenten richten kann. Sie in ihrem ganzen Umfange mit der Jugend durchzugehen, würde bei den meisten ganz unmöglich sein; man kann aber aus dem, was für jedes Alter gehört, so viel und so wenig herausheben, als die Bedürfnisse und Fähigkeiten eines Jeden verlangen, und der Zusammenhang des Ganzen lässt sich immer durch mündliche Erläuterungen leicht ausfüllen, wenn man nur nicht durch unzeitige Vorsprünge den Hauptfaden zerrissen hat.

Die Schwierigkeiten der griechischen Sprache sind zwar weit grösser als die der lateinischen. Aber eben dies ist ein Grund, jene Sprache, damit sie länger gelernt werden könne, eher anzufangen als diese. Die zarte Jugend dadurch mehr als gewöhnlich anzugreifen, darf man gar nicht fürchten, denn die

Schwierigkeiten des Griechischen liegen nicht in jedem einzelnen Schriftsteller beisammen, sondern sie beruhen eben darauf, dass diese Sprache eine so lange Reihe von Jahrhunderten hindurch, und an so vielen Orten, folglich auch in so vielerlei Gestalten geschrieben worden ist; daher jeder Schriftsteller sein eigenes Studium erfordert. Dies drückt den, welcher sich ihrer aller auf einmal bemächtigen will; aber durch die Vertheilung derselben auf die verschiedenen Alter, für die sie gehören, werden auch die Schwierigkeiten vertheilt und unmerklich gemacht. Homer kann einem Knaben kaum so viel Mühe machen — wofern man nicht sogleich auch eine vollständige Grammatik lehren will, — als Cornelius Nepos. Zwar die Mannigfaltigkeit der Wörter ist dort grösser; dagegen hat jener eine weit leichtere Construction vor diesem voraus.

Die ganze angegebene Veränderung der Methode würde in der übrigen Anordnung der Studien keine grosse Revolution hervorbringen. Sie würde nur einige Nachgiebigkeit von derselben verlangen, hauptsächlich in Rücksicht auf Latein und Geschichte, und auch hier nur in den untern Classen. Denn in den beiden obersten, besonders in Prima würden die römischen Schriftsteller und die Universal- sowohl als Staaten-Geschichte nebst den neuen Sprachen recht eigentlich ihre Stelle finden, und alsdann hoffentlich mit beträchtlich vermehrtem Interesse getrieben werden. Nur dass die frühere Jugend in der Geschichte nur in dem Maasse würde fortrücken dürfen, als ihre Fähigkeiten es ihr möglich machen, sich in die verschiedenen Zeitalter lebhaft hinein zu versetzen. Wäre im Lateinischen schon ein kleiner grammatikalischer Anfang gemacht, so liessen sich allenfalls dann und wann ein Paar Stunden anwenden, damit das schon Gelernte nicht wieder in Vergessenheit gerathe. Uebrigens hilft auch die griechische Sprache, die römische zu erleichtern.

Der Anfang müsste bei Knaben von 8—10 Jahren mit Homer's Odysee gemacht werden. Es ist unmöglich, hier in der Kürze zu beschreiben, wie sehr noch insbesondere dieser Schriftsteller und dieses seiner Werke theils zur frühen Lectüre geeignet ist, theils alle die ersten nothwendigen Grundlagen zur Entwicklung des Geistes so vollständig herbeischafft. Ich bemerke nur, dass nie ein Buch grössere Ein-

flüsse in die ganze Literatur aller Zeiten gehabt hat, als die Homerischen Gesänge. — Jeder gebildete Grieche und Römer wusste sie auswendig, und daher wird man fast bei allen folgenden Schriften dieser Nationen an den Vater der Dichter erinnert.

Noch für einen Hauptpunkt muss ich die gütige Aufmerksamkeit bemühen, auf welche ich gewagt habe, bei diesem Aufsätze zu rechnen. Das bisher Betrachtete nämlich sorgt für die Bedürfnisse eines vollständigen Unterrichts nur zur Hälfte, obgleich für die wichtigere Hälfte. Was noch übrig ist, lässt sich unter dem Worte Naturwissenschaften befassen. Es wäre ungereimt, den Jugendunterricht auch in Rücksicht auf diese von dem allmählichen Fortschritte der Entdeckungen abhängig zu machen. Denn diese flossen nicht wie das, was den Menschen und seine Empfindungen betrifft, aus der Natur des menschlichen Geistes, sondern der Zufall verstreute die Nachrichten, welche er uns von der Natur gab, durch viele Jahrhunderte, ohne dass darum die Schätze der heutigen Naturwissenschaften einen besonderen Punkt der Ausbildung erforderten, durch den sie nur uns und nicht etwa eben so gut den Alten zugänglich gewesen wären.

Ich unterlasse es, für die so allgemein anerkannte Nothwendigkeit, diese Studien in den Schulunterricht aufzunehmen, auch noch meine Gründe anzuführen. Junge Bremer werden so viel weniger fürchten dürfen, dass man sie darauf Verzicht thun lassen wolle, da das Interesse und die Achtung, welche diese Kenntnisse hier finden, einen so vortrefflichen und immer lauter redenden Zeugen an dem hiesigen Museum besitzt, und da dieses zugleich dafür bürgt, dass seine schätzbaren Cabinetes der jetzt sich bildenden Jugend den Reiz jener Wissenschaft auch künftighin immer gegenwärtig erhalten werden.

Sowie die mannigfaltigen Studien, welche die alte Literatur befasst, ein Ganzes ausmachen, dessen Mittelpunkt das Interesse am Menschen ist, so werden auch die Naturkenntnisse unter sich in ein ähnliches Ganzes geordnet werden müssen, das einer encyklopädischen Vollständigkeit bedarf, um das Interesse an der Natur zu gründen, mit welchem weiter das Interesse an der Mathematik in enger Verbindung steht. Ich behalte es mir vor, darüber einen bestimmtern Plan zu entwerfen, wofern mir die Ehre zu Theil

werden sollte, die vorher angezeigten Ideen in wirklicher Ausführung darstellen zu dürfen.

Nach den Erfahrungen, die ich vor einigen Jahren bei dem Versuche einer frühen Lectüre des Homer gemacht habe, wird dazu ungefähr täglich eine Stunde erfordert. Sollte dies Schwierigkeiten finden, so liesse sich freilich mit 4 Stunden wöchentlich **anfangen**, wenn dabei zwei andere einer verwandten Nebenbeschäftigung, etwa der ältesten griechischen Geschichte gewidmet wären; doch müsste eine solche Beschränkung nicht lange dauern, oder nicht genau genommen werden.

6 andere Stunden wöchentlich würden für die Naturkenntnisse erfordert. Anfangs könnten auch hiervon eine oder ein Paar Stunden einer fortgesetzten Uebung in den ersten Gründen der lateinischen Sprache abgegeben werden.

Ich fühle es lebhaft, wie wenig Zutrauen sich Pläne versprechen dürfen, welche eine bedeutende Verrückung bisheriger Gewohnheiten zum Zweck haben, wo sie nicht durch Hinweisung auf eine gelungene Ausführung unterstützt werden können.

Da ich indessen an diesen Ideen mit einer durch Erfahrung bestätigten Ueberzeugung hänge, so habe ich geglaubt, an Uebernehmung öffentlicher Lehrstunden nicht eher denken zu dürfen, bevor ich wenigstens eine kurze Anzeige meiner Ueberzeugungen dargelegt hätte. Ich schliesse mit dem Wunsche, dass dieser Aufsatz hauptsächlich nur von dieser Seite angesehen werden möge.

J. F. Herbart.

8.

Abhülfe für die Mängel der Gymnasien und der Realschulen¹⁾.

Zuvörderst bitte ich um geneigte Nachricht für die Bemerkung, dass eigentlich die Schulen besser wissen können und sollen, was ihres Amtes ist, als der Staat und dessen sämtliche Behörden; und dies nicht

1) Aus dem Königsberger Provinzialschularchiv durch Herrn Provinzialschulrath Schrader mir mitgetheilt.

blos darum, weil die Schulen sich selbst am unmittelbarsten beobachten, sondern aus dem ganz allgemeinen Grunde, weil die Schule überhaupt der Sitz des Wissens ist. Sollte der unglückliche Fall eintreten, dass der Staat mehr wüsste als die Schule und die letztere von jenem sich müsste gefallen lassen, nicht blos Befehle, sondern auch Belehrungen zu empfangen: so läge ein solcher Fall ausser dem natürlichen Verhältnisse der Dinge und wäre als eine kurz dauernde Ausnahme zu betrachten. Die Schule muss vielmehr die Befehle selbst, denen sie Folge leisten soll, erst überlegen, um zu finden, wie dieselben mit gar Manchem, was sich stillschweigend von selbst versteht, in Einklang zu bringen seien. Sonst entsteht ein übertriebener Diensteifer, der keinen Dank gewinnt, wenn er sich auch wohl mit dem Buchstaben gegebener Vorschriften entschuldigen kann. — Es soll mir nicht an Freimüthigkeit fehlen, tiefer unten deutlich zu sagen, was ich hiermit meine; für jetzt aber liegt mir daran, aus dem, was so eben ganz allgemein bemerkt worden, eine ebenso allgemeine Folgerung zu ziehen. Gesetzt nämlich, übertriebener Diensteifer der Schulen wäre wirklich irgendwo der verborgene Grund, weshalb allerlei Misshelligkeiten zwischen ihnen, den Behörden und dem Publikum, entständen (das letztere pflegt bekanntlich seine eigentlichen Bedürfnisse besser zu fühlen, als zu erkennen, und in seinen Klagen selten die rechten Worte zu treffen), so würde sich hieraus ergeben, dass gar keine harten, strengen, heftigen Maassregeln rathsam wären; sondern nur einerseits eine ganz sanfte Andeutung, der Diensteifer sei in gewissen Punkten zu weit gegangen; andererseits aber (was schwerer zu bewerkstelligen ist) Veranlassung und Erweckung einer neuen Art von Thätigkeit, damit die vorhandenen Kräfte ungezwungen und von selbst von ihrer falschen Spannung zurückkommen und ihr natürliches Geleise alsdann selber finden möchten.

Jetzt scheint es mir nöthig, einiger der mir bekannt gewordenen Aeusserungen von Unzufriedenheit mit unsern Gymnasien ganz kurz zu erwähnen.

Erstlich hört man reden von zu viel Gelehrsamkeit, wobei der praktische Verstand und die Vorbildung zum Geschäftsleben leide. — So wenig ich mit dieser Klage im Ganzen sympathisiren kann, weil sie Trägheit und Bequemlichkeit begünsti-

gen könnte: so verberge ich mir doch nicht, dass die Menschenkenner oftmals über gelehrte Steifheit und über Grübeln statt des Handelns klagen; ja mir sind im Laufe meines Lebens davon einge auffallende Beispiele bekannt geworden; und ich glaube sogar a priori die psychologischen Folgen eingepropfter Gelehrsamkeit in Köpfen, die nicht dafür, wohl aber fürs Geschäftsleben geboren waren, einzusehen. Und schon deshalb bin ich der offene Gegner alles gewaltsamen Drängens und Pressens der Schüler zum Lernen — während ich dagegen von jeher gesucht habe, den natürlichen Reiz einer jeden Wissenschaft für jede Stufe des jugendlichen Alters so wirksam als nur immer möglich zu machen.

Zweitens hört man Klagen über Mangel an Frohsinn unserer Schuljugend. — Diese Klage finde ich noch mehr begründet, als die vorige. Ueberhäufung mit häuslichen Arbeiten, unnützen Schreibereien, die bis spät Abends dauern (wohl gar bis in die Nacht) und die zu allen Unterschleifen des Abschreibens verleiten, sind nichts Seltenes; daneben fehlt es zu andern Zeiten an Beschäftigung, natürlich weil die Eltern um desto weniger daran denken können, den Kindern zu thun zu geben, je mehr sich das Gymnasium die Miene giebt, ihre ganze Zeit und Kraft in Anspruch nehmen zu müssen. — Ueberhaupt aber ist, meines Erachtens, heitere Stimmung der Schüler und der Lehrer, im Ganzen genommen, die erste und unerlässliche Probe des guten Zustandes einer Schule. — Und über diesen Punkt muss ich mir gleichwohl Stillschweigen auferlegen, denn: *difficile est, satiram non scribere!*

Drittens. Es wird geklagt über harte Strafen und rauhe Behandlung der Schüler im Ganzen genommen.

Bekanntlich ist frühere Impunität und schwaches Benehmen bei ernstlichen Vorfällen der natürliche Grund, weshalb der Unfug überhand nimmt und mit ihm die Strafen. Durchgreifende Strenge, besonders in Hinsicht nothwendiger Relegationen, dürfte wohl manchmal zu sehr gescheut worden sein. Hierzu ist aber eine für solche Fälle genau bestimmte Schulordnung nothwendig.

Viertens. Von bedeutenden Schulmännern soll geäußert worden sein: die Schule habe nur fürs Lernen zu sorgen; auf eigentliche Erziehung könne sie sich nicht einlassen; diese sei eine häusliche Angelegenheit. Im welchem Sinne diese Aeusse-

rung ausgesprochen worden, kann unerörtert bleiben; gewiss aber scheint es mir, leider! dass dies der wahre und eigentliche Mittelpunkt aller Klagen sei, in welche Worte sie sich auch kleiden mögen. — Sähen die Eltern, sähe das Publikum, dass wahrhaft die Jugend in den Schulen erzogen werde, so könnte gar keine Unzufriedenheit stattfinden, neben einer so grossen Güte würde man alle kleinen Uebel gering achten. Aber wenn wirklich unsere Schulen das Erziehen den Eltern zuschieben, so scheinen sie nur zu spotten! Denn unmöglich kann noch an wirksame häusliche Erziehung gedacht werden, nachdem die Schulen einmal die besten Kräfte und Tagesstunden der Jugend so sehr aufzehren, dass von häuslicher Musse kaum noch die Rede ist.

Die Klagepunkte mehr zu häufen, zu entwickeln, zu untersuchen, ist nicht meine Sache; das Gesagte wird zureichen, um mich wegen einer Aeusserung zu rechtfertigen, die ich nicht zurückhalten kann. Seit vielen Jahren nämlich glaubte ich zu bemerken:

dass unsere Gymnasien das bekannte Edict wegen der Prüfung der Abiturienten dergestalt im Auge zu haben scheinen, als wäre es die Summa aller Pädagogik.

Da nun dies wohl nicht die Absicht des hohen Ministerii d. g. A. sein konnte: so wird meine schon oben geäusserte Meinung, dass die Schulen aus übertriebenem Dienstfeifer gefehlt haben, hoffentlich nichts Anstössiges haben. Wenigstens werde ich hiermit denjenigen Schulen nicht unrecht thun, die sich einen gesetzlich vorgeschriebenen Lehrplan selbst wünschten, statt sich zu freuen, wenn sie nach eigener Einsicht handeln dürfen; einer Einsicht, die sie besitzen sollen, und deren Mangel ihnen kein Lehrplan ersetzen kann.

Es wäre nun weiter zu untersuchen, ob dieser übertriebene Dienstfeifer, der die Schulen von verständiger Benutzung einer an sich vortrefflichen Vorschrift mehr oder weniger entfernte, nicht noch tiefer liegende Gründe habe. — Bei uns war es offenbar zuerst das, welches den Geist der Nummern in sich ausbildete: man wollte nicht zurückbleiben. Dies könnte persönliche Ursachen haben, und es käme nun darauf an zu wissen, ob in andern Gegenden der preussischen Monarchie auf ähnliche Charaktere das erwähnte Edict ähnlich gewirkt habe?

Wenigstens erinnere ich mich, Schulprogramme gesehen zu haben, die bei weit schwächerer Kraft doch ein ähnliches Streben zu verrathen schienen; und wenn nicht die nämlichen übeln Folgen merklich geworden sind, so kann das wohl an der Schwäche, vielleicht auch an der minder aufmerksamen Umgebung gelegen haben.

Soviel ist gewiss: es giebt ausser den persönlichen Ursachen auch allgemeine; theils in den Meinungen des Zeitalters, theils in der unabänderlichen Bestimmung der Gymnasien selbst.

Da der Unterricht in den beiden classischen Sprachen des Alterthums das unterscheidende Merkmal der Gymnasien von andern niedern Lehranstalten ausmacht; so kommt natürlich alles auf die Gesichtspunkte an, aus welchen der Werth der alten Sprachen beurtheilt wird. Der Streitfrage, wie früh, und auf welche Weise dieser Unterricht soll betrieben werden, ist in den beiden letzten Decennien das grösste Unglück begegnet, was einer wichtigen Frage zustossen kann; sie ist nämlich zwischen zwei Parteien verhandelt worden, die beide gleich unfähig waren sie zu untersuchen; und in solchen Fällen kann man sicher erwarten, dass die Frage völlig verschoben wird. Die Einen wussten mit Kindern umzugehen, und sahen den enormen pädagogischen Fehler des gewöhnlichen Lateinlernens; der alten Sprachen aber waren sie nicht mächtig genug, der Mathematik noch weit weniger; daher, obgleich sie auf der negativen Seite völlig Recht hatten, doch ihr Positives kraftlos und beinah kindisch war. Dies benutzte die Gegenpartei, die zwar im Ganzen wohl eben so unwissend in der Mathematik war, aber das Alterthum kannte. Und so konnte unter andern ein so elendes Buch, wie Niethammer's Streit des Humanismus und Philantropinismus, eine Zeitlang Aufsehen machen. Wer die erwähnte Streitfrage gründlich untersuchen will, der muss von beidem, der lateinischen Sprache und der Mathematik, sammt dem was beiden angehört, hinreichende Kenntniss besitzen, um davon einen freien, selbstständigen Gebrauch zu machen. Sonst kann er wohl allerlei Vortheile aufzählen, die möglicher Weise aus dem Sprachstudium sich erwarten lassen; aber er kann weder den damit verbundenen Verlust, noch den möglichen Ersatz berechnen. So fallen z. B. alle die bekannten Anpreisungen der aus der

Grammatik entspringenden Vortheile in das Gebiet der bedingten und selbst sehr engbegrenzten Wahrheiten, sobald man aus hinreichend umfassender pädagogischer Erfahrung die weit kräftigere Gymnastik des Geistes durch die Mathematik kennt¹⁾, und noch obendrein ist aller Streit unnütz, sobald man einsieht, dass man gar nicht nöthig hat, pädagogische Fehler zu machen, um Grammatik so gründlich, als es verlangt wird, lernen zu lassen; wenn man nur Geduld hat, das diesem Studium angemessene Alter, welches allein für die Vortheile derselben empfänglich ist, zu erwarten, und wenn man die Individuen, die dazu Geschick haben, unterscheidet von denen, bei welchen alles Einprägen auf die Dauer nichts als Ueberdruss bewirkt.

Seitdem nun Voss den Wismarischen Lehrplan zurückgewiesen hatte, meinten die Philologen, in jener Streitfrage, die gar nicht vor das Forum der Philologie gehört, gewonnen Spiel zu haben, obgleich meines Wissens überall kein kompetenter Richter darüber gesprochen hatte. Und als das Edict wegen der Abiturienten erschien — welches den Terminum ad quem, den Zeitpunkt im Sprachunterricht ganz richtig dergestalt feststellt, dass, wenn ein Schüler ihn nicht erreicht, die Schuld davon nicht an dem Gymnasium, wohl aber an der nicht umzuschaffenden und nicht gewalthätig zu störenden Individualität des Schülers liegen darf — da meinten die Schulmänner, sie müssten nun völlig ihre Virtuosität im Produciren von Abiturienten mit Nr. 1 darthun, ohne zu überlegen, ob für einen Schüler, der sich den dargebotenen gelehrten Vorrath anzueignen fähig war, zehn andere aus der natürlichen Richtung ihrer Bildung herausgetrieben würden oder nicht; ob Liebe zu den Wissenschaften oder ein düsterer Ernst, eine ängstliche Stille, eine pedantische Gelehrsamkeitskrämerei selbst mit Gegenständen des Gefühls, des Geschmacks und der Speculation daraus entstehe; — ohne zu überlegen, ob der vorhandene vorgefundene Geist der Schulen und des Publikums sich bessern oder verschlimmern werde, wenn nun

1) Die Billigkeit erfordert hier zu bemerken, dass sich manchmal eben so unkluge Anpreisungen der Mathematik, als der Sprachstudien hören lassen. Nur deutlich gedachte Einsicht in die pädagogische Wirkung und Zusammenwirkung der verschiedenen Wissenschaften kann in Dingen dieser Art zu richtigen Entscheidungen führen. H.

an die Stelle früherer Abspannung auf einmal der Heisshunger des Viel-Lernens trete; — ohne darauf zu hören, dass von Anfang an sich eine Reaction im Publikum regte, welche dadurch, dass man das Abiturienten-Prüfungsgesetz durch die ungeschickte Ausführung verhasst machte, nur verstärkt werden konnte, statt dass sie durch ein verständiges Benehmen jetzt längst nicht bloß zum Schweigen gebracht, sondern in freiwillige, freundliche Mitwirkung verwandelt sein müsste. Solche Explosionen, wie der noch immer kochende Geist jener Reaction sie dargeboten hat, solche mannigfaltige Ungunst der Familien, Zänkei der Lehrer unter einander, Groll der verschiedenen Lehranstalten unter sich, ewiges Klagen vor den Behörden, über die Behörden und endlich der Behörden selbst beweiset zur Schmach der Schulen, dass die, welche das Abiturienten-Edict zur Richtschnur ihres ganzen Verfahrens machten — nur Philologen waren, oder wenigstens nur als solche zu handeln verstanden.

Und gleichwohl, wenn man die Männer, die von dieser harten Aussage getroffen werden, näher betrachtet, so sieht man leicht, dass von richtigern Meinungen der Zeit geleitet, sie richtiger würden zu handeln im Stande gewesen sein. Sie glaubten ihre Schuldigkeit zu thun, und dies um desto vollkommener, je mehr Nebenrücksichten sie verschmähten! Sie waren befangen in allgemeinen Irrthümern, und sind es noch.

Der Grund des allgemeinen Irrthums liegt noch tiefer, er liegt theils im Mangel an Kenntniss des menschlichen Geistes, wovon hier nicht die Rede sein kann; theils in unserer Lage gegen die Vorzeit, und darüber muss ich des Folgenden wegen Einiges sagen.

Wir schätzen uns glücklich, auf dem von den Alten schon urbar gemachten Boden zu wohnen, und gewiss mit Recht. Dass nun unsere Jugend die alten Sprachen lernen müsse, um sich mit dem Alterthum in Verbindung zu setzen, betrachten wir als eine Sache der Nothwendigkeit, die man sich des Gewinnes wegen müsse gefallen lassen, ohne über die Inconvenienz vieler Sprachen, wo nur eine nöthig wäre, zu murren; — auch dieses ist ohne Zweifel im Allgemeinen richtig. Nichtsdestoweniger lässt sich diese Nothwendigkeit des Sprachstudiums mit den Kinderkrankheiten vergleichen, die jedes Individuum überstehen muss, und bei guter Pflege auch

meist glücklich übersteht, während, wenn die Krankheit verkannt und falsch behandelt wird, grosse Gefahren eintreten, und lebenslängliche Siechheit erfolgen kann. Solche Gefahr wächst, wenn sie abgeleugnet wird; sie verschwindet, indem man sie anerkennt und ihr zuvorkommt; gleichwohl ist man geneigt, sie zu übersehen.

Ableugnen, dass die Jugend durch anhaltendes und strenges Sprachstudium während einiger Jahre in einen gespannten Zustand versetzt wird, der mit natürlicher Entwicklung des Geistes nicht identisch ist, — dies ableugnen hiesse mit sehenden Augen blind sein wollen. Der gespannte Zustand wird bei den meisten Individuen ein Zustand des wirklichen Leidens, dem die Natur des Kindes sich zu entwinden sucht, und in welchem es nur durch Strafen, Ermahnungen, Lockungen des Ehrgeizes u. dgl. kann festgehalten werden. Nun kann freilich die menschliche Natur viel ertragen; sie hat eine ungeheure Kraft, sich wieder herzustellen, wie in körperlicher so auch in geistiger Hinsicht. Aber eben dieser Umstand verführt gar leicht die Schulmänner wie die Aerzte: zu viel zu wagen; — mit dem Unterschiede, dass die Aerzte für ihr Wagestück nur dann gelobt werden, wenn der Erfolg glücklich ist, die Schulmänner aber den Patienten schelten und schmähen, wenn sie ihn nicht zu heilen verstehen. Und warum geht ihnen das ungestraft hin? Weil sie ihre Unwissenheit im Punkte der Menschenkenntniss und Menschen-Behandlung zu bedecken verstehen mit dem Glanze ihrer Gelehrsamkeit.

Und hier komme ich nun auf den zweiten der schon oben unterschiedenen Gegenstände: auf die unabänderliche Bestimmung der Gymnasien selbst, sofern sie die Uebel, worüber man klagt, desto gewisser aus sich selbst hervorbringt, je genauer sie vorgeschrieben und beobachtet wird, blos mit dem Eifer, ans Ziel zu gelangen, ohne Rücksicht auf Fähigkeit, Lust und Liebe derer, die man dahin bringen will.

Die Gymnasien sollen alte Sprache lehren. Dies einzige Wort kündigt zwei Dinge auf einmal an: eine leidende Jugend und übermüthige Lehrer. Ich berufe mich auf die Erfahrung, zunächst auf die vorliegenden Thatsachen.

Schon oben habe ich eingeräumt: das Leiden der Jugend könne gering, unmerklich, vorübergehend, der Gewinn dagegen bleibend sein. Hier räume ich ferner ein: der Uebermuth der

Lehrer könne sehr gemildert, ja überwogen werden durch persönliche Tugenden.

Aber ich hoffe, man werde mir gegenseitig einräumen: jeder Stand hat seine natürlichen Vorurtheile, wie seine natürlichen Interessen und Maximen, und die Klugheit erfordere, dass man im Allgemeinen sich auf die Folgen der Standes-Vorurtheile gefasst halte, und keine Rechnung auf die Möglichkeit der Ausnahmen begründe.

Die Gymnasial-Lehrer müssen Philologen sein, alle, oder doch die meisten. Sie müssen also die Vorliebe jedes Gelehrten für seine Wissenschaft auf einen Punkt hintragen, der in der Vergangenheit liegt ¹⁾, während die Schüler in der Gegenwart leben und wachsen. Daher unvermeidliche Reibung! Nun werden die Lehrer verdriesslich, hart, steif, kurz, sie hören auf Pädagogen zu sein, wenn sie es auch je zuvor gewesen wären. Diese allgemeine und allbekannte Geschichte will ich nicht ausmalen; vielmehr glaube ich mich von hier an kurz fassen zu können.

Mein Schluss aus dem Gesagten lautet so: die Gymnasien sind ihrem Wesen nach nicht die natürlichen Wohnsitze des pädagogischen Geistes; darum muss er von aussen her in sie hineingetragen werden.

Und dies kann nur dann erwartet werden, wenn ihnen gegenüber andere Schulen stehen, welche sich nach der strengen Regel der Pädagogik richten, also ihrem Ziele, der Menschenbildung nicht auf dem Umwege der alten Sprachen, sondern in gerader Linie entgegengehen.

Hierbei werden die Gymnasien selbst, als fortwährend in Thätigkeit begriffen, schon vorausgesetzt. Sonst würde allerdings Gefahr sein, dass die Gesamtbildung des Zeitalters in der Wurzel leiden könnte.

Aber unter dieser Voraussetzung, welche für zureichend

1) Und der mit den wahren und bedeutenden Interessen der Gegenwart nur in äusserst entferntem, sehr oft kaum erkennbarem Zusammenhange steht. Am wenigsten wird man den Schülern anmuthen, ihn zu erkennen. Aber gerade desto eigensinniger pflegen die Lehrer zu fordern, dass man daran glaube, auch wenn dieser Zusammenhang höchst problematisch, zweideutig, selbst verführerisch und schädlich wäre. Sie haben nur zu viel Glauben gefunden. H.

unterrichtete Lehrer bürgt, ist es offenbar, dass nicht alle Schüler, um eine vollständige Bildung zu erlangen, selbst aus den Alten zu schöpfen brauchen. Auch wollen es nicht alle.

Darum existiren schon längst die sogenannten Bürgerschulen; allein ich sehe mit Schmerz, dass die Unentbehrlichkeit derselben zu den höchsten pädagogischen Zwecken noch immer verkannt wird, und muss daher ganz unumwunden erklären, dass ich die vollständigste Ausbildung dieser Lehranstalten für die *conditio sine qua non* halte, unter welcher man den richtigen Gang des Unterrichtswesens einzig und allein wird hervorbringen und erhalten können.

Dass jetzt unsere Schule in ein Gymnasium verwandelt wird, kann ich meinerseits nur für ein nothwendiges Uebel, und wenn weiter Nichts geschieht, für eine halbe Maassregel halten.

Es bleiben nun noch zwei andere Bürgerschulen; aber wenn es auch an Fonds nicht fehlt, wie viel wird dazu gehören, um diese auf den rechten Standpunkt zu stellen! Dahin rechne ich:

1) dass sie in ihren eigenen Augen nicht schlechter sein dürfen, wie die Gymnasien.

Darum muss es für sie eine eigene, förmliche Abiturienten-Prüfung geben mit Acten und Zeugnissen; diesen Zeugnissen muss irgend ein Einfluss gegeben werden, der sie dem Besitzer werth macht, und eine Commission muss die Prüfungs-Acten revidiren.

2) Dass sie keinen andern Ehrenpunkt haben dürfen, als einen pädagogischen.

Zwar muss bei ihnen Mathematik bis zur höhern Mechanik mit Hilfe des höhern Calculs, also streng wissenschaftlich getrieben werden, aber zugleich mit Benutzung anschaulicher Apparate, Modelle und dergl., also auf eine zugleich populäre und sich der unmittelbaren Anwendung anschliessende Weise, so dass verschiedene Individuen darauf theils zur strengen Theorie, theils zum Praktischen Anleitung finden, je nach dem die Empfänglichkeit eines jeden es mit sich bringt. — Zwar muss bei ihnen Geschichte in grosser Vollständigkeit gelehrt werden mit Benutzung alter und neuer Classiker; aber kein Zwang des Dictirens, sondern ein anziehender, den Alten

nachahmender, freier mündlicher Vortrag muss die Aufmerksamkeit fesseln. (Die Stelle des Dictirens muss allenthalben ein gutes Lehrbuch vertreten.)

3) Dass ihnen ein genauer Lehrplan gegeben werde, ohne welchen sie gar leicht Gefahr laufen könnten (aus alter Gewohnheit der Lehrer, so, wie sie gelernt haben, auch wieder zu lehren), blosse Fragmente von Gymnasien zu werden.

Der Lehrplan muss ganz dieselben Fächer umfassen, wie die Gymnasien; mit zweien Unterschieden: zuvörderst, dass statt der alten Sprachen die besten Uebersetzungen der vorzüglichsten Classiker gelesen werden (Homer, Virgil, Livius, Herodot etc.) dergestalt, dass nur das Vehikel des Unterrichts geändert sei. — Zweitens, dass auch diejenigen Fächer, die allgemein wünschenswerth sind und doch auf den Gymnasien wenig oder keinen Platz neben den alten Sprachen finden, hier gelehrt werden, Also:

a) Künste: Zeichnen und Singen,

b) neuere Sprachen: Französisch und Englisch,

c) erweiterter Unterricht in der gesammten Naturkunde.

Dieser letzte Punkt ist von der äussersten Wichtigkeit, und ich erlaube mir einen Augenblick dabei zu verweilen.

Bei den besten meiner akademischen Zuhörer habe ich eine solche Schwäche in der Physik bemerkt, dass ich sie¹⁾ unmöglich für gut vorbereitet zur theoretischen Philosophie kann gelten lassen. Die Gymnasien leisten hierin so wenig, als ob sie durch die That beweisen wollten, es liege ihnen nichts an Dingen, die bei der Abiturienten-Prüfung nicht zu Nr. I und II beitragen. Unterdessen greift ein Krebschaden für die menschliche Gesellschaft, — eine religiöse Schwärmerei — täglich weiter um sich, dessen natürliches Gegengift die Naturkunde ist. Dieser Wink kann genügen, wenn Männer, denen das Wohl ihrer Mitbürger am Herzen liegt, ihn auffassen wollen.

Auf jeden Fall wird es einleuchten, dass, wenn es keinen andern Grund gäbe, die Bürgerschulen zu vervollkommen, der einzige Umstand des offenbaren Mangels an Unterricht in gewissen sehr wichtigen Gegenständen schon ein völlig zureichen-

1) Schon aus diesem Grunde; — es giebt der Gründe leider! noch mehrere. H.

der Grund sein würde. Jedermann wird wissen, wie knapp die Zeit auf den Gymnasien eingetheilt ist; man hat so lange über eine kraftzersplitternde Vielseitigkeit Wehe gerufen, bis wirklich mehrere wichtige Dinge aus den Gymnasien ganz oder beinahe sind verdrängt worden. Nun bleiben die Deutschen in mancher Hinsicht, -- ja gerade in solchen Punkten, die für Industrie, Gewerbe-Wohlstand besonders einflussreich sind, hinter den Engländern und Franzosen zurück. Ist es nicht als ob wir wünschten, unser Land möge stets arm bleiben, wie es ist? — Wenn nicht: so müssen nothwendig die Fächer, welche auf den Gymnasien keinen zureichenden Platz finden, anderwärts desto besser gelehrt werden. Und wie willkommen würden neuere Sprachen dem Publikum sein, wenn dafür recht tüchtige Lehrer angestellt wären! Wie theuer werden Stunden im Französischen bezahlt! Wie wichtig könnte unter Umständen die Kenntniss des Englischen werden! — An das hier Gesagte schliesst sich noch Folgendes:

4) Die hiesigen Bürgerschulen könnten schon lange einen bedeutenden Rang neben den Gymnasien einnehmen, wenn das Publikum, im Ganzen genommen, sie recht zu schätzen wüsste. Längst sollte das Gefühl des öffentlichen Bedürfnisses ihnen entgegengekommen, längst sollte die Leistung durch die Nachfrage veredelt worden sein. Da es hieran fehlt, so wird nöthig sein, durch Schriften, Bekanntmachungen und dergl. auf das Publikum zu wirken. Die Gelegenheit würde sich finden, wenn für diese Schulen etwas gethan würde, wie es denn wohl unvermeidlich wäre, bei denselben noch einen oder den andern höhern wohlgeprüften Lehrer anzustellen, wenn der Lehrplan wesentlich sollte erweitert werden.

Ohne weitere Veranlassung glaube ich, diesen Gegenstand nicht ausführlicher erörtern zu dürfen; allein ich verhehle nicht, dass einige mir sehr auffallende Behauptungen vom Unwerthe der Bürgerschulen in gewissen mir vorgelegten Actenstücken mich früherhin ganz muthlos gemacht hatten, auf die jetzige Angelegenheit irgend ausführlich einzugehen, und mich jetzt, da ich wiederholter ehrenvoller Aufforderung mich nicht entziehen durfte, genöthigt haben, wenigstens so viel darüber zu sagen, als nöthig war, um das Verhältniss zwischen Gymnasien und Bürgerschulen daraus beurtheilen zu lassen. So sehr ich die Schwierigkeit einsehe, den letzteren ihre rechte Stellung zu

geben, so gewiss bin ich überzeugt, dass sie der einzig kräftige Hebel sein werden, um auch jene über das Eine, was uns Noth thut, zu belehren und dahin anzutreiben. Den besten Hebel dieser Art, den wir hoffen konnten zu besitzen, werden wir jetzt verlieren, noch ehe er fertig war!

Damit die Möglichkeit des Wettifers zwischen Gymnasien und Bürgerschulen klarer einleuchtet, glaube ich erinnern zu dürfen an das, was ich anderwärts (in meinem Gutachten über Schulclassen, gegen das Ende) suchte zu entwickeln: nämlich dass gleich gute Bürgerschüler und Gymnasiasten sich verhalten wie zwei Wesen, deren eins kürzer und energischer, das andere länger und dauerhafter lebt. Der Gymnasiast wird durch die weiltläufige Zurüstung zur Geistesbildung, welche in den alten Sprachen liegt, so offenbar zurückgehalten, und die Früchte reifen ihm so spät, dass, wenn der Bürgerschüler ihn bei gleichem Alter nicht an Gesamtbildung übertrifft, die Schuld entweder am Individuum oder am Unterricht liegen muss. Man stelle eine wahrhaft tüchtige Bürgerschule neben ein gutes Gymnasium: es kann nicht fehlen, dass die Gedanken und Uebungen der Bürgerschüler früher ein Ganzes bilden, während der Gymnasiast noch nicht recht weiss, wohin man ihn eigentlich führe. Wenn nun jener vorangeht, dieser nachfolgt, so ist klar, dass die Bürgerschule dem Gymnasium fortwährend zum Sporn dienen wird.

Sollte man wohl hieraus einen Einwurf gegen die Existenz guter Bürgerschulen hernehmen wollen? Als ob dadurch die Gymnasien würden in ein nachtheiliges Licht gestellt werden? Ich hoffe doch, bis zu einem solchen Einwurfe würde selbst philologischer Stolz sich nicht herablassen. Sonst könnte man ihn sogleich trösten. Die Lehrer der Bürgerschulen nämlich müssen auf dem Gymnasio studirt haben; also ist dem letztern immer noch eine ganz evidente Superiorität gesichert.

Noch eines an sich geringfügigen Umstandes, der aber wichtig ist für die Menschen, wie sie sind, — muss ich erwähnen. Die Bürgerschulen müssen einen andern Namen bekommen. Denn sonst wird der Adel, dessen fürs Militär bestimmte Söhne gerade hieher, und durchaus nicht fürs Gymnasium gehören, sie nicht herschicken wollen. Dass man junge Leute, die nicht studiren sollen, dennoch durch die

Gymnasial-Classen gehen lässt, und sie dort mit Strenge zu Arbeiten anhält, deren Zwecklosigkeit sie selbst nur zu gut voraussehen, — ist einer von den stärksten Beweisen von Mangel an Nachdenken und von Hingebung an unbestimmte Lobpreisungen der alten Sprachen, die an Charlatanerie grenzen.

Jetzt sollte ich noch über die nothwendigen Verbesserungen des Gymnasial-Unterrichts meine Gedanken hersetzen.

Hier würde ich zuerst bitten, sich nicht zuviel von einzelnen Verbesserungen und Vorschriften zu versprechen. Zum Beispiel die bekannten Uebel des Dictirens, der für Schüler und Lehrer gleich zeitraubenden Ausarbeitungen und Correcturen, deren grösster Theil rein unnütz ist¹⁾, des Docirens nach der Weise akademischer Lehrer etc. — diese Uebel sind sämtlich nur Symptome einer tiefer liegenden Krankheit. Die Gymnasial-Lehrer würden alles das, was darüber zu sagen ist, selbst fühlen, selbst abändern, auf gar keine Befehle und Erinnerungen warten, wenn in dem Ganzen ihrer Beschäftigungen der rechte Geist wäre. Will man aber, dass der rechte Geist erwache, so muss man in dem Geschäfte selbst eine wesentliche Abänderung treffen. Was der Mensch treibt, das bestimmt im Laufe der Zeit allmählich seine Ansichten, Uebungen, Neigungen, Verfahrens-Arten. Trieben die Gymnasiallehrer das, was sie treiben sollen — wäre nicht das Ganze ihres Thuns hinter den Bedürfnissen unserer Zeit zurückgeblieben, regierte nicht noch immer ein alter, aus viel dunkleren Zeitaltern herstammender Schlendrian die ganze Lehrweise: so würde das Verkehren mit dem an sich heitern und grossen Alterthum den Lehrern mit guter Laune auch gute Methoden, den Schülern Muth und Frohsinn geben.

Der von Vielen angenommenen Meinung, als ob das In-

1) Und sogar schädlich; denn ich weiss aus Erfahrung, dass dem Schüler ein Fehler, den er einmal gemacht hat, anklebt und in ihm fester haftet, als die Correctur. Darum muss man dem Schüler keine andere Arbeiten für sich allein zu machen auftragen, als solche, die er schon grösstentheils fehlerfrei machen kann. Er merkt wohl auf wenige Correcturen, aber nicht auf viele. H.

teresse und die bildende Kraft des Unterrichts ganz von den persönlichen Eigenschaften der Lehrer herrühre, — kann ich in der That nicht widersprechen, aber auch nicht beistimmen. Wenn die Lehrer einmal da sind, so, wie sie sind: dann freilich mag man die Lehrarten ändern, es wird nichts helfen. Aber die Frage: wie die Lehrer dazu kommen, so zu sein, wie sie sind, liegt tiefer.

Ernst und mühsam wird ihr Amt immer bleiben. Vieles von der sie drückenden Last müssen die Familien zu Hause, durch bessere Zucht wegschaffen; es müssen weniger Unarten der Kinder auf die Schule kommen. Dazu gehört, dass man vorkommende Gelegenheiten — besonders solche, wo die Eltern sich beklagen über zu harte Schulzucht, — benutze, um ihnen die Wahrheit zu sagen. —

Dass ich aber über einen andern wichtigen Punkt, — der die Frage, warum die Lehrer so sind, wie sie sind, sehr nahe angeht, — eine ganz entschiedene Ueberzeugung hege, ist von mir vielfältig ausgesprochen worden; ich meine die alte Weise des Latein-Lernens. Von diesem behaupte ich, dass es zugleich die Lehrer und die Schüler verstimmt, und dass nur eiserne Naturen (bekanntlich giebt es deren, die auch in schädlichen Dünsten gesund bleiben) dabei bestehen können.

Anfang, Mittel und Ende dieses Latein-Lernens ist eine Quälerei um geringen Lohn, und es scheint mir nicht, dass unsre jetzt so thätigen Gymnasien sich in diesem Punkte gerade besonders glänzender Erfolge rühmen dürften. Diejenige feine Aufmerksamkeit beim Lesen der römischen Auctoren, woraus das Gefühl und die Uebung ächter Latinität entspringt, ist so individuell wie ein feines musikalisches Ohr; nur die kleinere Zahl der Schüler ist dafür aufgelegt, — und was die Hauptsache ist, erst die spätern Schuljahre gestatten die Hoffnung, die erwachende Kraft des Jünglings dahin zu lenken. So sehr ich Musik liebe: so lächerlich würde mir ein Musiker sein, der eine Menge von Knaben ohne Unterschied in die Lehre nähme, und, indem er sie zusammen geigen liesse, sie an falsche Töne gewöhnte, und sich damit peinigte bis zur Erschöpfung seiner Geduld. Dies Gleichniss trifft zwar unmittelbar nur die voreiligen Exercitien, aber mittelbar greift es weiter. Nähme man sich mehr Zeit bis zum Latein-

Schreiben¹⁾, so würde auch die dazu gerade nöthige und deshalb verfrühte Grammatik-Luft bekommen; sie würde einen spätern nützlichern und für sie selbst anständigeren Platz gewinnen. Man würde nun früherhin dem Lesen mehr Zeit gönnen, und das mit Recht; denn die fremde Sprache will erst gehört, vernommen, gemerkt sein, ehe man sie selbst sprechen oder schreiben kann; es ist auch nöthig, ihr Material schon ziemlich zu kennen, ehe man sich viel mit ihren Formen beschäftigen kann.

Aber was denn soll man im Lateinischen mit jungen Knaben lesen? Von den leidigen Chrestomathien und ihrem Flickwerk schweige ich. Die grossen, trefflichen römischen Autoren gehören alle dem spätern Alter. — Wirklich scheint hier in frühern Jahrhunderten die lateinische Grammatik eine Art von Lückenbüsser geworden zu sein. Es war nicht möglich, mit Kindern den Cicero oder Livius zu lesen; was sollte man nun mit ihnen anfangen? Mit Kindern, meinte man, wäre doch Alles einerlei; so bequem macht sich's ja noch heute die psychologische Unwissenheit! Man nahm also die Grammatik, und liess sie auswendig lernen! — Das Griechische lag zu fern; es galt für eine höhere Potenz der Gelehrsamkeit, für eine Kostbarkeit, worauf nicht Jedermann Anspruch habe.

Seitdem mir im pädagogischen Seminar eine freie Wirksamkeit (zwar nur im Kleinen und eng genug umgrenzt) zu Theil geworden ist, schiekt es sich für mich besser, Lehr-Methoden zu zeigen, als sie zu empfehlen. Daher lasse ich hier eine grosse Lücke offen, die sich ein Philologe allenfalls mit der einfachen Bemerkung ausfüllen könnte, man müsse Griechisch vor dem Latein ungefähr aus denselben Gründen lernen, weshalb man Latein früher als Französisch und Ita-

1) Nicht blos das Latein-Schreiben wird übereilt auf den heutigen Schulen, sondern auch das Deutsch-Schreiben, und dies ist ein Punkt, wo ein grober Fehler in der Meinung eines ganz vortrefflichen Verfahrens begangen wird. — Jeder Mensch kann nur in dem Maasse schreiben, als er Gedanken dazu hat. Ueber seine wahre geistige Productions-Kraft hinaus soll er gar nicht schreiben können. Das blos gelernte nachgeahmte Schreiben so vieler Menschen ist ein höchst schädlicher Luxus unserer Zeit, und voreilige Schreibübungen, wobei die Worte mehr sagen, als der Mensch reif denkt und wahrhaft empfindet, verderben den Styl anstatt ihn zu bilden. Den Beweis im Grossen liefert die Mehrzahl der heutigen Buchhändler-Waaren. H.

liänisch lernt; wobei ich Andern zu erwägen überlasse, ob das Hervorgehen der Formen einer Sprache aus der andern etwa minder wichtig sei, als die Masse der Worte, die als Erbschaft von der alten zu den neuern übergegangen ist.

Eine kurze Andeutung muss ich mir aber noch erlauben. Wenn irgendwo das Neuere nicht bloß nach dem Aelteren, sondern auch aus dem Aelteren folgt, und zwar nicht nur in Worten, sondern auch in Gedanken, Gefühlen und Darstellungsweisen; wenn man gleichwohl das Neuere früher und das Aeltere erst von Hörensagen, dann mit vorgefassten Meinungen später kennen lernt, — so ist die Folge: erstlich, dass man das Neuere nicht versteht; zweitens, dass man das Alte durch eine gefärbte Brille sieht, indem man seine Einbildung in die Anschauung hineinträgt.

Dem falschen Enthusiasmus für die Griechen vorzubeugen, ist eben so sehr der Zweck meiner Lehrart, als mit ihrer wahren Vortrefflichkeit — mit ihrer Natürlichkeit die Natur der Kinder in Berührung zu bringen, Homer, Herodot und Plato sind meinen Zöglingen, so weit sie damit bekannt werden, eben recht; aber dass sie dieselben bewunderten, habe ich nie gehört. Will man Bewunderer der Griechen bilden, so muss man von meinem Verfahren das gerade Entgegengesetzte thun.

An diese Andeutung knüpft sich eine zweite. Die Augen der Kinder sind in der Regel gesund; sie können leicht gesünder sein, als die der Erwachsenen. Werde wie die Kinder! möchte man wohl hie und da auch einem Lehrer zurufen.

Genug! um bemerklich zu machen, dass zwischen Lehrern und Kindern eine wesentlich andere Wechselwirkung und darum eine ganz andere pädagogische Laune durch ein anderes Treiben kann hervorgebracht werden, obgleich im Ganzen genommen, wenn wir den Unterschied der Alter und der Schulclassen hinwegdenken, das Gymnasium immer dieselben Auctoren (mit wenigen Ausschliessungen) zu behandeln haben wird. Diese pädagogische Laune ist nicht bloß subjectiv und individuell, sondern sie geht grösstentheils aus dem hervor, was die Kinder mit den Lehrern gemeinschaftlich treiben.

Dabei muss ich aber hinzusetzen: Kinder, welche sehr schwer Vocabeln lernen, erregen, mit andern verglichen, die sehr stark hervortretende Frage: ob man wohl thue, sie zum

Studiren zu bestimmen? Diese Frage wird allerdings desto deutlicher, je grössere Unterschiede sich zeigen, wenn man sieht, wie leicht und bequem andre sich bald anfangen in den alten Epikern zu bewegen. Je zweckmässiger die Beschäftigung, desto schneller wird sie von denen benutzt, die entweder durch Talent oder durch anhaltenden Fleiss wohl aufgelegt sind; — wenn nun die Schwachen und Trägern oder auch die, welche zwar Kopf haben, aber nur Dinge der heutigen Welt, sich bald und kenntlich absondern, so frage ich: ist das ein Vortheil, oder ist es ein Schade? Die Antwort würde nicht zweifelhaft sein, wenn wir Bürgerschulen hätten.

Schon vor etwa zehn Jahren hat das hohe Ministerium d. g. A. es den Gymnasien freigestellt, ob sie mit dem Lateinischen oder mit dem Griechischen anfangen wollten. Diese Erlaubniss hätte genügen sollen.

Die höchste Staatsbehörde konnte nicht mehr thun, wenn guter Wille fehlte, und Lehrer, welche Griechisch verstehen, zu selten waren. In dem letzten Jahrzehnd aber hat sich unstreitig weit mehr Kenntniss des Griechischen in der unterdess herangewachsenen Generation verbreitet. Ob man jetzt einen Schritt weiter gehen könnte, das zu entscheiden, kommt nicht mir zu.

Ueber die beiden wichtigen Punkte, Schul-Aufsicht und Schul-Gesetzgebung, getraue ich mir ebenfalls nicht zu reden; beides liegt nicht in meinen Händen; es darf nicht scheinen, als ob ich daran Theil zu haben wünschte. Das aber glaube ich zu erkennen, dass für jetzt die Schul-Aufsicht nöthiger sei, und die Gesetzgebung noch lange mit dem stillen Vorbehalte behaftet bleiben werde, zu beobachten und nöthigenfalls zu ändern. Aller Gesetzgebung traue ich nur insofern eine wahre Stetigkeit zu, als sie den Augenblick ergreift, in welchem ein richtiger Zustand der Dinge schon vorhanden ist, um diesen zu bestätigen und ihm Dauer zu verleihen.

Mit Absicht habe ich mich im gegenwärtigen Aufsätze einer etwas lebhaften Sprache bedient; aber in der einzigen Absicht, dadurch den Gegenstand der Berathung näher vors Auge zu rücken. Je weiter sich vielleicht mein Ausdruck von der Gemessenheit entfernt, die man in Eingaben an hohe Behörden der Strenge nach fordern kann: desto weniger An-

sprüche macht meine Feder. Insbesondere werden in dem Falle, dass ich mich über die vorhandenen Schulen etwa zu nachtheilig möchte geäußert haben, gegründete Berichtigungen mir äusserst angenehm sein.

Königsberg, d. 15. Juni 1823.

Herbart.

9.

Mathematischer Lehrplan für die Realschulen.¹⁾

Da ich in Ansehung der Bürgerschule mit Herrn Consistorialrath Dinter im Ganzen übereinstimme und überdies der Meinung bin, dass der Werth der Schulpläne grösstentheils von deren Ausführung und der Beaufsichtigung dieser letzteren abhängt: so glaube ich der mir gewordenen Aufforderung durch eine Beilage zu Herrn etc. Dinter's Gutachten hinlänglich nachzukommen; worin ich nur den Haupt-Gegenstand des Unterrichts in jenen Schulen ins Auge fassen und alles Andere als Zusatz zu jenem betrachten werde.

Eine Provinz, deren Wohlstand sehr gesunken ist, darf sich zwar nicht schämen, das Wiederaufblühen desselben bei solchen Schulen, deren Zweck nicht eigentliche Gelehrsamkeit ist, sehr ernstlich zu berücksichtigen. Aber jede Schule muss ihre Ehre haben, unabhängig von ihrem Nutzen. Sonst giebt sie dem Fleisse keine Begeisterung.

Aus beiden Gründen betrachte ich die Mathematik als den Hauptgegenstand der Bürgerschule. Keine ehrenvollere Gymnastik des Geistes lässt sich finden; und die Spannkraft, welche sie hervorbringt, ist selbst grösser als die durch die Sprachen des Alterthums; ihr Nutzen aber ist unbezweifelt.

Doch wegen der Einseitigkeit, womit die Mathematik droht, muss ihr Geschichte, mit manchen ihrer Nebenstudien, zur Seite stehen. Und als erste vorläufige Bedingung des Gedeihens betrachte ich die Voraussetzung: es sei ein Lehrer vorhanden, der im hohen Grade die Kunst des Erzählens besitze; ja es sollten deren wenigstens zwei sein. Denn die ältesten Schüler brauchen einen derselben; aber schon die

¹⁾ Aus dem Königsberger Provincialschularchiv durch Herra Provincialschulrath Schrader mir mitgetheilt.

jüngsten brauchen einen zweiten; besonders weil nichts so geschickt ist, Kinder, die von verschiedenen Seiten her zusammenkommen, gleichartig zu machen, als ein Strom von Erzählungen, der sie alle gemeinschaftlich fortreisst.

Dies nun vorausgesetzt, und angenommen überdies, dass Botanik im Sommer und Mineralogie nebst einer wohlbegrenzten Zoologie (ohne unzartes Berühren der Geschlechts-Verhältnisse) im Winter, gleich von der untersten Classe an in Gang gesetzt seien: so muss aus der Mitte dieser Studien die Mathematik hoch emporsteigen, und ihre Zweige weit verbreiten.

Alles wäre verderben, wenn man sich hier ein anderes Ziel setzen wollte. Sobald Mathematik über Regeldetri und gemeine Planimetrie hinausgeht, muss sie ernstlich angefasst werden, damit nicht ein halbes, todtes und deshalb unnützes Wissen herauskomme. Das kann leicht begegnen; aber auch das Gegentheil lässt sich leisten, wie ich aus Erfahrung weiss. Und besonders eine Schule, worin Mathematik die Gymnastik des Geistes liefern soll, kann und darf sich mit einigen mühselig eingelernten Rechnungsformeln durchaus nicht begnügen.

Höhere Mathematik ist das Ziel, welches man erreichen muss, nicht um die ganze, höchst abstracte Wissenschaft, sondern nur eine gründliche Einsicht in diejenigen Lehren darzubieten, welche sich auf Artillerie, Baukunst und Maschinenwesen dergestalt beziehen, dass sie künftige specielle Studien zu unmittelbarem Gebrauche vorbereiten und hinlänglich erleichtern können.

Der höhere Calcul, wiederum nicht in seiner mannigfaltigen Verzweigung, sondern nur in seinen allgemeinsten und leichtesten Anfangsgründen (von denen sich aber unzählige fruchtbare Anwendungen machen lassen), ist das Mittel, durch welches man zum Ziele gelangt.

Damit aber meine Behauptungen nicht zu nackt da stehen und nicht die Grenzen einer Schule, die vielleicht keine ältern als siebenzehnjährigen Schüler haben wird, zu überschreiten scheinen: sehe ich mich genöthigt, in einiges Detail über den mathematischen Unterricht einzutreten.

Die Kraft der Jugend muss frühzeitig dahin gelenkt werden. Dies geschieht im Allgemeinen durch vorläufige, grossentheils empirische Beschäftigung mit mathematischen

Gegenständen. Hierher gehören die Anschauungs-Uebungen mit ihren theils ebenen, theils sphärischen, aus Holz, Pappe, oder zum Theil durch Zeichnen auf der Schiefertafel, zum Theil durch künstlichere messingene Werkzeuge dargestellten Dreiecken. Das Wesentliche ist Anschauung gegebener mathematischer Formen, besonders im Anfange Schätzung der Winkel, und Beachtung ihrer trigonometrischen Funktionen (der Tangenten, Secanten, Sinus, Cosinus), weiterhin leichte Rechnung, und selbst die einfachsten Formeln der sphärischen Trigonometrie, mit Hülfe eines passenden Werkzeuges beinahe unmittelbar dem Auge dargestellt.

Die Wirkung dieser Vortübungen zeigt sich erst später, wenn der mathematische Unterricht selbst eintritt, durch eine weit stärkere Auffassung und durch ein schnelleres Nachdenken, als unvorbereitete Schüler zu leisten pflegen. — Von der Sorgfalt, womit diese Anschauungsübungen geleitet werden, hängt die ganze Bürgschaft ab, dass der nachfolgende Unterricht gelingen werde. Aber diese Sorgfalt muss nicht aus Missverständnis ängstlich werden. Man darf die Anschauungsübungen nicht in die Länge ziehen, als ob jeder Knabe sie pünktlich einlernen sollte. In gemessenem Schritte müssen sie vorübergeführt werden; sie können im Ganzen anderthalb Jahre dauern mit Einschluss des sphärischen Theils; eine beträchtliche Pause muss in die Mitte fallen, denn die zweite Hälfte ist schon um Vieles schwerer wie die erste.¹⁾

Die zweite Stufe des mathematischen Unterrichts ist sehr bekannt; auf ihr stehen gemeines Rechnen und Planimetrie. Dabei ist nur zu bemerken, dass diese Planimetrie nicht höher gehalten werden muss, als jenes; denn in der That sind die feineren Anwendungen der Proportionen (die ich hier unter dem gemeinen Rechnen mit begreife) wohl reichlich eben so schwer als die gewöhnliche Geometrie, selbst Stereometrie mit eingeschlossen. — Auf dieser zweiten Stufe darf man nicht eilen; und der Unterricht darin ist längst, im Ganzen genommen richtig, genug angeordnet worden, daher ich weiter nichts darüber sage.

1) Meine sphärischen Anschauungs-Uebungen sind nicht gedruckt, obgleich schon mehrmals im pädagogischen Seminar durchgeführt. Auf Verlangen würde ich sie bekannt machen. H. Herbart's S. W. XII, S. 319.

Allein jetzt folgt eine dritte Stufe, in Hinsicht deren ich mit dem gewöhnlichen Verfahren durchaus nicht zufrieden bin. Man pflegt nämlich hier entweder eine weitläufige Algebra, oder theils eine eben so trockene und langgestreckte Lehre von den Kegelschnitten folgen zu lassen, theils sich in die Trigonometrie zu verlieren, — ohne zu überlegen, dass man dem Schüler nunmehr so bald als möglich irgend einen grossen Gegenstand zeigen muss, der sich durch mathematische Arbeit den Augen näher bringen lässt. Dabei tritt nun ein unglücklicher Respect, wo nicht eine wahre Scheu, vor der Differential- und Integral-Rechnung hinzu, als wenn beide etwas an sich besonders Hohes, einen eigentlich für sich bestehenden Theil der Wissenschaft ausmachen könnten. Dieses aber ist durchaus unrichtig. Man sollte niemals von Differentiiren anders reden, als so, wie man vom Multiplizieren oder Dividiren spricht; eins und das andere sind Rechnungs-Arten, die gebraucht werden, wo sie passen, und deren man mächtig sein muss, sobald man irgend einen mathematischen Gegenstand, der über die gemeinen Proportionen hinaus liegt, vollständig in seine Gewalt bringen will.

Was auf der dritten Stufe des mathematischen Unterrichts eigentlich vorkommen muss, das könnte ich Trigonometrie nennen, wenn nicht dies Wort theils zu viel, theils zu wenig ankündigt; ich will mich also ausführlicher erklären.

Der Natur der Sache nach folgt auf die Begriffe der Proportionen sogleich die Lehre von den Potenzen, wobei die von Wurzeln und Logarithmen sich nothwendig mit anschliesst. Und auf die gemeine Geometrie folgen die Curven, oder was dasselbe ist, die räumlichen Symbole der Functionen, von den einfachsten angefangen. Hiervon sind eigentlich die Gleichungen des zweiten und der höheren Gerade nur specielle Fälle; und aus der Auflösung derselben eine eigene Wissenschaft zu machen, die man Algebra nennt, ist wiederum nichts als eine äusserliche Verunstaltung der innerlich vollkommen gesunden Wissenschaft.

Indem man nun den Schüler zu den Potenzen, Curven und Gleichungen führt, muss man ihm zugleich eine Beschäftigung darbieten, die so schnell als möglich in Anwendung übergeht; und hierzu braucht er die Elemente der Trigonometrie, aber noch nicht den hochgehäuften Vorrath der analytischen Formeln.

Demnach setze ich aus einer Reihe von Lehrsätzen ein kleines Ganzes zusammen, welches dem Schüler die Möglichkeit der Trigonometrie vollständig erklärt und zugleich ihm aus derselben ein Werkzeug macht, das er gebrauchen könne. Hierher gehören: ¹⁾ der binomische Satz; zuerst nur aus der Combinationslehre bewiesen für ganze bejahte Exponenten. Dann der Taylor'sche Satz, entwickelt aus der Lehre von den arithmetischen Reihen, wobei der Beweis aus höchst einfachen Elementen sehr leicht hervortritt; hiernächst Erweiterung des binomischen Satzes durch den Taylor'schen und durch die leichtesten Betrachtungen der Differential-Rechnung auf einem bekannten Wege, alsdann weitere Benutzung des Taylor'schen Satzes zur Aufsuchung der Reihen für Sinus und Cosinus, wenn der Bogen in Länge gegeben ist; ferner Aufsuchung der Bogen für gegebene Anzahl von Graden mittelst der Integration des Differentials $\frac{dt}{1 + dt}$, welches selbst sehr leicht geometrisch gefunden wird; endlich die Lehre von den Logarithmen, gebaut auf den binomischen Satz, indem $e^x = (1 + dx)^{\frac{x}{dx}}$ entwickelt wird, wobei alles auf deutliche Erklärung von e^{dx} ankommt, oder, was nahe dasselbe ist, deutliche Erklärung der Gleichung $a^x = y$, wo x und y veränderlich sind. Die Rechnung wird fortgeführt bis zur Integration von $\frac{du}{1 + u}$ und zu $\log. \frac{1 + u}{1 - u}$.

Hierbei ist zu bemerken, dass nach allen den hier gewonnenen Formeln wirklich einige Rechnungen müssen gemacht werden, z. B. Aufsuchung der natürlichen Logarithmen für alle Zahlen von 1 bis 10 und Berechnung des Sinus und Cosinus von 6^0 u. s. f. Denn Formeln, nach denen der Schüler wirklich niemals rechnet, sind ein todter Schatz.

Erst nachdem der Schüler auf diese Weise eingesehen hat, wie sich auf hinreichend gebahnten Wegen (denn von mühseligen Umwegen muss man mit Schülern nicht reden, schon um sie nicht zu verwirren) die Trigonometrie sowohl

1) Eine vollständige Aufzählung wird man hier nicht erwarten. Ob z. B. und inwieweit die Stereometrie schon hier, oder erst in Prima Zeit und Platz finde, wird durchgehends von Lehrern und Schülern abhängen, und sich kaum allgemein bestimmen lassen. H.

ihre eigenen Functionen, als ihre Hilfsmittel, die Logarithmen, verschaffen könne: ist es Zeit, ihn nach den Hauptformeln zur Auflösung der Dreiecke (die sehr leicht gefunden und erklärt werden) rechnen zu lassen. Und nunmehr bedarf er noch einiger weniger Vorkenntnisse aus den leichtesten Grundsätzen der Statik und Mechanik, um eine populäre Astronomie mit seinem Lehrer zu durchlaufen, wozu sich die Briefe von Brandes trefflich eignen, unter der Voraussetzung, dass der Lehrer vielfältig über das Buch hinausgehe und Rechnungen zur Uebung einschalte, jedoch ohne sich auf zusammenhängende mathematische Darstellung einzulassen, die hier viel zu weitläufig sein und die Erhebung des Geistes, die hier eigentlich beabsichtigt wird, nicht vermehren würde.

Denn die Zeit der Schule ist bekanntlich kurz, der vorerwähnte mathematische Unterricht der dritten Stufe braucht etwa ein halbes Jahr, täglich eine Stunde, und eben so viel jene populäre Astronomie. Um uns zu orientiren, wollen wir diesen ganzen Unterricht auf Secunda verlegen; so kommt auf Tertia das früher erwähnte Rechnen mit Proportionen sammt der Elementar-Geometrie, und die untern Classen haben Zeit genug, um nebst den Anschauungs-Uebungen die ganz gewöhnlichen Rechnungs-Arten zu lehren und zu üben. Es bleibt also nur noch übrig, von dem Unterrichte in Prima zu sprechen.

Hier muss wohl die Bemerkung eingeschaltet werden, dass eine Bürgerschule nicht Hoffnung hat, die ganze Summe ihrer Schüler bis Prima zu führen. Drückt doch dieser Umstand schon die Gymnasien! Doch haben alsdann die Eltern sich meistens selbst den Nachtheil zuzuschreiben, wenn das Angefangene nicht vollendet wird; denn warum lassen sie die Kinder auf dem Gymnasium, wenn sie sie nicht wollen studiren lassen? Sie könnten sie ja auf die Bürgerschule schicken! Allein eben deshalb, weil sich denjenigen Bürgerschülern, die ihren Weg nicht ganz zu Ende fortsetzen, keine andere Lehranstalt, die sie zweckmässiger hätten besuchen können, darbietet, ist es hier die Schule selbst, welche so viel als möglich sorgen muss, dass allenfalls schon auf Secunda ein Stillstand stattfinden könne. Und das wird als ein Neben-Vortheil aus der vorherbezeichneten Anordnung des mathematischen Unterrichts sich auch ergeben. Nämlich die Schüler haben nun

auf Secunda gelernt, mit Logarithmen zu rechnen und mindestens die ebene Trigonometrie zu gebrauchen; sie werden demnach so viel Theorie und Vortübung besitzen, als der gemeine Feldmesser bedarf, wenn nur noch die dazu nöthigen speciellen Anleitungen (die nicht gar zu viel Zeit kosten können) insoweit hinzukommen, als man sie von der Schule verlangen wird, und als das Alter von etwa 15 Jahren sie anzunehmen aufgelegt ist. Auch solche, die wegen schwächerer Anlage, oder aus Unaufmerksamkeit, das Vorgetragene nicht ganz fassen, werden so viel Routine aus den Uebungs-Beispielen gewinnen, dass sie denjenigen ungefähr gleichzustellen sind, die von den Gymnasien zwar keine gründliche Kenntniss des Alterthums, aber doch manche nützliche Notiz mit hinwegnehmen, die sie späterhin irgendwie zu ihrem Fortkommen benutzen.

Inzwischen können solche Nebenrücksichten nicht Anspruch machen, auf den Hauptplan einzufliessen.

Für Prima bleibt der Bürgerschule nun noch der Unterricht in der Mechanik und Statik sammt denjenigen Erweiterungen der reinen Mathematik, die man dafür zweckmässig finden wird; wohin theils die Lehre von den cubischen Gleichungen (falls diese nicht schon auf Secunda Zeit fanden) und theils Uebungen in der analytischen Trigonometrie, theils Kenntniss verschiedener Cürven gehören wird. Ausführlicher Vortrag der Lehre von den Kegelschnitten scheint mir nicht passend für die Bürgerschule; es liegt darin zu viel gelehrter Luxus, der ohne Werth ist, wenn keine Anwendung und Fortsetzung hinzukommt. Dagegen braucht die Mechanik manche einzelne Kunstgriffe des Integrirens, welche gelegentlich, so wie sie nöthig sind, können gezeigt werden, ohne dass man in das System der Integral-Rechnung (wie es in den Abstractionen der Mathematiker nun einmal existirt) sich einzulassen nöthig hätte, welches auch ganz unmöglich sein würde.

Das hohe Ministerium hat einen sehr umfassenden Unterricht in der Naturlehre von der Bürgerschule verlangt. An diesen hohen Befehl schliesst sich nun hier mein Vorschlag an. Naturkunde würde ihrer festesten Punkte und Stützen entbehren, wenn Statik und Mechanik nicht gehörig gelehrt würden, — so dass, wer künftig weiter gehen will, dieser seinen Weg wenigstens vor sich sehe und es als möglich betrachte, darauf fortzuwandeln. Alles nun, was ich zuvor vom

mathematischen Studium gesagt habe, findet hier sein Ziel, wohin es strebte und worauf es berechnet war.

Sechs Stunden wöchentlich Mathematik durch alle Classen, zu Zeiten aber noch einige Stunden mehr für besondere Zweige oder Anwendungen — ungefähr, doch nicht ganz ein solches Verhältniss der Mathematik, wie der alten Sprachen auf den Gymnasien zu den sämtlichen übrigen Studien, das wird hier ein Gesetz sein müssen, wovon kein Vorwand des künftigen Berufs, als ob derselbe, so viel Mathematik nicht brauche — muss dispensiren können; gerade so wenig als auf den Gymnasien ähnliche Dispensation vom Griechischen und dergleichen erlaubt wird. Denn die Mathematik soll ihre beste Wirkung unmittelbar leisten durch Förderung des scharfen Denkens und des Erfindungsgeistes.

Freilich wird der Gewinn nun noch sehr davon abhängen, ob ein recht tüchtiger, mit Modellen und Experimenten gehörig ausgestatteter Unterricht in der Physik und Chemie hinzukommt. Ja eigentlich bleibt der wahre Werth einer Schule immer ein Product aus der Gesamtwirkung aller Lehren. Und wenn ich hier blos den mathematisch-physikalischen Theil des Unterrichts betrachtete, so möchte ich dadurch nicht gern den Schein auf mich ziehen, als ob dies Folge irgend einer Vorliebe wäre, indem ich vielmehr das Uebrige stillschweigend voraussetze, auch noch besonders bemerke, dass eine Schule, welche (dem hohen Ministerial-Rescript gemäss) neuere Sprachen sorgfältig lehren soll, nicht unterlassen kann, der neueren Geschichte auf ihren obersten Classen eine grosse Bedeutung zu geben und überhaupt den abgehenden Schüler, so vollständig, wie nur immer sein Alter es erlaubt, in die heutige wirkliche Welt einzuführen.

1. Juni 1824.

Herbart.

10.

Vorschläge zu einem pädagogischen Seminar¹⁾.

Ein pädagogisches Seminarium, das seinen Namen ganz verdiente, würde eine Veranstaltung sein, wodurch die Erzieh-

1) Der Anfang bereits abgedruckt in Herbart's S. W. XI, 411 f. Aus Herbart's literarischem Nachlass durch die Vermittelung von Herrn Dr. Reicke in Königsberg mir mitgetheilt.

ung in den wichtigsten ihrer mannigfaltigen Formen zur Anschauung gebracht, und worin dem Lernenden zu eigener Uebung so weit Gelegenheit gegeben wäre, dass bei fähigen jungen Männern das Bewusstsein ihrer pädagogischen Kräfte dadurch geweckt werden könnte.

Es müsste also erstlich eine beträchtliche Anzahl schon gebildeter Erzieher beschäftigt sein mit der Führung von Knaben und Jünglingen in verschiedenen Altern, von verschiedenen Fähigkeiten und Temperamenten, theils von ausgezeichneter Reinheit, theils mit allerlei Fehlern, theils von früh auf richtig behandelt, theils erst nach früheren Vernachlässigungen und Verderbnissen einer bessernden Hand übergeben. Die mancherlei Modificationen, welche für so sehr von einander abweichende Fälle aus einer und derselben Theorie sich herleiten lassen, müssten sich als Belege und als Erläuterungen dieser Theorie vereinigt den Zuschauern darbieten; sie müssten selbst solchen, die keine Theorie zu fassen noch zu brauchen wissen, wenigstens als eine Summe von praktischen Anweisungen, wie man sich unter verschiedenen Umständen zu verhalten habe, vor Augen liegen.

Zweitens würden die noch Ungeübten, welche so eben erst den Vortrag der Pädagogik hörten, jenen Erziehern zusehen, von ihnen um ihre Meinung gefragt und darüber belehrt werden; sie würden sich in einzelnen Zweigen des Unterrichts versuchen und anzugeben haben, wie sie sich diese in Verbindung dächten mit einer vollständigen Erziehung. Doch dürften in der Regel zu diesen Versuchen der Ungeübten nur leicht zu behandelnde Lehrgegenstände, und nur solche Kinder genommen werden, denen, entweder wegen beschränkter Vermögensumstände oder wegen beschränkter Ansichten ihrer Eltern und Vormünder, auch ein mangelhafter Unterricht schon Wohlthat wäre. Die eigentlichen Erzieher würden dabei die Aufsicht führen.

Als ein vorzüglich wichtiges Resultat der ganzen Einrichtung wäre die Summe von Beobachtungen anzusehen, welche hier regelmässiger als sonst gesammelt und verständiger als sonst aufgefasst, gedeutet und auf die allgemeine Theorie zu deren Ergänzung bezogen werden würden. Es wäre daher ein Hauptgeschäft der Erzieher, von Zeit zu Zeit

praktisch-pädagogische Aufsätze zu entwerfen, in welchen sie der Theorie von Seiten der Erfahrung entgegenkämen.

Wäre schon gegenwärtig die richtige Erziehung vorhanden und verbreitet, so würde das Seminarium durch blosser Vereinigung der vorhandenen Erzieher, Schulmänner etc. zu Stande kommen.

Allmählich würde es entstehen, wenn der Vortrag der Pädagogik so glücklich wäre, mehreren jungen Männern auf die rechte Spur zu helfen und wenn deren genug in derselben Stadt in Thätigkeit gesetzt würden.

Sollte das Letztere auch möglich sein, so würde es wenigstens sehr langsam gehen. Denn der Vortrag der blossen Pädagogik für sich allein vermag wenig; um einem vorhandenen Erzieher-talent eine feste Richtung und die nöthigen Hilfsmittel zu geben, dahin gehören ausgebreitete philosophische Studien und ausgezeichnete Gelegenheiten, um in Mathematik, Geschichte und Sprachen bedeutende Kenntnisse zu erlangen.

Gestzt nun, man wolle, um die Einrichtung des Seminars zu beschleunigen, einen fähigen jungen Mann, der unter günstigen Umgebungen sich schon gebildet hat, zur Uebnahme des Erzieherpostens einladen, so wird man zuerst für Gelegenheit zu einer möglichst regelmässigen Erziehung sorgen. Denn Anomalien werden erst dann verständlich, wenn die Regel schon dasteht, womit sie verglichen werden können. Es wird also vor allem eine passende Familie auszusuchen sein, in welche der Erzieher eintreten könne.

Denn sollte er die Vortheile der häuslichen Erziehung entbehren, so würde er sich leicht zu arm an Hilfsmitteln finden, um nur mit einiger Sicherheit den Erfolg seiner Arbeit versprechen zu können. Die Kunst hat nichts zum Ersatz, wenn einem Kinde durch die Trennung von den Seinigen die Gelegenheit abgeschnitten ist, so tiefe Empfindungen, als die Liebe zu Eltern und Geschwistern, in sich zu entwickeln; die Kunst rechnet ferner auf den Anblick, den das zarte Benehmen einer gebildeten Frau und die würdevolle Thätigkeit eines verständigen Mannes fortdauernd gewähren; sie rechnet endlich auf die Theilnahme des heranwachsenden Knaben an den Geschäften und Sorgen der Familie. Vollends den Erzieher einem Haufen von Knaben, etwa in einem Institute, beigesellen, hiess ihm eine Corporation statt des Individuums unterschied-

ben, ihn der feinsten Beobachtungen, der herzlichsten Anschliessung berauben; auf die Weise würden die eigentlich pädagogischen Gefühle sich in ihm nicht entwickeln; die Zucht würde in Regierung, der erziehende Unterricht in blosses Lehren übergehen. — Es giebt einzelne Zweige und Formen des Unterrichts, welche am besten in zahlreichen Schulen gedeihen; es könnten deren mehrere werden, wenn man die Lehrstellen einer Schule mit ausgebildeten Erziehern besetzt fände; für jetzt aber sollen dergleichen Männer erst noch gebildet werden.

Das Haus, worin der Erzieher eintreten soll, muss ihm zwei Knaben darbieten, welche beide zwischen dem achten und zehnten Jahre stehen. Wäre einer von beiden jünger, so müsste es ein vorzüglich lebhaftes Kind, wäre eines älter, so müsste es ein vorzüglich reines und sanftes Gemüth sein. Die Knaben müssen gesund an Leib und Seele und von ihren Eltern so weit an gute Ordnung gewöhnt sein, dass sie nicht durch besondere Unarten lästig fallen.

Verpflichtungen der Eltern. Sie geben dem Erzieher ein eigenes Zimmer, wo er abgesondert von den Kindern, aber in deren Nähe, wohnen könne. (Dies ist durchaus nöthig wegen der weiter unten anzudeutenden Pflichten des Erziehers.) Die Eltern lassen ihn an ihrem Tische theilnehmen, und gewähren ihm überhaupt diejenigen Annehmlichkeiten, welche man einem geschätzten Hauslehrer nicht zu versagen pflegt. Sie verpflichten sich auf ein Jahr, dem Unterricht bloß zuzusehen und dessen Anordnung dem Erzieher ganz zu überlassen; auch in Hinsicht der Zucht, die er nöthig findet, ihm nicht in den Weg zu treten. Uebrigens bleibt der Respect der Kinder gegen die elterlichen Befehle ganz ungekränkt; so sehr, dass, wofern die Eltern einmal aus Versehen etwas beföhlen, welches den Anordnungen des Erziehers zuwiderliefe, alsdann die Kinder nicht gehindert würden, den Eltern zu gehorchen, der Erzieher aber hinterher Vorstellungen darüber zu machen hätte.

Anm. Länger als auf ein Jahr würden sich Eltern wohl schwerlich verpflichten; wenigstens der Staat könnte ihnen die Fortdauer desselben Verhältnisses nicht auf längere Zeit versprechen wegen möglicher Schwierigkeiten, die sich zu spät offenbaren möchten. Es entsteht aber die Frage: was nach

Ablauf des Jahres, falls man sich nicht von neuem vereinigte, nun mit dem Erzieher zu machen sei? Ihn anderwärts zum zweiten Mal von vorn anfangen zu lassen, wäre nicht ganz ohne Bedenken; er würde seine Verstimmung mitbringen und man würde ihn nicht ohne Verdacht aufnehmen. Auch würde der Zweck nur zum Theil erreicht, wenn nicht eine ganz fortlaufende Erziehung, wenigstens während eines Zeitraums von 6 bis 8 Jahren, könnte dargestellt werden. Sorgfalt in der Wahl der Familie und in der ersten Einrichtung des Verhältnisses scheint allein dem Uebel vorbeugen zu können. Man muss die Eltern fühlen lassen, dass eine Erziehung, die öffentlich beobachtet wird, bei der es Ehre zu gewinnen und zu verlieren giebt, besser garantirt ist wie jede andere; dass auch die Kinder, die von früh auf unter vielen Zuschauern heranwachsen, dadurch von ihrer guten Seite gewiss bekannt werden, in Hinsicht ihrer Fehler aber den stärksten Antrieb erhalten, sich davon loszumachen. Was den Erzieher anlangt, so hätte der Staat, wegen des steigenden Werths einer fortgesetzten Erziehung in der gleichen Lage, wohl Ursache, steigenden Gehalt und steigende Vortheile aller Art dafür zu versprechen.

Verpflichtungen des Erziehers. Er behandelt die Zöglinge ganz so, wie es einem guten Hauslehrer geziemt, und verhütet jeden schädlichen Einfluss, welchen die Öffentlichkeit des Verhältnisses haben könnte. Denn die Zöglinge sollen sich nur von stillen Beobachtern umgeben sehen, aus deren Munde sie weder Lob noch Tadel vernehmen und von denen sie unmittelbar nichts zu fürchten noch zu hoffen haben. — Der Erzieher gestattet in jeder eigentlichen Lehrstunde die Gegenwart von 4, höchstens 6 Personen aus der Zahl derer, welche den Vortrag der Pädagogik hören oder gehört haben. Sollten aber diese Personen sich in Gegenwart der Kinder ein Urtheil erlauben, so wird der Unterricht suspendirt, bis dieselben sich entfernt haben; auch kann nach Befinden dem Störer jeder künftige Besuch untersagt werden. — Der Erzieher lässt sich wöchentlich einige Stunden sprechen von denjenigen Studirenden, die seinen Rath wünschen für diesen und jenen Unterricht, den sie etwa selbst ertheilen. Besonders aber hat er denen, die es verlangen, Auskunft zu geben über den Zusammenhang seiner Lehrstunden mit dem Ganzen des Unterrichts-

plans, der Lehrmittel etc., endlich mit dem Ganzen der Erziehung überhaupt. Denn auch über die feinern Maassregeln der Zucht soll er den Studirenden so viel Aufschluss geben, als dies ohne Besorgniss, dem künftigen Rufe der Zöglinge zu schaden, geschehen kann. Hingegen was nur von fern als häusliches Geheimniss könnte betrachtet werden, dies soll ihm als solches heilig sein. Mit den öffentlichen Lehrern der Pädagogik steht der Erzieher in beständiger Rücksprache. Man setzt voraus, dass beim Anfange beide einstimmig sind in den Grundsätzen; sollten in der Folge Differenzen entstehen, so ist der Erzieher an den Rath des Lehrers der Pädagogik nicht wie an eine Vorschrift gebunden; er muss aber den Rath anhören und die Gründe, weshalb er ihn nicht befolgt, entwickeln. Der Fall, dass im Allgemeinen Misshelligkeiten zwischen beiden eintreten möchten, wird nicht erwartet; die höheren Obrigkeiten würden darüber nach dem Umständen verfügen. — Eine der wesentlichsten Pflichten des Erziehers ist, dass er jährlich eine Abhandlung ausarbeite, worin er nach seinen Erfahrungen einen Theil der Theorien aufzuhellen suche. Diese Abhandlung überliefert er dem Lehrer der Pädagogik und dieser sendet sie, wenn es verlangt wird, mit seinen Bemerkungen den Herren Staatsräthen, welche dem Erziehungsfache vorstehen. Zu wünschen ist, dass die Abhandlung sich für den Druck eignen möge.

Der Erzieher empfängt sein Gehalt wo möglich ganz vom Staate, weil seine Abhängigkeit vom Hause ihm sonst nachtheilig werden könnte. — (Sehr zu wünschen ist, dass der Staat in Hinsicht der künftigen Versorgung des Erziehers solche Anordnungen mache, die aller Besorgniss wegen der spätern Jahre und auch dem allzueifrigen Studiren für den einstigen Beruf abhelfen mögen. Denn dies sind die Klippen, woran die Thätigkeit auch der besten Erzieher zu scheitern pflegt.)

Wolte man mehrere Erzieher ansetzen, so würde unter denselben bloß ein freundschaftliches, durchaus aber kein öffentliches Verhältniss stattfinden (wodurch sie aus der häuslichen Lage herausgehoben und verleitet würden, sich einer auf den andern zu verlassen oder auch einander entgegenzuwirken), sondern sie würden auf gleiche Weise, jeder für sich mit dem

Professor der Pädagogik und mit dessen Vorgesetzten in Verbindung stehen.

Anm. Es scheint fast nöthig, gleich Anfangs wenigstens zwei Erzieher anzusetzen wegen des allzuengen Wirkungskreises eines einzelnen. Zwar lässt es sich sehr gut denken, dass ein Erzieher in drei oder vier Familien die eigentliche Erziehung in Händen habe, unter der Voraussetzung nämlich, dass er für Aufsicht und Zucht die Eltern, für alle Lehrstunden, die nicht die feinsten pädagogischen Rücksichten erfordern, jüngere Lehrer zu Hülfe rufen oder an die öffentlichen Schulen sich wenden könne; aber diese Voraussetzung wird nicht eher eintreten, als bis die Theorie des Unterrichts viel weiter ausgeführt und viel allgemeiner befolgt wird, damit die Schüler sowohl als die jüngern Lehrer gehörig einzugreifen geschickt seien. Für jetzt also muss man sich's wohl versagen, einem und demselben Erzieher mehr als zwei Knaben desselben Hauses zu übergeben. Drei Knaben von verschiedenem Alter und verschiedenen Anlagen sind für einen Erzieher schon eine übermässige Last und mehrere Knaben gleichen Alters aus verschiedenen Häusern möchten dem Erzieher, der noch allein steht, in zu viele Rücksichten auf die Verschiedenheit der Familien verwickeln, zu geschweigen, dass er nicht in zwei Häusern zugleich die nöthige Aufsicht führen kann.

Angenommen nun, dass man einen oder auch zwei Erzieher auf die beschriebene Weise in eine gelingende Thätigkeit setze, so kommt es noch darauf an, die jungen Leute aufzumuntern, welche von der ihnen dargebotenen Anleitung zweckmässigen Gebrauch machen. Die natürlichste Ermunterung besteht wohl darin, dass man sie in den Privatstunden, die sie selbst geben, besuche, allmählich mehrere Anfänger zu ihnen hinweise, endlich sie unter die Zahl der öffentlich besoldeten Erzieher aufnehme. Käme die ganze Sache erst in gehörigen Gang, so würde der Staat etwa noch einigen, die ohnehin als Hauslehrer ihr Honorar von der Familie empfangen, eine Zulage geben, um auch bei ihnen den freien Zutritt zu den Lehrstunden für die Studirenden auszuwirken.

Das letzte wäre die Einführung der hier gewonnenen Unterrichtsmethode in die Schulen. Diese dürfte schwerlich vom Staate dietirt, sondern nur zugelassen werden, dass neu ange-

setzte Schulmänner ihre Methoden mitbrächten und ältere aus freiem Zutrauen dieselben ebenfalls versuchten. Erst dann, wenn die meisten und bedeutendsten Glieder des Lehrpersonals sich mit ihrem eignen Wunsch und Willen zu einem ächt pädagogischen Schulplane vereinigen liessen; würde der Staat denselben zu sanctioniren haben.

Was den Belauf der Kosten betrifft, so wird die Ausgabe im ersten Jahre, wenn man zwei Erzieher anstellen will, 400 Thlr. zum wenigsten betragen. Würde der Vorschlag des steigenden Gehalts unter Voraussetzung einer fortgesetzten Erziehung des gleichen Individuums gebilligt, so möchte das Allerwenigste, was man jedem der beiden Erzieher anbieten könnte, eine jährliche Zulage von 30 Thlrn. sein; im zweiten Jahre also betrügen die Ausgaben 460 Thlr. u. s. f. Sehr zu wünschen wäre wohl, dass man noch auf einige ausserordentliche Ausgaben rechnete, theils für den etwa anzuschaffenden Apparat, der nicht sehr kostbar sein würde, theils um jene geringe Zulage im Fall vorzüglicher Leistungen zu erhöhen, theils ganz besonders um solchen Studirenden, die unentgeltlich zu ihrer eigenen pädagogischen Uebung unterrichten, den Ersatz reichen zu können für das, was sie verlieren, indem sie der geforderten und bezahlten Stunden nun weniger geben ¹⁾).

1) In Betreff der Ausführung cf. Schrader in Schmid's pädagogischer Encyclopädie III, S. 438 f. Herr Geh. Rath Wiese theilt mir mit: Die Universitätsverwaltung beantragt im Mai 1809 für 2 Adjuncten, bei dem philologischen und pädagogischen Seminar, je 200 Thlr.; äussert aber noch unter dem 7. Dec. 1809, dass zur praktischen Bildung junger Philologen und Pädagogen der Königsberger Universität Anstalten fehlen, wie sie auf den besten andern Universitäten schon seit langer Zeit bestehen, nämlich ein philologisches und ein pädagogisches Seminar. — Zuerst im Sommersemester 1810 erscheinen bei Herbart's Namen im Universitätsbericht: „Didaktische Uebungen, gehalten von fähigen Zuhörern (10 bis 12), unter meiner Anleitung und Mitwirkung“. Zuletzt im Sommersemester 1833 „pädagogisches Seminar“; der Name variirt: pädagogische Uebungen, didaktische Societät, didaktisches Institut, pädagogisches Institut, pädagogisches Seminar. Es wird immer nur vom Sommersemester erwähnt, mit wechselnder Zahl von Theilnehmern: 6, 12, 16.

Die Vorlesung über Pädagogik hat Herbart zuerst im Sommersemester 1809, vor 22 Zuhörern gehalten, wie nachher immer als publicum

11.

Aus dem pädagogischen Seminar¹⁾.

Aufgefordert von Herrn Professor Herbart, gebe ich hiermit eine kurze Schilderung dessen, was ich nebst meinen Collegen während dieses halben Jahres im pädagogischen Institute geleistet und wie ich es geleistet habe.

Der Gegenstand unserer pädagogischen Aufgabe ist ein munterer, talentvoller Knabe von acht Jahren. Als er uns anvertraut wurde, konnte er so ziemlich lesen, schreiben und auch ein wenig rechnen, welches er alles in einer hiesigen Elementarschule auf die gewöhnliche Weise gelernt hatte. Seine Eltern, sonst recht gute Leute, aber nicht ganz frei von manchen Vorurtheilen, kommen hier deshalb in Betracht, weil sie uns besonders im Anfange so manche bedeutende Hindernisse in den Weg legten, die nur mit Mühe beseitigt werden konnten. Namentlich zu sehr an dem Alten und Herkömmlichen hängend, war es ganz vorzüglich das Auswendiglernen biblischer Kernsprüche und das geläufige Lesen der Zeitungen, was ihnen auf dem Herzen lag. Denn auf jenem Umstand beruhte nach ihrer Meinung das Seelenheil ihres Sohnes und dieser würde ihnen sowie ihren Verwandten viel Freude machen.

Indessen durch ihre Forderung nicht irre gemacht, fing ich den Unterricht nach Anweisung unsern Herrn Professors Herbart an. Die in dem Kopfe des Knaben unordentlich angehäufte Erfahrungsmasse wurde gesondert, in deutliche Begriffe umgeschaffen und gehörig geordnet. Nun wurden, nach Maassgabe des verschiedenen in der Seele des Knaben zu erregenden Interesse, die Unterrichtsgegenstände geordnet. Voran ging die deutsche Sprache, verbunden mit der allgemeinen Grammatik, daran schlossen sich die Anfänge der Länder- und Völkerkunde, Botanik und Anschauungsübungen. Als die deutsche Sprache gehörig begründet war, wurde die latei-

4stündig; im Wintersemester 1809—10 vor 12 Zuhörern und dann immer im Wintersemester. Die Zahl der Zuhörer schwankt zwischen 12 und 22. — Unter dem 4. Sept. 1816 werden bei Gelegenheit einer Gehaltszulage Herbart's Verdienste „um das pädagogische Seminar der Universität“ anerkannt.

1) Aus dem Archiv des Cultusministeriums in Berlin durch Hrn. Geh. Rath Wiese mir mitgetheilt.

nische und griechische damit verbunden; die lateinische wider unsern Plan eher, weil das Griechische den Eltern anfangs ein Gräuel war. Der so eingeleitete Unterricht ging, weil jeder das Seinige that, recht gut von statten; aber wie erstaunten die Eltern, als ihr Sohn nichts vom geistlosen Herlesen, nichts vom Schönschreiben und vom Hersagen ihm unverständlicher Sprüche zu erzählen wusste, sondern dagegen von lauter unerhörten Dingen sprach, wie wir ihm nämlich erklärt hätten, was ein Substantiv, ein Adjectiv u. s. w., ferner was ein Fluss sei und wie sich sein Lauf nach den Gebirgen und der Abdachung der Gegend richte u. s. w. Sie konnten nicht begreifen, wozu es nütze, dass man den Knaben so früh mit dem Thun und Leiden der Menschen, mit ihren einfachsten Verhältnissen und dergleichen bekannt mache, da ihm doch zeitig genug die Augen von selbst darüber aufgehen würden. Und als der Knabe anfang, von Kreisen zu sprechen und die Winkel an den Fenstern und Thüren nach Graden zu schätzen, da wurden sie vollends unwillig. Solchen Unterricht, meinten sie, hätten sie nicht gehabt und wären Gottlob doch in der Welt fortgekommen. Warum sollte ihr Sohn solchen gefahrvollen Weg betreten, der ihn von Gott abführe und so stark ans Irdische fessele? Und als noch obenein gute alte Hausfreunde kamen und die Eltern auf unsern wahrhaft heidnischen Religionsunterricht ¹⁾ aufmerksam machten, dass er demzufolge Gott als Vater aller Menschen und diese ohne Unterschied als seine Brüder kennen lerne, da ja doch nur Christen Anspruch auf das Kinderrecht hätten, so fiel es den Eltern schwer aufs Herz, und sie wollten uns ihren Sohn sofort wegnehmen. Es kostete nicht geringe Mühe, sie wieder zu besänftigen. Nun musste ihr Sohn täglich einen Spruch lernen, den ich dann an den Hauptgedanken meines Religionsunterrichts knüpfte, und was die ausländischen Wörter in den Zeitungen betraf, so wurde ihnen zur Erfüllung ihres Wunsches in der Zukunft Hoffnung gemacht. Auch nahm ich öfters Gelegenheit, ihnen durch mündliche Unterhaltungen eine bessere Ansicht von der Sache beizubringen. Nur hin und wieder äusserten sie ihre Unzufriedenheit, wenn ihnen der

1) Ueber den Religionsunterricht der Lehranstalt, die Gregor später leitete, s. Reicke und Weichert, Altpreussische Monatschrift 1867, S. 277.

Knabe durch sein munteres Wesen in den freien Stunden lästig gefallen war, oder wenn unberufene Tadler alles Neuen ihre alten Zweifel wieder rege gemacht hatten. Doch diese half mir der Knabe selbst immer mehr widerlegen, je mehr seine Fortschritte von den Eltern bemerkt wurden. Wir suchten ihm den Unterricht so angenehm und interessant zu machen als möglich, und mit Vergnügen bemerkte ich den wohlthätigen Einfluss desselben auf den Knaben. Der unbändige Knabe, der vorher wahrhaft tückische Streiche begangen hatte, sah nach und nach das Schlechte ein und unterliess es, immer seltener in dasselbe zurückfallend. Und es wäre uns gewiss gelungen, durch die Ordnung und Berichtigung seines Gedankenkreises so auf ihn zu wirken, dass Lob und Tadel ihre ganze Macht über ihn geltend gemacht hätten, wenn uns der Vater gehörig zu Hülfe gekommen wäre. Dies konnte aber deswegen nicht geschehen, weil der Vater durch eine zu grosse Herablassung seine Autorität verscherzt hatte. Durch einzelne ernste Maassregeln war solche nicht wieder zu erhalten; wie viel aber der Unterricht dadurch an seiner Wirkung verlor, ist nicht zu berechnen.

Mit allen diesen Hindernissen kämpfend, brachten wir doch den vorher zerstreuten Knaben so weit, dass er ganze Stunden hindurch aufmerksam zuhörte, wenn der Lehrer seine Sache nur gut machte. Wie schwer es aber ist, bei jeder Lehrart den richtigen Ton zu treffen, habe ich selbst erfahren. In der Geographie und Naturgeschichte gelang es mir bald, dem Knaben richtige deutliche Begriffe zu machen. Als aber der Unterricht in allen seinen Theilen so weit gediehen war, dass der Knabe in die homerische Welt eingeführt werden konnte, wollte es mir lange nicht gelingen, ihn durch geschichtliche Erzählungen auf das Lesen der Odyssee vorzubereiten. Mein erster Versuch bestand darin, dass ich ihm die Veranlassung des trojanischen Krieges erzählte. Der Knabe gähnte und zeigte durch sein zerstreutes Wesen nur zu deutlich, dass er von dem allen nichts verstanden hatte. Ich mochte von der schnöden Verletzung des Gastrechts noch so viel sprechen, die Entführung der Gemahlin des Menelaos und der dadurch allen Fürsten Griechenlands angethane Schimpf blieb dem Knaben gleichgültig. Ich erzählte ihm diese Begebenheit nochmals etwas ausführlicher und mit Pa-

thos; der Knabe machte grosse Augen, weiter hatte ich auch dadurch nichts ausgerichtet. Beinahe wäre ich über das häufige Misslingen missmuthig geworden, aber auf einen Wink des Herrn Professor Herbart verliess ich jene verkehrte Methode und suchte den Knaben mit der äussern Welt der homerischen Personen bekannt zu machen, um ihn dadurch in die Gemüthszustände derselben zu versetzen. Ich erzählte ihm also von ihrer Wohnung und Kleidung, von ihrem Leben, ihren Bedürfnissen und Beschäftigungen, ferner von ihren einfachen Familien- und gesellschaftlichen Verhältnissen, und es war sichtbar, mit welchem Vergnügen der Knabe sich in alle diese Gegenstände vertiefte. Je mehr ich mich bemühte, jedes, auch das Kleinste deutlich darzustellen, desto besser gelang mir der Unterricht und desto mehr sah ich ein, woran es liege, wenn in unsern Schulen der Unterricht entweder ins Stocken geräth oder ohne Wirkung bleibt. Die meisten Lehrer fallen in meinen Fehler, sie setzen bei den Schülern zu viel voraus und bauen in die Lüfte.

Um dem Missvergnügen über den so oft vereitelten Erfolg meiner Thätigkeit zu entweichen, suchte ich öfters meinem Geiste das Ganze zu vergegenwärtigen, wovon das von mir Geleistete ein wenn auch noch so kleiner Theil war, und gestärkt durch die Anschauung der grossen und schönen Idee der Pädagogik, setzte ich meine Bemühungen fort, ohne mich vom Dank blenden, noch auch vom Tadel und Undank abschrecken zu lassen.

Königsberg, den 4. October 1816.

Gregor.

12.

In Betreff eines Duells¹⁾.

Auf Veranlassung des Herrn Professor Lobeck, meines hochgeschätzten Collegen, bemerke ich über den Studiosus Philipp Folgendes:

Derselbe ist mir bekannt theils als Zuhörer, theils als Seminarist im pädagogischen Seminar, theils endlich durch die Meinung, die andere Studirende über ihn äussern.

1) Aus dem Archiv des Cultusministeriums in Berlin durch Hrn. Geh. Rath Wiese mir mitgetheilt.

So straffällig die von ihm begangene That, eben so unähnlich ist im gegenwärtigen Falle der Mensch und seine Handlung. Der näher stehende Zuschauer fühlt sich durchaus gedrungen, Erklärungsgründe für diese Handlung zu suchen, und sie finden sich sehr leicht.

Philipp glaubte seinen Vater heftig beleidigt. Ein junger Mensch in seinem Alter, wenn er sich selbst verletzt findet, bedient sich der Selbsthilfe, eines an sich verkehrten Mittels, das aber, so lange nicht das gesellschaftliche Verhältniss der Studirenden sich im Ganzen bessert, dem Einzelnen stets unentbehrlich scheinen wird. Das nämliche Gefühl nun, womit sonst auch ein wackerer junger Mann sich duellirt, war hier geschärft durch die Meinung einer Pflichterfüllung für den Vater.

Es ist mir bekannt, dass zwischen Philipp und seinem Vater eine Art von leidenschaftlicher Zärtlichkeit herrscht. Ueberdies habe ich schon in früherer Zeit den Vater klagen hören, dass sein Sohn bedeutenden Nervenübeln unterworfen sei, deren Gefährlichkeit er ihm selbst zu verheimlichen suche. Bei diesem jungen Manne ist also eine ungewöhnliche Reizbarkeit der Nerven hinzugekommen.

Man legt es ihm als einen erschwerenden Umstand seines Vergehens zur Last, dass er nicht etwa in der ersten Ueber-eilung, sondern am andern Tage nach dem Anlasse gehandelt habe, und dass er auch jetzt keine Reue zu erkennen gebe. Die Thatsache kann ich bestätigen; er hat mit der grössten Ruhe fortwährend im pädagogischen Seminar Unterricht gegeben und meine psychologischen Vorlesungen besucht, dabei mit der grössten Bescheidenheit und Besonnenheit sich gegen mich geäußert, so oft ich ihm etwas zu sagen hatte; auch in Ansehung der ihm bevorstehenden Strafe die vollkommenste Resignation gezeigt; und es ist, wie ich höre, nur auf Antrieb seines Vaters geschehen, dass er jetzt noch die Appellation gegen den ihn treffenden Urtheilspruch versucht. Mit einem Worte, Philipp's Handlung ist nicht ein Ausbruch von Leichtsinne, ebensowenig ein Ausbruch von Rohheit, sondern die Meinung von seiner Schuldigkeit ist durch leidenschaftliche Liebe des Sohnes gegen den Vater irre geleitet worden.

Ein solcher Charakter würde gefährlich sein, wenn er

böse Grundzüge hätte. Aber nichts weniger! Philipp ist fleissig und für Zurechtweisungen empfänglich; er strebt redlich nach mannigfaltiger Bildung und hat schöne philologische Kenntnisse gewonnen, sein Betragen gegen die Kinder, die er unterrichtet, ist nichts weniger als roh, er ist liebevoll und gefällig, ein klarer Ausdruck des Bemühens, von dem gelehrten Standpunkte zu dem pädagogischen niederzusteigen, welches gerade ihm nichts weniger als leicht wird. Auch das Bild von ihm, welches sich in der Meinung anderer Studirender spiegelt, ist rein von Flecken; man sieht deutlich, dass er von denen, die mit ihm umgehen, geachtet und geliebt ist.

Diese Bemerkungen sind nicht dahin gerichtet, eine an sich unerlaubte Handlung zu entschuldigen, sie betreffen bloss die Beurtheilung des Menschen, die noch nach überstandener Strafe zurückbleiben wird; sie betreffen die Erwartungen, die man sich von einem hoffnungsvollen Jünglinge machen dürfte und die ich mir auch jetzt nicht versagen kann.

Herbart.

13.

Rede an Kant's Geburtstag, von Herbart gehalten in der Kant-Gesellschaft zu Königsberg den 22. April 1823¹⁾.

Höchst geehrte Herren!

Dem grossen Archimedes, dessen Namen leben wird, so lange die Mathematik lebt, war ein Grabmal errichtet worden; aber die Syracusaner hatten das Grabmal vergessen; sie leugneten das Dasein desselben, als Cicero, der einige Verse der Inschrift auswendig wusste, sich darnach erkundigte. Er selbst musste es aufsuchen, erkannte es an der Kugel und dem Cylinder, die man zum Andenken an eine schöne Erfindung des Archimedes oben darauf abgebildet hatte; rief nun einen Haufen von Arbeitern herbei, die den Platz vom dichten Gesträuch reinigen mussten, damit man hinzutreten könne; und so kam die Inschrift zum Vorschein, deren Zeilen beinahe

1) Schon abgedruckt „Reicke und Wichert“, Altpreussische Monatsschrift 1865, S. 245. Anschliessend an Herbart's S. W. XII, p. XIV u. S. 137.

schon zur Hälfte verwittert waren. So schlecht erhält sich das Andenken an grosse Männer, wenn es nicht sorgsam bewahrt wird! So wenig leisten todte Monumente, wenn keine lebendige Rede den eingehauenen Buchstaben zu Hülfe kommt! So zerstörend wirkt der Wechsel der Zeiten, der Sorgen, der Meinungen, der Herren und Diener und alles des künftig blendenden Glanzes, der die Augen der Menge bald hierhin, bald dorthin zieht. Selbst die Sprache unterwirft sich dem Wechsel; und der Schriftsteller, den heute Jeder versteht, bedarf vielleicht schon nach hundert Jahren eines Commentars.

Der ehrenwerthe Kreis, in dessen Mitte ich rede, bewahrt das Andenken Kant's. Zwar nicht er allein; denn für jetzt noch werden Kant's eigene Werke gelesen; sie bilden fortwährend die Grundlage unserer heutigen philosophischen Literatur. Aber welches Zeitalter kannte so reissende Wechsel wie das unsrige? Wie weit hin schon entschwanden jene Tage, in denen Kant lehrte! Damals, welche Empfänglichkeit für Speculation, heute, welche Sättigung, welcher Ueberdruss! Damals, welches Aufstreben zum Lichte; heute, wie viel Angst, es möge zu hell werden! Damals, welches Wohlgefühl frischer Kräfte, die nur beschäftigt sein wollten; heute, wie viel Noth, Verlegenheit, Erschöpfung; welche Schwärmerei und Deutelei; welche Verbrechen aus politischem und religiösem Fanatismus! Es leidet keinen Zweifel, heute würde Kant weit mehr Mühe haben, mit seiner Lehre durchzudringen, als damals; und ein Zeitalter, das wenig aufgelegt ist, gewisse Wahrheiten zu empfangen, wird es um Vieles fähiger sein, sie fest zu halten? Düstere Wolken verhüllen die Zukunft; ernster wird die Bestimmung der schönen Stiftung, die uns heute vereinigt; ernster schon durch den Gedanken an die Möglichkeit, dass irgend einmal ein Bedürfniss entstehen könnte, von hieraus auf einen grossen Kreis zu wirken und das Andenken Kant's friedlich und lebendig zu erhalten.

Nicht von einzelnen Lehrsätzen ist die Rede, wenn man die Ehre Kant's feiert. Was unter dem Namen des Kantischen Systems pflegt gelehrt und gelernt zu werden, das ist einer verschiedenartigen Beurtheilung unterworfen und es fällt selbst in den Wechsel der Zeit; vorzüglich aber muss man bedenken, dass Kant's Hauptschriften mehr die Form und den Zweck einer Propädeutik, als eines Systems haben, und wer

die höchst dürftige vorkantische Philosophie kennt, der verlangt gewiss nicht, dass die Zeit der Aussaat auf einem beinahe wüsthliegenden Brachfelde zugleich auch die Zeit der Ernte hätte sein sollen.

Aber an Kant's Namen haftet die Ehrfurcht für einen Inbegriff persönlicher Eigenschaften, die man äusserst selten in einem und demselben literarischen Charakter vereinigt findet. Bei diesem Tiefsinn so viel Gelehrsamkeit, bei dieser äussersten Zartheit des moralischen Gefühls so viel klarer gesunder Verstand; bei dieser Fähigkeit, das Grösste und Fernste zu umfassen, so viel Ruhe des Geistes, ja so viel Pünktlichkeit im Einzelnen, so viel Enthaltbarkeit, so viel kritische Selbstbeherrschung. — Das ist's, was man um so mehr bewundert, je mehr man die Einseitigkeit Anderer, die Vereinzelung jener Eigenschaften und die Uebertreibungen, die Verirrungen kennen lernt, welche so leicht entstehen, wo das Gleichgewicht mangelt, in welchem Kant's Geist sich schwebend zu erhalten vermochte.

Unser Zeitalter ist vielfältig aus dem Gleichgewicht gekommen und während es durchgehends den Grund seiner Uebel zum grossen Theile in der Schwankung der Meinungen sucht, bemerkt man dennoch wenig Interesse an den tiefem Forschungen, wodurch eigentlich allein die Meinungen auf bestimmte Principien können zurückgeführt und darnach geregelt und festgestellt werden.

Möchte Kant verjüngt zu uns wiederkehren! Möchte er die Denkkraft neu aufregen! Möchte er Maass und Ziel setzen den Befürchtungen und Hoffnungen, den Dogmen und dem gelehrten Eifer, dem Deuten und Behaupten, wie dem Zweifeln und Streiten! — Vergebliche Sehnsucht! Kant wohnt in höhern Regionen. Aber möge sein Geist fortwirken; möge die Erinnerung an ihn wach bleiben; möge das Studium zu ihm wiederkehren; möge die Dankbarkeit diesen Verein erhalten, welchen die Freundschaft für ihn stiftete! Möge seine Vaterstadt sich stets, wie jetzt, durch ihn geehrt fühlen, wie sie selbst ihn zu ehren gewohnt ist!

14.

Rede an Kant's Geburtstag¹⁾.

Es bedarf zwar kaum der Worte, höchstgeehrte Anwesende, um zu der heutigen Feier auch die lebhafteste Erinnerung an den Unvergesslichen, welchem sie gewidmet ist, zu wecken. Denn Königsberg weiss und fühlt mit Stolz, dass es ein Fest begeht, dergleichen keine andere deutsche Stadt anzustellen vermag. Aber den löblichen Gebrauch, uns jährlich von neuem irgend eine Seite des grossen Gegenstandes, über welchen ich sprechen soll, deutlich vor Augen zu stellen, diesen Gebrauch wollen wir nicht abkommen lassen; unsere Feier ist desto schöner, je ernster wir sie nehmen.

Erlauben Sie mir eine Vergleichung, die freilich, wie alle Vergleichungen, nur innerhalb gewisser Grenzen richtig bleibt. Im Staate duldet die Macht neben sich eine unabhängige Rechtspflege; sie duldet sie nicht blos, sondern stiftet sie, und giebt den Urtheilssprüchen, welche der Richter nach Gesetz und Gewissen gefällt hat, Nachdruck durch die Ausführung. Und worauf beruht diese Unabhängigkeit der Gerichtshöfe? Sie selbst besitzen keine Gewalt, um sich dem Machthaber, falls er würde auf sie einwirken wollen, entgegen zu setzen. Sie besitzen nur Ansehen und Vertrauen; der König und die Nation wissen es, dass die Rechtspflege keinem Einflusse der Macht unterworfen sein darf, wofern ihre Wohlthaten nicht sollen vernichtet werden. Auf ähnliche Weise nun wird neben denjenigen Lehren, wozu Kirche und Schule verpflichtet sind, noch etwas geduldet, das nicht vorgeschrieben werden kann, das vielmehr gerade so, wie die Rechtspflege, allen seinen Werth verlieren würde, sobald es sich einem äussern Zwange fügen müsste. Dieses Etwas ist die freie Untersuchung, welche man Philosophie zu nennen gewohnt ist. Gewiss zeigt sich hier ein hoher Grad von Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft. Despotische Staaten oder schwankende Republiken dulden keine Philosophie; sie fürchten nicht ohne Grund die unbekanntenen Wirkungen

1) Aus Herbart's literarischem Nachlass durch Vermittelung des Hrn. Dr. Reicke in Königsberg mir mitgetheilt.

neuer Lehren, neuer Secten. Aber die preussische Monarchie hat seit geraumer Zeit schon ein so gutes Gewissen, dass sie der Philosophie nicht abhold ist; sie macht es sogar zum Amtsgeschäfte, dass einige Personen ihrer Untersuchung freinachgehen sollen, und sie stiftet Lehrstühle, auf denen, so lange die wissenschaftliche Ruhe nicht durch verführerische Redekünste verunreinigt wird, die freie Sprache der Untersuchung kann und soll vernommen werden. Die Wahrheit soll es wissen, dass ihr kein Zwang angethan wird, gerade so wie das Recht es wissen soll, dass Niemand ihm drohet, es zu deuteln und zu beugen.

Aber werden denn Wahrheit und Recht auch Gebrauch machen von der dargebotenen Freiheit? Die blosse Freiheit allein würde keinen Werth haben; es muss Jemand da sein, der sie zu benutzen Fähigkeit und Muth besitzt. Richter müssen da sein, wo die Sprache des Rechts soll vernommen werden; Richter von solcher Integrität, von solcher Würde und Hoheit des Geistes, dass sie jenes Ansehen, welches ihnen eingeräumt wurde, auch behaupten, jenes Zutrauen rechtfertigen und verstärken können durch den beständigen Gebrauch, welchen sie davon machen. Und die Wahrheit? Ist sie eben so glücklich wie das Recht? Haben diejenigen, welche untersuchen, stets den offenen, klaren Blick, welcher das Licht der Wahrheit zu empfangen vermag? Oder lassen sie sich blenden vom Schein, sich fesseln durchs Vorurtheil, sich hinreissen zu unwürdigen Streitigkeiten? Noch mehr. Ist es auch wirklich Untersuchung, womit sie sich beschäftigen, oder ist es todte Gelehrsamkeit, worein sie versinken, oder ist's leerer Rednerreiz, womit sie prunken? — Leicht möchte ich bei dieser Gelegenheit mir selber predigen. Aber ich soll meine Blicke erheben zu unserm Kant! Danken soll ich ihm, dem Unsterblichen, dass Er an der Stelle, wo er stand, der Philosophie einen Schatz des öffentlichen Vertrauens erwarb, welcher längst verschleudert wäre, wenn er minder gross, minder reich wäre gestiftet worden! Aus diesem Schatze haben gar Viele geborgt, was sie niemals zurückzahlen können; dieses Gold haben gar Manche mit unedlem Metall versetzt, und es als ihr Eigenthum ausgegeben. Andere haben allerdings den Schatz vermehrt durch ihren eigenen Erwerb; aber weit leichter ist's, dem schon gesammelten Vorrath

etwas beifügen, als eine in frühern Zeiten schlecht verwaltete Erbschaft dergestalt in Ordnung bringen, dass Wohlstand und Ansehen für sie neu gewonnen werden.

Kant hat zwar nicht den ersten Vorrath gesammelt; vielmehr war die Philosophie, welche er vorfand, eine gewiss nicht unbeträchtliche Erbschaft, die sich im Laufe der Jahrhunderte allmählich gesammelt hatte. Allein sie war in Unordnung gerathen; etwas Ganzes und Vollständiges war sie niemals gewesen. Und hier muss mit besonderm Lobe der Bescheidenheit gedacht werden, welche sich Kant selbst auferlegte. Welchen Titel führen seine grössten Werke? Es sind ihrer drei; zuerst und vor allen andern die Kritik der reinen Vernunft; dann die Kritik der praktischen Vernunft; endlich die Kritik der Urtheilskraft. Das Wort Kritik aber erinnert sogleich, dass ein früheres System vorangegangen sein müsse, welches als Repräsentant der Vernunft und der Urtheilskraft angesehen wurde. Und so verhält es sich auch wirklich. Eine alte Lehre, deren Ursprung wir selbst nicht einmal bei Platon und Aristoteles, sondern bei ionischen, italischen und vielleicht bei morgenländischen Denkern zu suchen haben, hatte sich allmählich in den Schulen zu verschiedenen Formen ausgebildet, die im Grunde nur den verschiedenen Dialekten einer Grundsprache gleichen; wie denn selbst Spinoza und Leibniz, so abweichend ihre Ausdrücke lauten, dennoch Einem Stamme angehören, und den nämlichen Vorrath an Wahrheit und Irrthum deutlich genug durchschimmern lassen. Diese alte Lehre musste eine Reform erleiden, oder vielmehr nicht sowohl erleiden, als selbstthätig in sich erzeugen und entwickeln. So würde es geschehen sein, wenn Leibniz und Kant Zeitgenossen gewesen wären. Allein, wie selten geschieht es, dass ein Zeitalter zwei solche Männer hervorbringt? Und wie dürfte man sich einbilden, dass nicht blos dem Leibniz, sondern auch dem Newton, dem Spinoza, dem Locke ein Kant so nahe könnte gerückt werden? Man erschrickt fast vor dem Gedanken einer solchen geistigen Grösse, wie alsdann die Welt würde erblickt und empfunden haben, wenn alle jene Heroen fast gleichzeitig zusammengewirkt hätten! Es geschah nicht also. Darum behielten Kant's Werke die Form einer Kritik, das heisst einer Aufforderung an die alte Lehre, sie solle sich reformiren; aber sie leistete dieser Auf-

forderung nicht Folge; denn die Männer, welche derselben würden Gehorsam geleistet haben, — diese grossen Vorgänger Kant's hatten schon das irdische Leben mit einem höhern Dasein vertauscht. Einsam steht Kant in seiner Grösse. Man benutzte ihn, man machte aus seinen Kritiken ein System; Bücher genug wurden geschrieben unter den prächtigsten Titeln, dergleichen Kant selbst nicht gewählt hatte! Aber was damals eigentlich hätte geschehen sollen, die geforderte Reform der alte Lehre, das unterblieb.

Vielleicht geschieht es noch künftig. Es scheint mir zuweilen, als sollte die eigentliche Wirksamkeit Kant's in der Tiefe der Wissenschaft sich erst jetzt bereiten. Kein Wunder wäre es, wenn ein solcher Keim sich viel später, als man meinte, ganz entwickeln würde. Inzwischen wollen wir uns halten an der Thatsache, die unzweideutig vor uns liegt. Es ist unleugbar, dass bei der heutigen grossen Spaltung unter den philosophischen Schulen doch immer Kant die Gemeinschaft unterhält, dass man auf ihn zurückschauend sich orientirt, dass seine Sprache noch von den Meisten leidlich verstanden wird, während ohne ihn vielleicht eine solche Misshelligkeit entstanden wäre, dass man gar nicht mehr wissen würde, wie Einer dem Andern sich deutlich machen solle. Wiederum erinnere ich mich hier der Rechtspflege. Sie folgt in verschiedenen Ländern auch verschiedenen Gesetzbüchern. Wie geht es zu, dass sie dennoch bei allen gebildeten Nationen so viel Aehnliches behält? Ist's nicht das römische Gesetzbuch, dessen Begriffe und Sprache fast überall sind benutzt worden? So nun gerade liegt Kant's Kritik der reinen Vernunft noch heute als der allgemeine Beziehungspunkt aller philosophischen Rede, als der Anfang aller Abweichungen nach den verschiedensten Seiten vor uns. Wollen die Ausländer, welche schon deutsche Dichter lesen, auch deutsche Philosophie kennen lernen? Bei Kant müssen sie anfangen, sonst werden sie wenig verstehen. Will ein Studirender die philosophische Schule, die ihn zu unterrichten begann, überschreiten; will er in die philosophische Welt treten? Kant muss ihn führen. Müssen wir gegen Beschuldigung allzu freier Untersuchung und Lehre eine Auctorität aufsuchen, die uns schütze? Kants' Beispiel ist der Schild, welcher uns deckt und schirmt. Aengstigt uns die stets wachsende Bücherfluth, und sehen wir unsere neuern Arbeiten

darin untergehen? Aber Kant's Werke bleiben. Die Welt kennt sie und will sie nicht verlieren. Auf ihm ruhet das Vertrauen, dessen die Philosophie genießt; auf ihm wie auf Leibniz und Locke, wie auf Platon und Aristoteles. Also ruhet es sicher, auch in den Zeiten der Sorge, vor Mönchen und Jesuiten! Und Königsberg verkenne niemals seinen Beruf, es nach Kräften beschützen zu helfen.

15.

Rede an Kant's Geburtstag.

Königsberg, 1832¹⁾.

Es ist zur schönen Gewohnheit gemacht, den Geburtstag Kant's nicht bloß durch die Freuden der Tafel, sondern auch durch Erinnerung an die Verdienste des Mannes zu feiern. Und wenn der ehrenvolle Auftrag, hierüber einige Worte zu sagen, mir nach vielfacher Wiederholung heute wiederum zu Theil wurde, so liegt darin nicht bloß für mich ein schätzenswerthes Vertrauen, sondern weit mehr für den Gegenstand, der in der That unerschöpflich, mir wegen der Neuheit dessen, was ich sprechen solle, keine Sorge verursacht. Was nicht veraltet, das ist stets neu genug; und über Kant's Verdienste würde die Rede nur desto leichter fließen, wenn ihr eine weitere Ausdehnung vergönnt wäre, als hier die Absicht unseres Beisammenseins gestattet. Schwerer ist's, nur die Oberfläche zu streifen, wo die Sache selbst zur Tiefe einladet. Um aber an der Oberfläche zu bleiben, so lassen Sie uns, höchstgeehrte Anwesende! zuerst den Zeitraum ins Auge fassen, der schon seit der Periode des wachsenden Kantischen Namens verflossen ist. Bis in meine Knabenjahre, bis vor den Ausbruch der französischen Revolution muss ich in Gedanken zurückgehen, um mich in jene Tage zu versetzen, da Kant's Name zuerst an mein Ohr schlug. Was ist seitdem Alles geschehen! Wie oft hat man die verflossenen Jahre der Zwischenzeit bewundert wegen ihres Reichthums, ja wegen ihrer Ueberfülle an Begebenheiten. Vieles, was wir ungerne erlebten, wird einst in der Geschichte zu den glanzvollsten Er-

1) Aus Herbart's literarischem Nachlass durch Vermittelung des Herrn Dr. Reicke in Königsberg mir mitgetheilt.

scheinungen gerechnet werden. Die erschütterten Throne, die geschlagenen Schlachten, die umgewandelte Naturlehre, die berühmt gewordenen Schulen — hat das Alles den Namen Kant's verdunkelt? — Mögen andere Beobachter des Zeitflusses unparteiischer, als ich es sein kann, diese Frage beantworten. Was mich betrifft, — da ich vor einigen Jahren gereizt wurde, mir eine Art von Sectennamen beizulegen, nannte ich mich Kantianer¹⁾. Freilich nicht in der stolzen Meinung, als ob Kant, wenn er heute, wenn er jetzt unter uns hervorträte, mir diese Benennung unbedingt bewilligen würde. Aber wie vieles, das seitdem geschah, würde er mit Kopfschütteln betrachten! Die Wissenschaft, in welcher er gross war, kann ihrer Natur nach nicht hoffen, nur stets gerade fortzuschreiten; sie ist dem Wechsel der Ansichten unterworfen. Zwar Olbers in Bremen war gewohnt, jährlich einmal im dortigen Museum über die Fortschritte der Astronomie Bericht zu erstatten; aber wer möchte dies Beispiel in Ansehung der Philosophie nachahmen! Und wem würde man darin Glauben schenken? Ob Reinhold, Fichte, Schelling, Hegel die Philosophie gefördert haben? Verändert gewiss und zum Theil auf eine Weise, die sicher nicht in Kant's Absicht lag, und jetzt, sollte man vor ihm darüber sich rechtfertigen, auch schwerlich seine Zustimmung erlangen würde. Wie erklären wir uns denn die Thatsache, dass noch immer Kant's Wirken zur Epoche dient, von welcher man die neuere Philosophie zu datiren pflegt? Gleichviel wie man sie erkläre: genug, diese Thatsache ist vorhanden, eine Scheidungslinie hat sich der Geschichte eingegraben, welche rückwärts überschreitend man nicht eher durch grosse philosophische Namen angehalten wird als bei Leibniz und seinen Zeitgenossen; vorwärts aber liegt ein so unstäter Haufen von Meinungen und widerstrebenden Versuchen, dass man, um deren Geschichte nur einigermaßen im Zusammenhange zu erzählen, nothwendig bei Kant anfangen muss. Alle Neueren haben Kant studirt, alle haben an ihm gemeistert; kein geringster Theil seiner Lehre ist den kritischen Versuchen entgangen; sein Stoff hat sich die mannigfaltigsten Formen gefallen lassen. Spinoza ist zu Hülfe gerufen, Platon ist auferweckt,

1) Am Schluss der Vorrede zur Allgemeinen Metaphysik.

Aristoteles gelangt zu neuem Ruhme; die ganze historische Masse, welche der Philosophie angehört, ist in neue Gährung versetzt; unzählige Stimmen, die längst verstummt, werden von neuem gehört, gefragt, zu Rathe gezogen. Auf der andern Seite aber hat die Menge neuer Namen den Ruhm der Philosophie nicht vermehrt; der Kreis ihrer Freunde ist ungleich enger als zu Kant's Zeiten; die Anstrengungen des Denkens werden um desto mehr gescheut, je höher die Forderung derselben steigt; die blossе Empirie ist willkommener, weil bequemer; das Positive der Wissenschaften ist mehr geehrt, weil es haltbarer scheint; und je lauter von den Philosophen verkündigt wurde, die Sinnenwelt sei nur Erscheinung, desto aufrichtiger gestanden die Weltleute, diese Erscheinung eben sei ihre wirkliche Welt. Wiederum steht mit solcher Meinung und Gesinnung im scharfen und schroffen Gegensatze die erneuerte Kirchlichkeit, die Neigung zu glauben, wo man früher zweifelte; die Wendung des Geschmacks zum Ernstern, Feierlichen, Erhabenen; — eben diese Wendung, die uns ganz kürzlich Sebastian Bach's grosse Passionsmusik wiederfinden lehrte, als wäre ein vergrabenes, verschüttetes Kunstwerk aus Pompeji und Herculenum hervorgeholt worden, eben diese Wendung, die zu gleicher Zeit auch traurige und anstössige Ausbrüche eines harten Religionseifers möglich macht, vermöge deren unter die Theologen eine Polemik fahren konnte, die früherhin vielmehr den Philosophen vorgeworfen wurde. Soll ich noch von den veränderten politischen Richtungen sprechen? Wir preisen uns wohl am liebsten glücklich, dass wir nur wenig davon erfahren. — Nach der sorgfältigeren Musterung aller der Gegenstände, die ich hier nur im Ueberblick andeutete, wer würde sich wundern, wenn er das Verhältniss der Kantischen Lehre zu den Menschen und den Wissenschaften wesentlich verändert fände? Wäre Kant's Philosophie ein Product wandelbarer literarischer Bestrebungen gewesen, so müsste jetzt keine Spur des früheren Verhältnisses mehr vorhanden sein. Aber — seien wir aufrichtig! In der That sehen die heutigen philosophischen Compendien denen aus der Kantischen Zeit nur wenig ähnlich. Man zählt nicht mehr zwei Formen der Sinnlichkeit, zwölf Kategorien, vier Antimonien u. s. w., sondern unter Kant's Lehrformen sind die Trichotomien allein fruchtbar gewesen, so dass sie sich

jetzt ins Unendliche mehren. Einem heutigen Lehrgebäude dient Fichte's Ich, nämlich Subject, Object und Idealität beider, mit veränderten, oft sehr fromm klingenden Namen zur Grundlage. Ob man nun Hegel's Encyclopädie oder seine Rechtslehre oder eine Aesthetik aus seiner Schule aufschlage, überall begegnet man einer Dreizahl, aus welcher in jedem Punkte andere und neue Dreizahlen emporschiessen. Auch ist überall vom Universum und vom Makrokosmos die Rede, man suche nun über die Tragödie Belehrung oder über die Komödie, über abstractes Recht oder über vaterländische Geschichte, über Gegenstände der Psychologie oder der Naturlehre. Vom Göttlichen, ja geradezu von der Gottheit selbst wird heutiges Tages mit einer Leichtigkeit, mit einer Zuversicht und Bestimmtheit geredet, die jeden Kantianer (ich nehme mich selbst nicht aus) in Erstaunen setzen muss. Man sollte glauben, die intellectuale Anschauung, von welcher Kant verneinend, einige Spätere bejahend redeten, wäre jetzt allen Philosophen und ihren Schülern verliehen und zur Uebung und Fertigkeit herangereift. Oder wie könnte Einer (dass ich ein kurzes Beispiel anführe) sonst der dramatischen Kunst das Geschäft anweisen: die Entfaltung des eingeborenen göttlichen Keimes zu einem der objectiven Wirklichkeit entsprechenden und in ihr enthaltenen Makro- und Mikrokosmos der Erscheinung aufzuzeigen? Die nämliche Aesthetik, die mir dies Beispiel darbietet¹⁾, könnte viele Hunderte ähnlicher Art liefern; sie selbst ist eine von hunderten ähnlicher Schriften, deren jede uns erinnern würde, wie weit sich die heutige Philosophie von der Kantischen entfernt hat.

Also kurz: wir dürfen weder leugnen, noch es befremdend finden, dass Kant's Name schon anfängt, in eine Art von historischer Ferne zurückzutreten. Und was folgt daraus? Was anders, als dass die Sorgfalt, womit in Königsberg sein Andenken aufrecht erhalten wird, stets wachsen muss. Dieser Verein, höchstgeehrte Anwesende! wurde zwar ursprünglich für einen engen Kreis von Freunden gestiftet, und war vielmehr bestimmt, das Andenken geselligen Vergnügens zu verlängern, als einen Heros der Wissenschaft zu feiern. So lange

1) Die von Weisse, deren Recens. in Herbart's Sämmtl. W. XII S. 728 enthalten ist.

nun diejenigen Schulen, welche das Kantische Gepräge beibehalten haben, in voller Blüthe standen, mochte man ihnen die wissenschaftliche Sorge ruhig überlassen. Allein je offener es wird, dass diese Schulen es eben nicht sind, welche vorzugsweise das Leben der Forschung ernähren und seiner Thätigkeit die Richtung geben; — je entschiedener die Hauptstadt ihrem philosophischen Lehrstuhl ein Uebergewicht beizulegen unternommen hat, während die älteste Ehre dem Kantischen Lehrstuhl gebührte, — je unsicherer, je bestrittener gerade dies Uebergewicht sich zeigt: desto mehr, höchstgeehrte Herren! haben Sie Ursache und Beruf, dem Schwanken und dem Wechsel der Lehrmeinungen, welcher für Kant's Ruhm einmal nicht gleichgültig sein kann, auch nicht gleichgültig zuzuschauen. Aber — wird man fragen — was sollen, was können wir thun? Sollen wir die Wissenschaft lenken? Wenn sie von der Kantischen Bahn ablenkt, können wir sie halten? — Nein, meine Herren, das können Sie nicht, und es ist fern von mir, Ihnen ein so vergebliches Bemühen anzusinnen. Aber es war mir Ernst, da ich mich Kantianer nannte, ungeachtet ich selbst vielleicht beschuldigt werde, an die Stelle der Kantischen Lehre eine andere und weit verschiedene gesetzt zu haben. Es war mir Ernst, sage ich, und es bleibt mir Ernst, zu wünschen, dass der Ruhm des Kantischen Namens sich nicht irgend einmal in einen leeren, wirkungslosen Ruhm verwandele, sondern ein starker Haltungspunkt der redlichen, unbefangenen, vorurtheilsfreien Forschung, der ächt sittlichen Gesinnung, der besonnenen Bürgertugend, der ungeschminkten Frömmigkeit sein und zu allen Zeiten als solcher bestehen möge. Darum nun erlaube ich mir, Ihnen zu sagen, dass Sie allerdings etwas thun können und Ursache haben es nicht zu unterlassen. Ein verstorbener Mitglied dieser Gesellschaft hat bekanntlich die Universität mit einer Stiftung beschenkt, vermöge welcher an Kant's Todestage eine Rede gehalten wird nach vorgängiger Concurrenz unter den Studirenden.

Von Ihnen, höchstgeehrte Herren, hängt es, wenn ich nicht irre, nun ab, dafür zu sorgen, dass die vom Reg.-R. Schreibers verordnete Rede an eben diesem Tage des festlichen Mahles gehalten und eine vollständige Feier an die Stelle zweier Bruchstücke gesetzt werde, deren keines auch nur den

halben Eindruck machen kann, welchen die Feier machen soll, so lange man nicht die beiden Stücke zu einem anständigen Ganzen verbindet. Aber auch so noch würde etwas fehlen, was sehr leicht kann geschafft werden. Die Stiftung ist so reich, dass sie neben dem Hauptpreise gewöhnlich noch ein Accessit bewilligt. Wie leicht wäre es, das Accessit zu einem zweiten Preise zu ergänzen! Und wenn ich vorhin von dem langen, sich stets verlängernden Zeitraum zwischen Kant und der jedesmaligen Gegenwart nicht leere Worte geredet, — wenn ich bei Ihnen, wie ich es eben wünschte, einige Sorge erregt habe, ob auch der Ruhm der Kantischen Lehre sich neben der fortschreitenden Wissenschaft stets frisch genug erhalten könne: so liegt es ja wohl vor Augen, was dabei zu thun sei. Nur die unbestimmte Sorge ist zu fürchten, keinesweges die Schärfe der Prüfung. Die Frage muss offen vorliegen. Eine zweite Rede, — nicht mehr Lobrede auf Kant, sondern über irgend einen beliebigen, jedoch bedeutungsvollen Gegenstand der Philosophie, muss daneben gestellt, muss gleich nach der vorigen gehalten werden. Auf diese Weise wird ein Unterschied zum Vorschein kommen zwischen dem Ehemals und dem Jetzt; der Zeitraum von Kant bis heute wird eine natürliche Beleuchtung empfangen, wenn einerseits die Kantische Lehre, andererseits der jedesmalige Zustand der Wissenschaft sich in den beiden Reden zu Tage legt. Meinen Sie, Kant würde dabei verlieren? Wagen Sie es darauf! Es kann begegnen, dass er dies Jahr in der Vergleichung zu verlieren, aber nächstes Jahr beim Wetteifer der Redner wieder zu gewinnen scheint. Trauen Sie dreist auf den eigenen Werth der Kantischen Werke. Im Innern des Lehrgebäudes war viel zu verändern; aber das Verhältniss der Lehre zu dem allgemeinen Bedürfniss der Welt ist so richtig, der Gesamteindruck derselben so stark und so wohlthuend, die Warnungen Kant's gegen überspannte Speculation, gegen Schwärmerei und Träumerei aller Art sind für jedes kommende Zeitalter so gewiss heilsam und nothwendig, dass Sie gar nicht ängstlich fragen dürfen, ob etwa irgend einmal dem Lobe Kant's durch Entfernung dessen, was Vergleichung herbeiführen kann, eine klägliche Schutzwehr müsse geschafft werden. Gerade im Gegentheil, wollen Sie Ihr Werk ganz vollenden: so verfügen Sie, dass in jedem Jahrzehend einmal ein Paar von den ge-

haltenen Reden gedruckt werde. Dadurch können Sie den Ehrgeiz der jugendlichen Redner noch mehr, als durch Ihre, übrigens sehr nöthige, persönliche Gegenwart anfeuern; denn die Ehre, in zehn Jahren der Beste gewesen zu sein, ist mehr von nachhaltigem Werthe, während freilich für den Augenblick der Anblick zahlreicher und ehrwürdiger Zuhörer die grösste Spannung des Ehrgeizes hervorruft. Mögen Sie diese meine Vorschläge gütig aufnehmen, erwägen, verbessern, und wo nicht gleich ausführen, so doch der allmählichen Ausführung näher bringen.

16.

Aus einem (beabsichtigten) öffentlichen Sendschreiben an Brandis, den Recensenten der Allgemeinen Metaphysik.

I.

Am ersten October 31.

...¹⁾ Die wahren, realen Elemente, die sich uns durch ihr Erscheinen anmelden, sind ausser uns, völlig unabhängig von uns vorhanden. Sie würden vorhanden sein, wenn wir auch gar nicht wären. Dass sie uns erscheinen, ist für sie selbst nur eine entfernte Folge ihrer mannigfaltigen und sehr wechselnden Gemeinschaft unter einander; und wenn einige wenige derselben in unserm Handeln sich von uns etwas gefallen lassen, so ist dieses ihr Leiden von uns unendlich gering im Vergleich mit der Gesamtheit des wirklichen Geschehens, was aus jener Gemeinschaft hervorgeht. Was ich von zufälligen Ansichten gesagt habe, kann diesem Realismus nicht im Geringsten Abbruch thun. Wenn der Mathematiker die Kräfte nach verschiedenen Richtungen zerlegt, so steht er darum gewiss nicht auf einem idealistischen Standpunkte, ob schon er weiss, dass seine Zerlegung blos ein Hilfsmittel seines Denkens ist. Er nimmt die Kräfte für etwas Wirkliches. Und die Zerlegung wird jedesmal geboten und bestimmt durch den wirklichen Unterschied gegebener Richtungen; daher in der Anwendung der zufälligen Ansicht, als ob Eine Kraft aus

1) Anschliessend an die Worte (S. W. XI, p. IX): „es wird genügen, dass ich mich nochmals zu einer durchaus realistischen Ansicht bekenne“. I u. II aus Herbart's literarischem Nachlass, durch Vermittelung des Herrn Dr. Reicke in Königsberg

mehreren bestände, nichts Willkürliches übrig bleibt. Ebenso betrachte ich die wirkliche Verschiedenheit der Qualitäten als den Grund, weshalb wir jedes reale Wesen, das auf ein anderes wirkt, durch eine bestimmte zufällige Ansicht würden auffassen müssen, wenn uns die Qualität eines jeden bekannt wäre. An wirkliches Auffassen ist nicht einmal zu denken.

Sie wissen, dass ich weit entfernt bin, diesen meinen Realismus als ein Axiom hinzustellen. Das Ich des Idealismus war gerade der erste Gegenstand meiner selbstständigen Untersuchungen. Die Unmöglichkeit dieses Ich war deren erstes Ergebniss. Völliges Aufgeben des gesammten Idealismus als einer in jeder Gestalt unrichtigen Ansicht war die unvermeidliche Folge. So entstand auf rein theoretischem Wege mein Realismus.

Gesetzt nun, über diesen Punkt sei ich von Ihnen missverstanden worden, so darf ich mich nicht wundern, wenn meine ganze Metaphysik in Ihren Augen ein überaus künstliches, aber auch überaus verworrenes Ansehen bekam. Dass bei Ihnen das Fichte'sche Ich sehr viel mehr gilt als bei mir, schliesse ich aus vielen Stellen Ihrer Recension, die zuweilen, wenn dadurch meine Meinung sollte bezeichnet werden, mir nur verständlich wurden, indem ich geradezu anstatt des Wortes Ich den Ausdruck die Seele setzte. Es kommt nun freilich hier der Weg der Untersuchung in Betracht, welche an den speculativen Begriff des Ich ist geknüpft worden. Deshalb fordern Sie mich zu einer Erläuterung meiner Methodologie auf. Entschuldigen Sie, wenn ich dieser Aufforderung Folge zu leisten Bedenken trage; wir stehen hier, wie es scheint, noch gar zu weit aus einander. Der vordere Theil Ihrer Recension bezieht sich nicht hinlänglich genau auf mein Buch; und wenn nicht das Folgende mir näher träte, so hätte ich Ihnen ebenso wenig, als manchem Andern, dem ich nur mein Stillschweigen entgegensetze, zumuthen mögen, in erneuerte gemeinsame Ueberlegung mit mir einzugehen. Um doch Einiges anzuführen, bemerke ich, dass Sie auf den Satz vom zureichenden Grunde sich beziehen. Darüber möchte ich am liebsten bloß auf das letzte Capitel meiner Encyclopädie verweisen, wo von der gänzlich leeren Abstraction die Rede ist, welcher man bei allgemeiner Betrachtung der Gründe sich hinzugeben pflegt.

Leibniz fordert bekanntlich, man solle ihm den Satz des zureichenden Grundes in dreifacher Bedeutung als ein Axiom zugeben. Er nahm es übel, wenn die ihm gegenüber stehende Freiheitslehre das verweigerte. Meinerseits muss ich hier beiden Parteien zugleich Unrecht geben. Der Fehler liegt darin, dass man voraussetzt, es gebe Gründe, nur seien nicht alle Gründe zureichend. Meine Untersuchung stellt aber die ganze Möglichkeit, dass es überhaupt Gründe geben könne, von vorn herein in Zweifel; und hier, wenn irgendwo, ist meines Erachtens Zweifel der Weisheit Anfang. Weiterhin folgt bei mir eine so vieltheilige Sonderung der verschiedenen Arten von Gründen, dass für einen allgemeinen Satz vom zureichenden Grunde gar keine Bedeutung übrig bleibt. Nicht nur die Erkenntnissgründe überhaupt sind verschieden von den Causalitäten, sondern die allgemeinen Begriffe jener und dieser sind noch immer leere Abstractionen; und die ganze Frage nach der Möglichkeit eines Grundes bekommt erst dann einen Sinn, wenn man auf der einen Seite logische Syllogismen von metaphysischen Principien, auf der andern die Causalität unter mehreren realen Wesen von derjenigen absondert, welche zwischen den innern Zuständen eines und desselben realen Wesens stattfindet. Die Sonderung geht noch weiter, aber hier mag genügen zu bemerken, dass, wie bei Nominal- und Real-Definitionen, so auch im Gebiete der Abstractionen man überall die höchste Vorsicht anwenden muss, um nicht leere Begriffe mit gültigen zu verwechseln; denn solche Untersuchungen, die an jene ersten geknüpft sind, brachten von jeher die Metaphysik nur in Verlegenheit.

In die Classe der leeren Begriffe stelle ich nun auch diejenige Dependenz, welche vorgeblich in hypothetischen Urtheilen noch etwas Besonderes ausdrücken soll, das nicht schon vollständig in jedem Prädicat läge, sofern dasselbe als Prädicat sein Subject voraussetzt. Sie aber wollen Sich den Unterschied der kategorischen und hypothetischen Urtheile nicht rauben lassen. Gesetzt einmal, in diesem Punkte wäre ich nachgiebiger als ich bin: was würden Sie damit gewinnen? Natürlich einen logischen Unterschied, wo ich, der ich jedes antecedens lediglich als ein Subject, jedes consequens lediglich als ein Prädicat — und rückwärts jedes Subject als ein antecedens und jedes Prädicat als ein consequens betrachte,

nur einen grammatischen Unterschied anerkenne. Vielleicht auch gilt Ihnen der vorgebliche logische Unterschied zugleich für einen psychologischen; und hier trage ich weniger Bedenken, Ihnen etwas einzuräumen; denn jede grammatische Form drückt eine besondere Art des Verhältnisses unserer Vorstellungen aus. Also mag wohl meine Strenge im Abscheiden der Psychologie von der Logik den Grund der Missheiligkeith enthalten.

II.

... Eben kommt mir das sechste Stück der Schlesischen Provinzial-Blätter vom Jahre 1831, und hierin ein Aufsatz zu Gesichte, welcher das Buch der Herren Schubarth und Carganico über Philosophie überhaupt und über Hegel's Philosophie insbesondere betrifft. Der Anfang des Aufsatzes enthält eine Stelle aus meiner Recension dieser Schrift¹⁾, das Ende aber ist ein Brief von Süvern, den ich Ihnen ganz hersetzen will.

„Ew. Wohlgeboren sage ich für die mir gütigst zugesandte Schrift über Hegel den aufrichtigsten und verbindlichsten Dank. Ich habe sie aufmerksam und mit grossem Interesse, und fast möchte ich sagen, in steter Unterhaltung mit ihrem Herrn Verfasser gelesen, wozu ich mich um so mehr angeregt fand, als mir eine fast durchgängige Uebereinstimmung mit meinen Ansichten begegnete. Ich nehme keinen Anstand zu gestehen, dass ich sie für sehr verdienstlich halte, und wünsche, dass sie allgemein beherzigt werden möge. Mit grosser Erwartung sehe ich der verheissenen Kritik des Hegel'schen Systems entgegen, und habe die Ehre mit der vorzüglichsten Hochachtung zu sein u. s. w.“

Berlin, 23. März 1829.

Süvern.

Wie konnte Süvern so etwas schreiben? — Diese Frage, mein verehrter Freund, wird uns, glaube ich, auf Fichte zurückführen.

Kränklich und verstimmt, wie Süvern es im Jahre 1829 war (ich habe ihn bald nach dem Datum des Briefes gesehen) konnte er allenfalls glauben, eine Streitschrift gegen Hegel, die selbst als solche völlig bedeutungslos ist, werde den Zu-

1) Herbart's S. W. XII, S. 794.

drang zu Hegel's Auditorium etwas beschränken. Aber unmöglich konnte sein stets wachender Geist es übersehen, dass diese Schrift sich dergestalt breit macht, als hätte sie in Hegel die Philosophie selbst getroffen.

Meine Erinnerung an Süvern reicht zurück bis in die Zeit, da er mit mir zugleich Student in Jena war; das heisst, ins Jahr 1794. Fichte war damals eben aufgetreten. Den starken Eindruck, welchen dies Auftreten machte, hat Süvern ohne Zweifel empfunden. Er hat späterhin Gelegenheit gehabt, von einem hohen Standpunkte herab Fichte's Laufbahn zu beobachten. Demnach glaube ich annehmen zu müssen, ihm sei die Philosophie vorzugsweise durch Fichte repräsentirt worden.

Geht es der Mehrzahl unserer Zeitgenossen anders? Die Meisten urtheilen nach dem, was sie sehen. Ist die Philosophie ein Paar Decennien lang idealistisch gestimmt, so halten sie den Idealismus für Philosophie überhaupt und beurtheilen das Wirken der Philosophie nach dem Wirken des Idealismus.

Sehen Sie nur, mein theurer Freund, weshalb ich es ungern ertrage, dass Sie in einigen Aeusserungen vorauszusetzen scheinen, meine Metaphysik sei idealistisch? — Doch Sie können Sich unmöglich lange dergestalt täuschen über eine Thatsache, die Ihnen in meinen Büchern klar vor Augen liegt. Darum wollen wir nicht streiten; aber ich muss suchen, Sie aufmerksam zu machen. Dazu kann mir füglich der Gegenstand dienen, den ich einmal ergriffen habe.

Ich hebe noch aus dem erwähnten Aufsätze folgende Stelle aus:

„Als die Philosophie unter den Griechen sich zu entwickeln begann, hatte sie das Verdienst, in einem Zustande, wo die Menschheit eben erst herankommend nur in vielen, wenn auch geistreichen und genialen Einzelheiten sich gewahr wurde, dieselbe an ein darüber schwebendes Allgemeine zu erinnern, und so dem Einzelnen zu entreissen, d. h. der Einseitigkeit, der Beschränktheit zu entrücken. Bei der nach allen Richtungen entwickelten Stellung der Menschheit in der nachchristlichen Zeit ist die Gefahr, einseitig dahin gerissen, und mithin auf etwas Einzelnes beschränkt zu werden, weit weniger nahe liegend (denn schon die christliche Religion nöthigt den Menschen immerwährend, Geist

und Gemüth an einem universelleren Ganzen des Himmels und der Erde zu üben) als das Gegentheil, nämlich im Allgemeinen und Allgemeinsten zu verschweben und sich darin zu versenken. Daher ist das Bedürfniss für die neuere Welt viel weniger vorhanden, an das Allgemeine besonders erinnert zu werden; und jeder Versuch, darauf hinzuweisen, muss in dem Maasse missglücken, als bei dem reichen Weltinhalte und den mannigfaltig entwickelten geistigen Zuständen die Formeln, welche ersonnen worden, diesen Weltinhalt mit einem Male auszudrücken und zu befassen, nur kahl, dürftig und leer, mithin unwahr im Verhältniss gegen das befunden werden können, was sie ausdrücken sollen. Daher scheitert fast jedes moderne philosophische System an diesem reichen, vor uns ausgebreiteten Weltinhalte; und keine einzige Formel von Kant und Fichte hat, mit Ausnahme einer augenblicklichen Täuschung, ausgereicht, sein wahres Verhältniss auszudrücken.“

Auf diese Weise beabsichtigt man die Schrift der Herren Schubarth und Carganico dem Publikum zu empfehlen. In der That, ihr Sachwalter ist nicht ungeschickt.

Im Allgemeinen zu verschweben ist schädlich.

Die Philosophie verschwebt im Allgemeinen.

Also die Philosophie ist schädlich.

Quaeritur: was heisst „verschweben im Allgemeinen“? Antwort: es heisst zweierlei; nämlich in der Aesthetik heisst es, die Abstraction so weit treiben, bis die ästhetischen Verhältnisse zerstört sind; in der Methaphysik heisst es, die Abstraction so weit treiben, bis einerseits das Gegebene, andererseits das Treibende der philosophischen Probleme aus den Augen verschwunden ist.

Vieles gegen diese Verkehrtheiten habe ich in der Encyclopädie gesagt. Also — was falsche Systeme anlangt — concedo; was wahre Philosophie betrifft, — nego minorem.

Uebrigens mögen Diejenigen, welche von dieser Seite die Philosophie angreifen, ja dafür sorgen, dass man bei ihnen recht viel Kenntnisse des Besondern in Naturwissenschaft und angewandter Mathematik antrefe, damit man sie nicht in die Classe der frères ignorantins versetze. Am allermeisten aber mögen sie sich hüten, dass sie nicht unter verändertem Namen dieselbe Philosophie lehren, die sie darum angreifen,

weil sie eben keine andere gelernt haben. Es hilft nichts, den Zuschnitt und die Sprache neu zu gestalten; die Sache muss anders werden.

Es ist aber die Sache des Idealismus, von der wir sprechen. Als dieser sich erlaubte, die ganze Welt unter den allgemeinen Begriff des Nicht-Ich zu fassen, da machte er einen Versuch, den man ihm nur insofern gestatten kann, als es nützlich ist, einmal etwas Unmögliches zu beginnen, nämlich um sich von der Unmöglichkeit zu überzeugen. Denn unmöglich ist das Ich, welches dem Nicht-Ich gegenüber stehen bleibt. Aber dieses gerade müsste man einsehen. Statt dessen corrigirte man, uneingedenk aller Warnungen Kant's, das ungereimte Ich durch eine transcendente Theologie, die man vom Spinoza entlehnte. Das war das Unheil der Philosophie; und hiermit war sie und bleibt sie den leichtfertigsten Angriffen Preis gegeben.

Hätte man das ungereimte, vorgeblich reine Ich von sich gethan, wie man sollte und musste, so wäre auch sein lächerliches Gegenstück, das Nicht-Ich, von selbst verschwunden, und die wirkliche Welt wäre wieder in ihre Rechte getreten.

Bemäntelt man aber vollends seine Unwissenheit mit Briefen hoher Staatsbeamten, so lässt sich erwarten, dass solche Auctoritäten (von denen freilich die Philosophie nichts versteht) auch auf der entgegengesetzten Seite erscheinen.

Und jetzt, verehrter Freund, brauche ich Ihnen gewiss keine Erläuterung mehr darüber zu geben, weshalb ich mich Kantianer nenne. Durch Kant war der Untersuchungsgeist von seiner falschen Richtung, wohin er niemals durchdringen kann, zurück gerufen. Hiermit konnten diejenigen Bahnen, welche für ihn gangbar sind, für geöffnet gelten. Aber Fichte berührte die Theologie mit gleicher Unvorsichtigkeit erst von der einen, dann von der andern Seite. Damit war Alles wieder verdorben.

Und was berührte er sonst? Den Staat! Das trieb er so weit, bis endlich gar eine Verfassung für die Jugend herauskam. Vor lauter Bestimmungen dessen, was der Staat sein und werden solle, gelangte er niemals zur Ueberlegung dessen, was der Staat wirklich ist und sein kann. So geht's, wenn man aus der Idee construirt, anstatt psychologische Untersuchungen anzustellen.

Dass ungeachtet aller begangenen Fehler Fichte eine sehr glänzende Stelle in der Geschichte der Philosophie behauptet und stets behalten wird, versteht sich von selbst. Die Geschichte sammelt Alles was gross ist; ihr Warnungsspiegel zeigt, was man vermeiden soll, und dafür sind gerade die deutlichsten Warnungsmuster ihr die liebsten; besonders wenn das Verfehlete in guter Absicht verfehlt wurde. Und wer wird an Fichte's Absichten zweifeln?

Königsberg, 28. Nov. 31.

III. 1)

Ich erwähne noch mit zwei Worten der Bewegung. Nicht als ob ich diesen Gegenstand an sich betrachten wollte, sondern nur in Bezug auf den ganzen Zusammenhang. Insofern können Sie nicht weit fehlen, wenn Sie meine Elemente als Leukippische Atomen mit ursprünglicher Bewegung betrachten. Denn in der That, (nicht etwa blos in unsrer Vorstellung!) würden sich die Elemente in dem Raume, den ich den intelligibeln blos deshalb nenne, weil er nicht für eine Kantische Form der Anschauung, sondern geradezu für den nämlichen Raum gelten soll, den Andere den wirklichen Raum nennen, — nach allen Richtungen bewegen, wenn nicht zwei Umstände hinzukämen; ein begreiflicher und unbegreiflicher. Der begreifliche Umstand ist die Attraction und Repulsion der Elemente, welche ich nachgewiesen habe, und von welcher keine Atomenlehre etwas weiss. Diese Attraction musste die im Raume vorhandenen Elemente dahin bringen, sich in Weltkörper zu verdichten. Aber die Weltkörper würden nach aller Wahrscheinlichkeit noch immer kreuz- und quer durch einander fahren, wenn nicht der unbegreifliche Umstand hinzukäme — die Vorsehung, — die wir uns durch keine transcendente Theologie verderben wollen, — der wir aber die Ruhe des Fixsternhimmels zuschreiben müssen. Das bedeutet ungleich mehr, als alle irdische, mit irdischen Zeit-Begebenheiten zusammenhängende — aufs Universum ohne Grund ausgedehnte Theologie mit ihren kosmologischen Ansprüchen. Unsre Theologen denken nicht einmal an den Jupiter, viel weniger an die Fixsterne; sie thun immer,

1) Durch Hrn. Geh. Rath Prof. Dr. Drobisch mir mitgetheilt.

als wäre die Erde der Mittelpunkt der Welt. Mögen sie doch durch Missionäre einmal die Heiden im Monde bekehren! Dass Vorstehendes durchaus realistisch, und nicht im allergeringsten idealistisch laute, werden Sie einräumen. Es lautet aber nicht bloß so, sondern es ist so meine wahre und definitive Meinung. Finden Sie, mein verehrter Freund! nun irgend etwas in meinen Schriften, das Ihnen idealistisch klingt, so seien Sie fest überzeugt, dieser Klang verführt Sie! Den einmal vorhandenen realistischen Boden dürfen Sie, sofern Sie mich zu verstehen wünschen, schlechterdings gar nicht mehr verlassen. Wohl aber dürfen Sie meinen intelligibeln Raum als die Erkenntniß des wirklichen Raums betrachten. Es wird Ihnen an den gehörigen Stellen schon wieder einfallen, dass ein Raum, — blosser Raum, — doch eigentlich nichts Wirkliches sein könne; — aber diese Bemerkung darf Sie schlechterdings nicht zum Suchen nach Idealismus bei mir verleiten; sondern Sie können leicht hier hinreichenden, unüberwindlichen Widerstand leisten. Und wenn Sie irgendwo in meinen Schriften lesen: der ganze Realismus werde die unvermeidliche Beute des Idealismus, so darf auch dieses Sie durchaus nicht im geringsten an mir irre machen, sondern Sie sind gebeten, Sich sogleich zu erinnern, dass bei mir den Idealismus seine innern Widersprüche platzen machen. Daraus folgt — was sich von selbst versteht, — der Idealismus lässt die Beute, die er verschluckte, wieder fahren; und aus seinem Rachen geht der Realismus völlig unversehrt, und nun auf immer gesichert, wieder hervor.

Soviel ich sehe, ist es allein der idealistische Faden, an welchem gefasst, sich mein ganzes Gewebe unbegreiflich kraus und bunt gezogen hat. Schneiden Sie diesen Faden dreist ab. Dann wird das Ganze von selbst glatt werden; und es wird Sie bald bedünken, Sie haben in der ganzen Geschichte der Philosophie nichts so Glattes und Einfaches gesehen. Der einfachste Glaube an die Vorsehung wird an die Spitze treten; und die einfachste Psychologie nach Locke's Weise, nur ein wenig ordentlicher ausgeführt, wird sich zum Gefäß darbieten, um unsere empirischen Kenntnisse sowohl des gesunden als des kranken geistigen Zustandes in sich aufzunehmen. In der Physik und Chemie und Biologie werden Sie Sich mit mir, wie mit jedem guten Naturforscher, ohne weitere Künstelei von Gesetzen unseres Vorstellens u. dgl. bewegen können,

— und ohne spinozistische Bedeutungen! Ist das Verlust, so will ich ihn geduldig tragen. Nun will ich, blos der mehreren Sicherheit wegen, noch einmal auf einen schon besprochenen Punkt Ihres Briefes zurückkommen. Sie sagen: — einfache Wesen seien vorhanden: wie werden Vorstellungen daraus? Darauf antworte ich:

1) Aus einfachen Wesen wird gar Nichts. Sie bleiben lediglich, was sie sind.

2) Vorstellungen werden nicht aus Wesen, sondern aus Empfindungen.

3) Empfindungen sind innere Zustände einfacher Wesen. Jedes Wesen ist und bleibt in jeder seiner Erfindung sich selbst gleich, denn empfinden ist nichts anderes als sich selbst erhalten.

4) Jede einfache Empfindung ist so einfach, wie das Wesen, das in ihr sich selbst erhält.

5) Jede Empfindung, sich selbst überlassen, würde ewig fort dauern.

6) Keine Empfindung ist an sich eine Vorstellung von irgend Etwas; am wenigsten ist sie Bild eines Dinges ausser uns.

7) Was aus mehreren Empfindungen Eines Wesens weiter werde, das hängt von dem Verhältnisse der Empfindungen unter einander ab.

8) Gefühle und Begierden sind frühere Producte aus mehreren Empfindungen, — frühere, als Vorstellungen.

9) Vorstellungen, nämlich Bilder, Objecte, kommen erst insofern zum Vorschein, als die Verbindung der Empfindungen bestimmte Formen annimmt.

10) Damit von einem Subjecte die Rede sein könne, muss erst die Vorstellung vom Vorstellen sich gebildet haben.

11) Das Subject ist lediglich ein Vorgestelltes, welchem das Vorstellen zugeschrieben wird.

12) Die wirkliche Seele ist nicht unmittelbar Subject, denn sie ist nicht unmittelbar vorstellend, sondern sie ist nur mittelbar vorstellend, inwiefern diejenigen innern Zustände in ihr, welche zuerst Empfindungen waren (5), geblieben sind, und in der Reproduction wirksam wurden gemäss den Formen ihrer Verbindung, die sie allmählich je nach vielfach wiederholter, stets neue Abbildung veranlassender Reproduction, gewonnen haben. Davon handelt die Psychologie.

17.

Herbart's Entgegnung auf ein metaphysisches
Bedenken von Strümpell¹⁾.

Es scheint, das unvollkommene Zusammen sei der einzige Gegenstand, der Bedenken erregen konnte, indem er fühlen lässt, es sei noch nicht Alles entwickelt, was darüber zu sagen wäre. Vielleicht treffe ich den Punkt der Bedenklichkeit auf folgende Weise, indem ich den Ursprung dieses Begriffes aufsuche.

Beide Begriffe sind ursprünglich
gar nicht Raumbegriffe.

1) In der Ontologie wird das Wort Zusammen, welches zuerst am Ende der Methodik der Beziehungen zum Vorschein kam, ein Ausdruck für wirkliches Geschehen der paarweise zusammengehörigen Selbsterhaltungen. (Metaphysik II, Seite 170.) Dadurch beschränkt sich die Bedeutung des Wortes gar sehr, während ihm dennoch auch die Anwendung auf Vorstellungen, die in Einer Seele zusammen sind, muss gelassen werden.

2) Später wird das Nicht-Zusammen bedeutend (ebendasselbst S. 200), es entwickelt sich daraus erstlich das An-Einander, aber fernerhin auch jede Vervielfältigung des Aneinander, die starre Linie, die Durchkreuzung mehrerer starrer Linien u. s. f.

So weit nun war vom unvollkommenen Zusammen noch gar kein Anlass zu sprechen. Wie aber, wenn wir jetzt diesen Begriff rückwärts, bis in die Ontologie hineintrügen? — Alsdann wäre seine Bedeutung: vermindertes wirkliches Geschehen. Die Verminderung nun wäre zwar ein leerer Gedanke; aber soweit das mindere Geschehen wirklich reichte, wäre das wiewohl nur unvollkommene Zusammen doch ein Zusammen, also der Ausdruck des Causal-Verhältnisses.

Es ist hierbei zu bemerken, dass der Lauf der Untersuchung gar nicht aus dem Zusammen das wirkliche Selbsterhalten erklärt, sondern das Zusammen der Wesen von Anfang an durch das Selbsterhalten seine Aufklärung und Bedeutung erhält. Nicht-Zusammen heisst Anfangs bloss: Nicht-Selbsterhalten. Diesem ganz allgemeinen Begriffe bleibt auch späterhin jede Raumdistanz logisch untergeordnet.

1) Durch Herrn Staatsrath Prof. Dr. Strümpell mir mitgetheilt.

3) Ganz anders gestellt ist die Betrachtung dort, wo das unvollkommene Zusammen zuerst zum Vorschein kommt. Die Synechologie hat dort die Qualitäten und Selbsterhaltungen gänzlich fallen lassen. Nachdem dieselben bei Seite gesetzt sind, stösst sie in der Raumconstruction, mit der sie einzig beschäftigt ist, auf unvermeidliche Widersprüche. Hier nun ist das unvollkommene Zusammen ein reiner Raumbegriff; anfangs ohne alle Beziehung auf wirkliches Geschehen. — Darin eben liegt etwas Unbequemes, dass die Begriffe das Zusammen und Nicht-Zusammen anfangs im ontologischen Sinne auftreten, und erst später den Begriff des unvollkommenen Zusammen als einen neuen Ankömmling zwischen sich annehmen; zuerst in bloss synechologischer Bedeutung. Allein der Lauf der Untersuchung bringt das so mit sich; und eine bequemere Darstellung in dieser Hinsicht möchte sich kaum finden lassen.

Verbesserungen.

S. 1 Z. 1 v. u. lies schalte ich st. schalten wir.

S. 145 Z. 2 v. o. ist nach „Gries“ die Bemerkung einzuschalten: Die Briefe an Gries sind in dessen Leben bereits abgedruckt.

